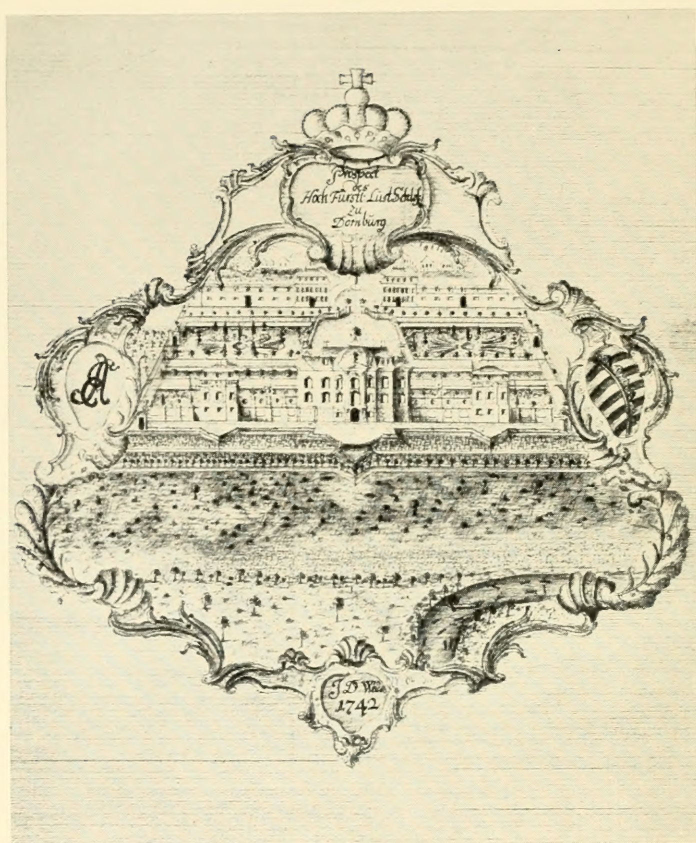




Das Rokokoschloß des Herzogs Ernst August
Goethes Dornburg von 1776 bis 1818

Ger. Philol.
G

Jahrbuch
der
Goethe-Gesellschaft

Im Auftrage des Vorstandes
herausgegeben
von
Max Hecker

251433
13.2.31.

Sechzehnter Band

Weimar / Verlag der Goethe-Gesellschaft
1930



PT
2045
G645
B0.16

Printed in Germany

Der vorliegende sechzehnte Band des 'Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft' richtet sein Augenmerk vornehmlich auf unseres Dichters Bindung an die weltgeschichtlichen Ereignisse seiner Zeit. Ausbruch und Fortgang der Französischen Revolution, der zerstörenden Wirksamkeit eines unterirdischen Vulkans vergleichbar, beherrschen das Denken und Fühlen des reifen Mannes wie vor Zeiten das Erdbeben von Lissabon die Vorstellungswelt des Knaben; die Riesengestalt Napoleons verwirklicht vor dem nur zu willigen Bewunderer alle dichterischen Phantasien von schicksalhafter Dämonengröße. Goethe und Napoleon: wie bei dem diesjährigen Ausflug nach Erfurt der Anblick jenes Gemachs, in dem am 2. Oktober 1808 Goethe vor Napoleon gestanden, den Mitgliedern der Gesellschaft die Erinnerung an diese denkwürdige Begegnung mit besonderer Eindringlichkeit nahe gebracht hat, so stellt nun auch unser 'Jahrbuch' die beiden Weltenherrscher Stirn gegen Stirn und führt vor Augen, wie sittlich-geistige Dichterkraft nach langem Kampfe zuletzt doch der maßverachtenden Erberergewalt in der Erkenntnis Herr wird. Als der Kaiser den Dichter zur Audienz befahl, da handelte es sich für ihn um einen wohlberechneten Versuch, sich nach Besiegung des politisch-militärischen Deutschlands nun auch des geistigen zu versichern; in demselben Sinne ist auch die Zusammenkunft Napoleons mit dem großen Geschichtsschreiber Johannes v. Müller zu werten, und der Aufsatz unseres Bandes, der diesem vielberufenen Gespräche gewidmet ist, bildet ein lehrreiches Gegenstück zu der Erfurter Unterredung. Er gehört um so mehr in den Rahmen des 'Jahrbuchs', als er aus den unerschöpflichen Vorräten des Goethe- und Schiller-Archivs gespeist wird. Aus dem Archiv stammt dann weiterhin der Beitrag, der, eine der frühesten Goetheveröffentlichungen durch

damals (1850) übersehene Stücke ergänzend, den Dichter im Verkehr mit einem der merkwürdigsten Diplomaten des französischen Kaisers zeigt.

Wenn Goethe selbst nicht nur in die Weltliteratur, sondern recht eigentlich in die Weltgeschichte eingegangen ist, so verdankt er das der Weltdichtung des 'Faust'; auf den 'Faust' richtet sich in zweiter Linie die Aufmerksamkeit des vorliegenden Bandes. Zwei der umstrittensten Gestalten des Dramas, die eine der vollkommene Gegensatz der andern, werden betrachtet: Erdgeist und Homunculus. Der künstlerische Aufbau des Werkes, das verborgene Grundgesetz ethisch-ästhetischer „Spiraltendenz", wird beleuchtet. Bei solcher literarhistorisch-sachlichen Durchdringung der Dichtung aber will das 'Jahrbuch' nicht stehen bleiben: zu praktischer Charakterkunde wird der 'Faust' als Erkennungsmittel angewendet, einen bestimmten Menschentypus zu erfassen, und wie in Wilhelm v. Humboldt, dessen Wesensart nur zu leicht den Anschein ausgeglichenen Maßes erweckt, die unruhige Grundstimmung Faustischen Unendlichkeitsstrebens, Faustischen Unbefriedigtseins nachgewiesen wird, so tritt uns in Christian Schlosser eine Faustische Natur entgegen, die, in vielen Wissenschaften zu Hause, von allen Wissenschaften unbefriedigt, im romantischen Sehnsuchtsgefühl ein unbetretenes Land zu kolonisieren hofft — das Land des Glaubens und des Jenseits.

Weimar, August 1930.

Max Hecker.

Wilhelm v. Humboldt und der Faustische Mensch

Ein Beitrag zur Charakteristik W. v. Humboldts[1])

Von Werner Schultz (Hamdorf, Kreis Rendsburg)

Das Thema nachfolgender Ausführungen birgt eine Gefahr in sich, auf die nachdrücklich hingewiesen werden muß. Der Faustische Mensch ist eine Idee. Die Persönlichkeit Humboldts ist eine mehr oder weniger gegebene historische Wirklichkeit mit ihren Tiefen, ihren Fernen, ihrer Unausschöpfbarkeit. Die Gefahr besteht darin, daß man versucht sein könnte, die irrationale Wirklichkeit mit jener Idee in Deckung zu bringen, oder — wie Humboldt selbst ähnlich gesagt hat — diese Idee jener Wirklichkeit gewaltsam und eigenmächtig einzugliedern, so daß vielleicht gerade das Spezifikum der historischen Individualität verloren ginge.

Gerade in bezug auf Humboldt ist diese Gefahr schon einmal bei einer ähnlichen Themastellung aktuell gewesen. Spranger stellte das Thema: 'W. v. Humboldt und die Humanitätsidee' (1909). Er formuliert am Anfang seines Buches, das in der Geschichte der Humboldtforschung immer eine bedeutsame Stelle behaupten wird, die Idee der Humanität, wie sie am Ende des 18. Jahrhunderts am deutlichsten in die Erscheinung trat. Ihr grundlegendes Erlebnis ist das der Individualität. Im zweiten Abschnitt ihres Werdens erweitert sich das Individuum zur Universalität, indem es sich soviel Welt wie möglich einzugliedern sucht. Der wichtigste Abschnitt aber ist der dritte und letzte: der der Totalität, in der Individuum und Welt sich zu einem harmonischen Ganzen von vollendeter Gleichmäßigkeit

[1]) Humboldts Werke wurden in der Ausgabe der Preußischen Akademie d. Wissenschaften, Berlin 1903 ff. (A. Leitzmann) benutzt.

zusammenschließen. Dies rationale Schema aber ist, wie Spranger nachzuweisen sucht, auch der Rhythmus des Lebens W. v. Humboldts. Auch dies Leben nämlich erweitert sich aus seiner Individualität zur Welt und schließt Welt und Ich zu einem harmonischen Ganzen zusammen. „Selbstbildung und Rezeptivität halten sich das Gleichgewicht, statt daß etwas Einzelnes auf das Innere einstürmt und es aus seinen Bahnen wirft" (S. 454 f.). Wie kein zweiter hat Humboldt dies Ideal praktisch verwirklicht. Er war eine überwiegend klassische Natur. „Selten hat ein Mann von so reicher Empfänglichkeit so wenig um sein inneres Glück kämpfen müssen wie er" (S. 110). „Diejenige Vertiefung, die nur in schweren Lebensstürmen errungen wird, jene heroische Größe, die nur der Druck des verzweifelten Kampfes um die innere und äußere Selbstbehauptung herauspreßt, werden wir bei Humboldt vergeblich suchen. Ihm war der leichte Schritt der Genien beschieden: so wandelte er im seligen Lichte" (S. 111).

Hier sind also Idee und Individuum weitgehend zusammengelegt. Ob mit Recht? Die Möglichkeit des Rechts dieser Ineinsbildung besteht freilich. Es ließe sich der Fall denken, daß tatsächlich die von Spranger geschilderte Idee der Lebensrhythmus Humboldts gewesen wäre. Doch muß es dem kritischen Beobachter von vornherein verdächtig erscheinen, daß sich ein so reiches Leben wie das Humboldts so hemmungslos in eine Idee auflösen läßt. Man wird den Eindruck bei der Lektüre des Sprangerschen Buches nicht los, daß das entscheidende Gestaltungsprinzip hier die Idee der Humanität war, nicht aber die Wirklichkeit der historischen Persönlichkeit. Auch findet man, daß die Sachverhalte dieser Wirklichkeit keineswegs sich so reibungslos jener Idee unterordnen lassen. Ich habe bereits vor einigen Jahren in einer Abhandlung über die Sonettendichtung Humboldts den Nachweis zu erbringen versucht, daß diese Dichtung nicht den Eindruck erweckt, als wäre das Leben Humboldts — wie Spranger und vor ihm schon Haym urteilte — zu einer vollendeten Harmonie abgerundet.[1]) Dazu hat neuerdings

[1]) 'Zeitschrift für Theol. und Kirche', 1926, 236 ff. Diese Ansicht habe ich in zwei weiteren Arbeiten in der 'Deutschen Vierteljahrsschrift' noch

Kähler in seinem sehr bedeutenden Buch: 'Wilhelm v. Humboldt und der Staat' (1927) den Nachweis erbracht, daß die Seele W. v. Humboldts ungeheuer kompliziert gewesen ist und daß starke romantische und phantastisch wirklichkeitsfremde Einschläge in seinem Seelenleben gewaltige Spannungen schufen. Ist das aber wirklich der Fall, dann wäre Spranger jener oben erwähnten Gefahr, die eine Gegenüberstellung von Idee und Wirklichkeit mit sich bringt, erlegen. Aber was heißt überhaupt historische Wirklichkeit?

Während Spranger in den Fehler verfällt, die geschichtliche Wirklichkeit über Gebühr zu idealisieren, will Kähler im bewußten Gegensatz zu ihm „die Begebenheit selbst in ihrer menschlichen Faßlichkeit" darstellen. Zu dieser Begebenheit aber gehört das „zufällige Dasein" an und für sich, „in seinem ganzen Ausmaß". Noch mehr: „das zufällige Dasein ist die Wirklichkeit selbst". Diese Einstellung aber trifft ebensowenig das Wesen der historischen Wirklichkeit wie die Sprangers. Ich habe bereits bei meiner Besprechung des Kählerschen Buches in den 'Kantstudien' (1928, S. 294 f.) kurz darauf hingewiesen, daß bei solcher Einstellung unter dem Wust des Zeitlich-Empirisch-Realen das Wesen der darzustellenden Persönlichkeit nicht erfaßt wird. Gleichzeitig hat Gerhard Ritter in der 'Deutschen Literaturzeitung' (1928, S. 189) diese methodische Unklarheit Kählers bloßgelegt. Man wird zustimmen müssen, wenn Ritter schreibt: „Universalhistorisch ist biographische Arbeit überhaupt nur so zu rechtfertigen, daß im Lebenswerk jeder bedeutenden Persönlichkeit allgemeinere geistige Tendenzen von überindividueller Bedeutung, meist verschiedenartiger Herkunft, ihren Schnittpunkt finden und sich mit bestimmten geistigen Elementen individuellen Ursprungs unter bestimmten individuellen Voraussetzungen verbinden." Die geschichtsphilosophischen Arbeiten von Droysen, Dilthey, Simmel, Troeltsch u. a. haben unwiderleglich gezeigt, daß die geschichtliche Wirklichkeit uns nie in ihrem An-sich, sondern immer bereits in irgendwelcher kategorialen

---

näher begründet (1927, 1928). Vgl. dazu jetzt auch meine Abhandlung: 'Das Erlebnis der Individualität bei W. v. Humboldt', 'Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwiss. u. Geistesgesch.', 1929.

Formung gegeben ist. Der Begriff der Geschichte würde in undefinierbare Weiten verschwimmen, wenn er alles „zufällige Dasein“ umfassen sollte. Wichtiger aber ist noch ein anderes. Selbst wenn man noch so viel zufälliges Dasein einer historischen Persönlichkeit kennen würde, so würde man das Wesen dieser Persönlichkeit damit noch nicht kennen. Oder würde man Goethe kennen, wenn man von all dem zufälligen Dasein wüßte, mit dem seine körperlich-geistige Existenz umgeben war? Würde man dadurch seine Stellung in der Geistesgeschichte festgestellt haben, die er tatsächlich einnimmt? Das Wesen einer Persönlichkeit liegt in einer andern, einer ideellen Schicht, die freilich durch unzählige Fäden mit ihrem zufälligen Dasein zusammenhängt, die aber doch im Grunde ein Eigenes darstellt, eine Region für sich, in der sich uns das Letzte und Höchste einer Individualität erst öffnet. Das bekannte Wort Diltheys aus seiner 'Einleitung in die Geisteswissenschaften' (1883, S. 42) trifft den Sachverhalt noch immer am besten: „Der Biograph soll den Menschen sub specie aeterni erblicken, wie er selbst sich in Momenten fühlt, in welchen zwischen ihm und der Gottheit alles Hülle, Gewand und Mittel ist und er sich dem Sternenhimmel so nahe fühlt als irgendeinem Teil der Erde.“ Gewiß muß dabei die dauernde Fühlung mit der unteren Schicht des zufälligen Daseins gewahrt bleiben. Gewiß darf man nicht, wie Haym in seiner Humboldtbiographie, erst große Spannungen in der Seele seines Helden feststellen und dann — darüber zur Tagesordnung übergehend — dies Leben zu einer vollendeten Harmonie sich abrunden lassen, weil diese Harmonie nun einmal mit dem Begriff des großen Menschen ohne weiteres verbunden ist. Andererseits aber darf man auch nicht meinen, durch eine Analyse etwa der erotischen Veranlagung sich den Zugang zum Wesen der darzustellenden Persönlichkeit zu erschließen. Wie die Synthese von Wirklichkeit und Idee geschaffen, wie die Geburt der Idee mitten aus jener Wirklichkeit heraus vollzogen wird, das kann nicht formelhaft bestimmt werden, sondern bleibt das Geheimnis des feinen Taktes und der großen, schöpferischen Gestaltungskraft des Biographen.

In den folgenden Ausführungen soll die Persönlichkeit

W. v. Humboldts verglichen werden mit der Gestalt des Faustischen Menschen. Beide Größen wollen wir vorsichtig prüfend und kritisch wägend aneinander abmessen. Dabei werden sich Übereinstimmungen und Unterschiede ergeben. Leitend aber muß bei der ganzen Analyse der Gesichtspunkt sein, daß beide Gestalten in ihren Tiefen irrational und inkommensurabel sind. Die Aufgabe ist also — wie in den meisten Fällen eines geisteswissenschaftlichen Themas — eine unendliche. Nur einzelne Züge lassen sich aus ihrem reichen, unerschöpfbaren Leben herausgreifen und gegeneinander abwägen, vielleicht darf man sagen: einzelne Wesenszüge. Dennoch dürfte man zu der Erwartung berechtigt sein, daß trotz der Beschränkung der Aufgabe eine Klärung und Erhellung jenes historischen Zusammenhanges eintreten wird, der in der Person W. v. Humboldts noch immer sehr kompliziert und verwickelt vor uns steht.

Doch was heißt Faustischer Mensch? Mit kaum einem Wort wird zur Zeit mehr Mißbrauch getrieben als mit diesem. Es ist zu einem Schlagwort geworden, hinter dem sich eine Weltanschauung birgt, zu einem Bekenntnis, in dem unzählige Menschen unserer Zeit die Formel ihres Wesens und damit Erlösung und Befreiung zu finden meinen. Jeder scheint zu wissen, was das Wort bedeutet. Fragt man aber nach seinem Sinne, so erhält man die verschiedensten Antworten und Auslegungen. Man denke nur an die Darstellungen, die Spengler und Obenauer, Korff und F. Strich vom Faustischen Menschen gegeben haben. Faustischer Mensch ist also kein feststehender, wissenschaftlicher Begriff, mit dem sich einwandfrei sofort arbeiten ließe. Der Ausdruck bedarf durchaus einer näheren Bestimmung. Und er kann nur exakt bestimmt werden, wenn man von allen modernen Definitionen absieht und unmittelbar zurückgeht auf die Dichtung Goethes, aus der diese Formel gewonnen worden ist. Der Faustische Mensch ist also zunächst der Mensch, wie Goethe ihn in seinem 'Faust' gestaltet hat, Faust-Goethe, dessen Suchen und Sehnen, dessen Kämpfen und Irren, dessen Leben und Sterben sich vor unsern Augen abspielt. Wir verstehen unter diesem Menschen also keine Idealfigur, keine phantastische, heroische Gestalt, kein Idol; sondern wir verstehen

darunter den aus einem bestimmten Abschnitt der Geistesgeschichte herauswachsenden Menschen, wie der Dichter Goethe ihn geformt hat. Dieser Mensch hat nur insofern repräsentativen Charakter, als in ihm alle geistigen Kräfte seines Zeitalters, die ihrerseits wieder tief mit den großen geistigen Tendenzen wie Christentum, deutscher Mystik, Renaissance usw. verwurzelt sind, zu einer lebendigen Synthese zusammengeschlossen sind und insofern der große Künstler immer nur repräsentativ gestaltet.

Freilich sind mit dieser Beschränkung die Schwierigkeiten für unsere Bestimmung des Begriffs des Faustischen Menschen noch nicht gehoben. Man weiß, daß Goethe von früher Jugend bis in die letzten Tage des Alters an diesem Menschentum gearbeitet hat, daß überhaupt kein Teil der Dichtung in einem Guß uns vorliegt, „daß selbst bereits in der ersten Etappe, im 'Urfaust', verschiedene Stufen Goethischer Entwicklung unvermittelt, und sagen wir getrost widerspruchsvoll neben und durcheinander zu Worte kommen".[1]) Würde man diesem Menschentum gerecht werden, wenn man, dem angeborenen Trieb zur Systematik folgend, sein Wesen einer letzten alles erfassenden Beurteilung unterwerfen würde? Goethe selbst hat vor diesem Unternehmen gewarnt. „Es hätte auch in der Tat ein schönes Ding werden müssen, wenn ich ein so reiches, buntes und so höchst mannigfaltiges Leben, wie ich es im 'Faust' zur Anschauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen" (zu Eckermann, 6. Mai 1827). Nur einzelne typische Wesenszüge lassen sich aus dieser gewaltigen Zusammenballung großen Persönlichkeitslebens herausgreifen und feststellen, Wesenszüge, die, Klangmotiven vergleichbar, trotz allen sie überschattenden und zeitweilig sogar völlig zurückdrängenden Mächten doch immer wieder durchklingen und eben darum als mit dem Wesen ihres Urhebers unlöslich verkettet anzusehen sind.

Bisweilen wird man diese Wesenszüge überhaupt nicht aus der Tiefe des Geistes des Faustischen Menschen herauszuholen brauchen. Sie scheinen an der Oberfläche zu liegen, gleichsam

[1]) Roethe, 'Sitzungsberichte der Preuß. Akademie d. Wiss.' 1920, S. 642ff.

als Schattierungen seiner Seele, hinübergleitend über sein Seelenleben wie ein Windhauch übers Wasser fährt, immer nur augenblicklich und doch immer wiederkehrend. Eine solche Seelenschattierung, die scheinbar nur an der Oberfläche sich bewegt, im Grunde aber auch, wie wir sehen werden, durch geheime Fäden mit aus letzter Tiefe stammenden Motiven mannigfach verbunden ist, ist die Unruhe des Faustischen Menschen. Welche Bewegungen sind in diesem Leben! Er stürzt sich ins „Rauschen der Zeit", ins „Rollen der Begebenheit", mitten in das große Getriebe der Welt. Faust wird nach seinem eigenen Bekenntnis der „Flüchtling", der „Unbehauste", der „Unmensch ohne Zweck und Ruh'". Er wird aus der Stille der Kleinstadt hinausgeworfen in das gewaltige Leben der Welt, der Natur, an den glänzenden Hof des Kaisers. Dann wieder steigt er in das Reich der Mütter, durcheilt die Jahrhunderte zurück zu den mythischen Gestalten Griechenlands. Zuletzt finden wir ihn in der Unruhe großer kulturschöpferischer Arbeit. Noch in seinem Bekenntnis der Sorge gegenüber, in dem er in großen Zügen einen Rückblick auf sein Leben wirft, zittert diese große Unruhe. „Ich bin nur durch die Welt gerannt". „Ich habe nur begehrt und nur vollbracht Und abermals gewünscht und so mit Macht Mein Leben durchgestürmt". Diese Unruhe, dies ewige Weiterschreiten, das oft nur ein Vorwärtstaumeln war, ist der Imperativ seines Lebens gewesen, die unmittelbare Folge seines Paktes mit Mephistopheles: „Wie ich beharre, bin ich Knecht".

Doch interessiert uns hier zunächst noch nicht der tiefere Grund dieser Unruhe. Wir betrachten zunächst nur die Unruhe Faustischen Lebens als äußere Bewegung dieses Lebens, als einen auf den ersten Blick sichtbaren Rhythmus. Wir sondern diese Unruhe aus ihrem Verwobensein mit dem Ganzen der naturhaft-geistigen Welt Fausts ab, wohl wissend, daß diese Sonderung künstlich ist, und suchen uns nun die Frage zu beantworten: können wir auch bei Humboldt diese Unruhe als ein sein ganzes Leben durchklingendes Grundmotiv feststellen?

Bevor wir aber zur Beantwortung dieser Frage übergehen, bedarf es noch einer kurzen Erörterung der äußeren Beziehungen Humboldts zu Goethes 'Faust'. Schon Spranger weist auf ver-

wandte Züge in beiden Gestalten hin (a. a. O. S. 101f., 281). Noch deutlicher macht Kähler auf diese Beziehungen aufmerksam. Wie Faust durchwandere Humboldt rastlos die geistigen Welten. Gleich ihm suche er nach dem Schlüssel des Geheimnisses, nach jener Formel, auf welche Welt und Menschen zu bringen wären. Das Schicksal ließ ihn seinen Weg gehen „als einen anderen Faust, der des Genusses nie müde wird, dessen Begierde nie erlischt und der die Tat verachtet“ (a. a. O. S. 54, 41, 11, 95). Kähler findet also zwei hervorstechende Eigenschaften Faustischen Lebens bei Humboldt wieder: den Drang nach Erkenntnis und Wahrheit und die alle Tiefen erschöpfende Genußsucht. Weiter führt er den Vergleich nicht. Betrachten wir dagegen Humboldts eigene Beziehungen zum 'Faust', so stoßen wir auf eine Bemerkung, die er in den Jugendbriefen an die Li macht. Diese hat ihm geschrieben: „Lies doch den 'Faust' von Goethe, das Gretchen ist ein ganz neuer weiblicher Charakter, so lieb, so innig und wahr.

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Sag' dir das Lied aus meiner innersten Seele.“ Und Humboldt antwortet: „Und auf der andern Seite Faust. Dies Große, Allumfassende, diese Gabe, die ganze Natur mit seinen Gefühlen zu verweben, ist doch nur bei Goethe in der Stärke und Schönheit geschildert. Der ewig rege Drang nach Wahrheit und Erkenntnis, das enthusiastische Gefühl für moralischen Adel, die unaufhörliche Gegenwart unerreichbar schöner Ideale, die Fülle und die Seligkeit, die daraus auf der einen Seite, und die Empfindung eigener Armseligkeit, die auf der anderen daraus entspringt, sind so ganz wahr im Faust gezeichnet. Überall sieht man in ihm den hohen, über die Grenzen der Menschheit hinausstrebenden Geist, der in der Menschheit jeden mehr als menschlichen Funken auffaßt und sich von der Höhe emporschwingt ...“ „Dein Lied: 'Meine Ruh' ist hin' weiß ich auswendig. O! es ist mir wie aus der Seele gesprochen ...“[1]).

[1]) 'W. u. C. v. Humboldt in ihren Briefen' I, 144. 150f. (Briefe vom 16. und 24. Mai 1790).

Diese Bemerkungen an die Braut liegen noch vor einer näheren Bekanntschaft mit Schiller und Goethe. Die folgenden Jahre bringen dann die entschiedene Wendung zur griechischen Klassik. In enger Freundschaft mit Schiller ist das Interesse jetzt einseitig dem klassischen Schönheitsideal, der großen, ruhigen, harmonisch gleichmäßig ausgebildeten Form zugewandt. An ihm wird auch Goethes 'Hermann und Dorothea' gemessen. Die Zeit der Reisen beginnt, der Wiedereintritt in den Staatsdienst — Jahre voll Unruhe und lärmender Bewegung. Die Verbindung mit Goethe bleibt bestehen, wenn auch zuweilen längere Zeit unterbrochen. Auch die gegenseitige hohe Wertschätzung bleibt dieselbe. Doch suchen wir vergeblich nach einer Äußerung über 'Faust'. Erst im hohen Alter finden wir in der 'Rezension von Goethes Zweitem römischem Aufenthalt' das Drama zweimal flüchtig erwähnt (Werke VI, 532, 537). Nur einmal noch gibt Humboldt dann einen Einblick in sein inneres Verhältnis zum 'Faust'. In einem der Alterssonette (Sonett 410) heißt es:

Durch alles Heiligste und Größte irret
Faust an des nächtlichen Gefährten Seite;
Was glänzt und strahlet in des Weltalls Weite,
An seiner Phantasie vorüberschwirret.

Der Sonne Klarheit selber sich verirret
In des Gesellen tückischem Geleite,
Und Helena, schon der Verwesung Beute,
Wie morsches, klapperndes Gebein dumpf klirret.

Doch anders könnte durch des Erdballs Sünden
Ein rein entbrennendes Gemüt man führen,
Und doch der Hölle Schrecklichstes berühren.

Man muß das Wesen nur der Dinge finden;
Denn Tugenden entsprühn, wie Steinesfunken,
Wenn Höllentücke wütet greueltrunken.

Aus diesem schwierigen Sonett geht hervor, daß auch noch im hohen Alter Humboldt die Problematik Faustischen Lebens in großen Zügen gegenwärtig hatte. Merkwürdig berührt die Äußerung über Helena, die doch dem Sinne dieses Abschnitts Goethischer Dichtung nicht gerecht wird. Die schwerverständlichen Schlußstrophen deuten doch eine veränderte Stellungnahme Humboldts zu dem Gang der Entwicklung des Lebens Fausts an.

Nicht, daß er die von dem Dichter dargestellte Problematik dieses Lebens völlig zurückweist. Er findet nur, daß man den Weg Fausts durch die Welt auch noch anders hätte gestalten können. Faust hätte mitten im Wüten der Hölle doch noch stärker auf das „Wesen der Dinge" konzentriert sein können. Der Dichter hätte ihn innerlich noch stärker loslösen können von den Mächten des Bösen. Die Humboldtsche Zweiweltentheorie, sein eigenes Leben in zwei Welten spielt in diese Auffassung hinein. Nur wer jene Theorie versteht, erfaßt den Sinn dieses Sonetts. Wir werden sehen, wie das hier angeschlagene Motiv der inneren Welt — darauf weist der Ausdruck „das Wesen der Dinge" hin — tatsächlich ein Moment war, das dem Leben Humboldts doch eine andere Akzentuierung gibt, wie Faust sie zeigt. Dies andere Verhalten zur Welt mag auch der wirkliche Grund gewesen sein, weshalb Humboldt die ihm von Varnhagen im Jahre 1833 angetragene Rezension des Zweiten Teils des 'Faust' für die 'Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik' abgelehnt hat.[1]) Daß er trotzdem auch noch im hohen Alter seine Aufmerksamkeit der Dichtung zugewendet hat, geht aus brieflichen Mitteilungen deutlich hervor.[2])

Wir stellten als ersten das ganze Leben des Faustischen Menschen berührenden Wesenszug seine immanente Unruhe fest. Jetzt nehmen wir die oben gestellte Frage nach dem Verhalten der Seele W. v. Humboldts in bezug auf jene Unruhe wieder auf. Auch Humboldts Leben finden wir von Faustischer Unruhe durchzogen. Diese Unruhe seiner Seele hat Lavater bereits empfunden und richtig gekennzeichnet, wenn er 1789 den Hauptzug seines Charakters Veränderlichkeit nennt (Werke XIV, 158). Wir könnten diese Unruhe an vielen einzelnen Zügen seines Wesens nachweisen. Wir könnten dem unruhigen Zug seiner vielen Reisen folgen, von denen der größte Teil seines Lebens ausgefüllt gewesen ist und denen er mit wahrer Leidenschaft ergeben war. Wir könnten in diesem Zusammenhang auch seiner

[1]) Vgl. 'Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense', 1860, 13.

[2]) An Karoline v. Wolzogen (Liter. Nachl. der Frau C. v. Wolz.); II, 38. Briefe an Goethe (Bratranek) 1876, 300.

merkwürdigen Neigung, ganze Nächte oft ruhelos umherzuwandern, näher nachgehen. Wir könnten die Stürme seiner Leidenschaften und Gefühle darstellen, die oft das „Gleichgewicht“ seiner Seele störten, so daß er seinen Freunden bisweilen in einem gespensterhaften Lichte erschien. Aber man hätte mit dem allen doch noch nicht nachgewiesen, daß die Unruhe ein Wesenszug seiner Seele war, und man hätte auch noch nicht dargetan, wie seine Unruhe sich zu derjenigen des Faustischen Menschen verhielte. Um das feststellen zu können, müssen wir tiefer graben nach den Wurzeln dieser unruhigen Bewegung, die wir über sein ganzes Leben hinzittern fühlen. Dabei stoßen wir zunächst auf ein Erlebnis, von dem die ganze Zeit Humboldts am stärksten erschüttert war: das Erlebnis des Unendlichen.

Wie ein Taumel hatte dies Erlebnis in der Sturm- und Drang-Zeit die geistige Welt Deutschlands ergriffen. Der begrifflich-starre Rationalismus der Aufklärung war mit einem Schlage in seiner ganzen Leerheit und Dürftigkeit entlarvt. Wie in einer neuen Dimension offenbarte sich die Welt. Sie zeigte sich von einem ewig rastlosen Leben durchflutet, dessen Strom jeder Begreiflichkeit spottete. Sie zeigte sich in einer Tiefe, die auszumessen kein Maß genügte. In Hamann fand diese neue Einstellung auf die Welt zuerst Ausdruck. „Das Unendliche ist ein Abgrund“, in dem das Auge sich verliert. „Hier ist eine Tiefe, die kein menschlicher Verstand absehen kann, eine Tiefe, auf der Dunkelheit liegt, die unsern Augen nicht einmal erlaubt, die Oberfläche recht zu unterscheiden.“[1]) Hier hört alles Erkennen und Begreifen auf. „Lücken und Mängel ist die höchste und tiefste Erkenntnis der menschlichen Natur.“[2]) Nur Glaube, Ahndung und Gefühl können die Linien eine Strecke abtasten, die ins Unendliche führen. Mitten in diesen Strom ist der Mensch gestellt, auch er ein Universum! Auch er trägt unauslotbare Tiefen in sich. „Diese Schlünde zu erforschen oder den Sinn zu solchen Gesichten auch andern mitzuteilen, ist mißlich.“[3])

[1]) 'J. G. Hamanns ges. Werke' (Roth) 1821, I, 81, 83.

[2]) Ebenda, I, 287, 423 f., 382, 390. IV, 326. V, 25. VI, 68. VII, 10, 378.

[3]) Jacobi, Werke, I, 370.

Das Wort: homo sum bleibt ihm immer „die schwerste Aufgabe, das tiefste Rätsel für den sensum communem".[1])

In Herder war dies Erlebnis des Unendlichen zur hellen Flamme emporgelodert auf seiner Meeresreise von Riga nach Frankreich. Beim überwältigenden Anblick des Meeres empfindet er sich nur als ein „Tintenfaß von gelehrter Schriftstellerei", als ein „Repositorium voll Papiere und Bücher". „Was gibt ein Schiff, das zwischen Himmel und Meer schwebt, nicht für weite Sphäre zu denken! Alles gibt hier dem Gedanken Flügel und Bewegung und weiten Luftkreis! Das flatternde Segel, das immer wankende Schiff, der rauschende Wellenstrom, die fliegende Wolke, der weite, unendliche Luftkreis!"[2]) Eine große, unendliche Ansicht kommt ihm hier zuerst von Menschen und Welt. Beide wachsen in riesige Dimensionen. Seine Brust ist geschwellt von großen Thematen über Menschenseele und Menschengeschichte.

Dieser Herder war es, der in Straßburg mit Goethe zusammentraf. Noch lag die unendliche Ferne des Meeres in seinen Augen. Nur eines leisen Anstoßes bedurfte es, und Goethe war von dem gleichen Gefühle entbrannt. In den Briefen des jungen Goethe weht dieselbe Glut der Unendlichkeit wie in Herders Reisejournal. „Ich fühl' einen Drang, Bruder, dir zu schreiben in diesem Augenblick, daß ich so weit, so weit von dir und deinem Christel entfernt bin, schwebend im herrlich unendlich heiligen Ozean unsers Vaters, des unergreiflichen, aber des berührlichen! O Bruder! Nennbare, aber unendliche Gefühle durchwühlen mich." „Wir schöpfen den Schaum von dem großen Strome der Menschheit mit unsern Kielen und bilden uns ein, wenigstens schwimmende Inseln gefangen zu haben."[3])

„Habe nun, ach! Philosophie, Juristerei . . . durchaus studiert." Diese Worte Fausts sind nur zu verstehen, wenn man sie gegen den unendlichen Horizont hält, der für Hamann und Herder und ihre Zeitgenossen zum überwältigenden Erlebnis geworden war. Faust steht ragend allein im Unendlichen. Das

---

[1]) Hamann VI, 208.

[2]) Herder, Werke (Suphan), IV, 347. 348.

[3]) 'Die Briefe des jg. Goethe' (Roethe) S. 242, 231.

letzte Gerüst, das ihm bis dahin einen Halt gegeben hatte, ist zusammengebrochen. Nun gilt es den Kampf um Sein oder Nichtsein mit dem Unendlichen. Dieser Kampf führt ihn bis an den Rand des Abgrunds, wirft ihn immer wieder nieder und bringt ihm bis ans Ende seines Lebens immer neue Spannungen. Unendlich ist die Welt, in die Faust sich stürzt. Unendlich ist jeder Gegenstand in ihr. Unendlichkeit fühlt er in der eigenen Brust, in der Sehnsucht, die ihn von Augenblick zu Augenblick weitertreibt, in dem Hoffen und Bangen, im Genießen und Entsagen, im Schaffen und im Schauen. Ihm gaben die Götter, die Unendlichen, alles ganz: „alle Freuden, die unendlichen, alle Schmerzen, die unendlichen, ganz".

In das gleiche Unendlichkeitserleben versetzen uns einige Strophen Humboldts aus der römischen Zeit, in denen das Gefühl vergangener unruhiger Wanderjahre und gegenwärtigen Suchens und Strebens zusammenschwingt (Werke IX, 19):

Aus tiefen, unerforschten Quellen
Quillt ew'ger Hoffnung Strom daher;
Der Himmel ruht auf ihren Wellen,
Ist selber dieses Stromes Meer.
Unendlich ist der Liebe Sehnen,
Unendlich ist der Wahrheit Trieb . . .

Auch Humboldt ist zuerst in der Begriffssystematik der Aufklärung, in die er durch Engel, Mendelssohn, Biester u. a. eingeführt war, befangen gewesen. In den Arbeiten und Briefen der Jugend spürt man noch, wie er von der unfruchtbaren Dialektik der Aufklärung geleitet wird. Aber schon nach seinem Bekanntwerden mit Forster und Jacobi wird diese Einstellung anders. Bereits in seinem ersten Brief an Jacobi erscheint ihm die Metaphysik der Aufklärung wie „bloßes Gerippe ohne Geist und Leben". Kampflos, fast unmerklich vollzieht sich der Übergang in die Weltanschauung Herders und des jungen Goethe, als wenn nur etwas in die Erscheinung träte, wozu ihn in Wirklichkeit das Wesen seines Geistes bestimmt hatte. Besonders waren es wieder die Reisen, die ihn aus der Enge und der gedrückten Isoliertheit in sich verträumter Jugend hinausrissen in die Welt. Die Reisen öffneten ihm den Blick für die Unend-

lichkeit der Natur und des Menschen. Je weiter er sich in diese Welt des Unendlichen wagt, um so ungestümer und leidenschaftlicher wurde der Durst danach. Wie sein Blick die endlosen Massivs der Gebirge abtastet, wie er in die unendliche Ferne des Meeres hinausträumt, in den dämmernden Einöden Spaniens sich verliert und des Nachts zu den ungemessenen Weiten der Sternenwelt emporschweift, strecken die Kräfte seines Geistes sich zu analogen Dimensionen. Ein Schauer überfällt ihn vor dem Geheimnis der Menschenseele, zugleich ein unwiderstehliches Verlangen, dies Geheimnis zu lüften, das ihn zu immer neuen Ländern und neuen Menschen treibt. „Die Menschheit ist ein nie vollendeter, ist ein unendlicher Gegenstand" (Werke II, 42). Auch jeder Charakter ist wie jede Individualität vom Geheimnis des Unendlichen durchwoben und in seiner Tiefe unfaßbar (Werke I, 56 ff. II, 88, 329 f., 178). Menschheit und Natur lassen sich daher nicht begreifen. „Nur indem man sich die tausendfachen Gestalten ihres Erscheinens aneignet, ahndet man einigermaßen ihre Unendlichkeit."[1]) Noch in der berühmten Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtsschreibers erwächst ihm Welt und Geschichte aus dem Meer des Unendlichen. „Das ungeheure Gewühl der sich drängenden Weltbegebenheiten, zum Teil hervorgehend aus der Beschaffenheit des Erdbodens, der Natur der Menschheit, dem Charakter der Nationen und Individuen, zum Teil wie aus dem Nichts entsprungen und wie durch ein Wunder gepflanzt, abhängig von dunkel geahndeten Kräften und sichtbar durchwaltet von ewigen, tief in der Brust des Menschen gewurzelten Ideen, ist ein Unendliches, das der Geist niemals in Eine Form zu bringen vermag" (Werke IV, 38). Auch in den Sonetten klingt dieser Ton immer wieder durch. „Vor und hinter dem sturmvollen Leben liegen unerforschte Unendlichkeiten, die die Schwermut bringen" (Sonett 510).

Doch halten wir hier inne. Wir könnten nachweisen, wie das Unendlichkeitserleben die ganze Welteinstellung Humboldts bis zu den elementarsten Vorgängen seines Denkens beeinflußt hat.

---

[1]) An die Li (II, 210).

Wir könnten zeigen, welches Meer von Gefühlen durch das Erlebnis des Unendlichen in ihm erweckt wurde: von völliger innerer Haltlosigkeit bis zum triumphierenden Aufschwung des Geistes. Doch soll uns auch das Unendlichkeitsgefühl wie vorher das Gefühl der Unruhe nur als Hintergrund dienen, von dem sich die beiden Gestalten, Faustischer Mensch einerseits und Humboldt andererseits, silhouettenhaft abheben, Teile nur der äußeren Linien, die diese Gestalten umreißen, zu ihrem Wesen gehörend, aber doch nur die Bedingungen desselben bedeutend. Dabei erweist sich das Unendlichkeitserlebnis gleichsam wieder als Bedingung des Gefühls der Unruhe, und wir sehen bereits jetzt deutlicher, wie das Wurzelgeäst verläuft, das die Unruhe mit dem Wesen beider Gestalten verbindet. Wir haben aber auch deswegen ein Recht, hier innezuhalten, weil einerseits Spranger in seinem Humboldtbuche diesem Trieb zum Universalen eingehend nachgegangen ist und weil wir andererseits durch die Dialektik des wirklichen Sachverhalts immer wieder genötigt sein werden, auf das Erlebnis des Unendlichen zurückzukommen. Handelt es sich im Grunde doch immer wieder um die Frage: haben Humboldt und Faust das auf sie von allen Seiten eindringende Unendliche so ihrem Wesen einzugliedern vermocht, daß dieses ein geschlossenes Ganze, eine weltüberlegene Totalität darstellt?

Im 'Prolog im Himmel' läßt Goethe einen Blick in das Innerste des Faustischen Menschen tun, wenn er Mephistopheles sagen läßt:

Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne,
Und von der Erde jede höchste Lust,
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust.

Diese Worte führen zum Wesenskerne des Faustischen Menschen. Der Strom der Unendlichkeit, von dem er sich dauernd umflutet fühlt, spaltet sich in ihm in zwei konträre Richtungen. Er zeigt sich einerseits als unstillbarer Durst nach sinnlichem Genuß, andererseits als das ununterdrückbare Streben zum Ewigen: zur Wahrheit, Schönheit und zum Guten. Dieser antinomische Charakter gehört zum Wesen des Faustischen Menschen. Es ist

ein polarer Rhythmus von so ungeheuern Spannungsgraden, daß er das ganze Leben Fausts bis zuletzt in Bewegung hält. Er bildet das schöpferische, atemlos erregende Element im 'Urfaust'. Er ist das Kernstück des 'Fragments', in dem Goethe dies Grundmotiv Faustischen Seelenlebens mit aller Deutlichkeit ausgeführt hat. Dem Taumel weiht Faust sich wie dem „schmerzlichsten Genuß, verliebtem Haß, erquickendem Verdruß". In den Tiefen der Sinnlichkeit will er „glühende Leidenschaften stillen", will er alle Leiden und Freuden der Erde durchkosten. Andererseits will sein Geist das „Höchst' und Tiefste greifen", sein eigenes Selbst zum Selbst der Menschheit erweitern. Und während er eben noch von dem Rausch und Taumel irdischen Genusses spricht, stellt er Mephistopheles in demselben Atemzuge vor die Frage: „Ward eines Menschen Geist in seinem hohen Streben von deinesgleichen je gefaßt?" Ebenso hat er kurz vorher zu Wagner von den zwei Seelen in seiner Brust gesprochen, von denen die eine sich von der andern trennen will. Und noch in den Worten an die Sorge, in dem Bekenntnis von dem unbefriedigten Weiterschreiten, schwingt jener polare Rhythmus mit, der die Grundmelodik seines Lebens war.

Erst hier stoßen wir auf die letzte Quelle jener Unruhe, die uns zunächst nur wie ein Spiel an der Oberfläche Faustischen Lebens vorkam, die wir jetzt aber aus metaphysischer Wesenstiefe hervorbrechen sehen. Sie entstammt jenem ewigen Spannungsverhältnis von Sinnlichkeit und Geistigkeit, das wir soeben feststellten. Faust darf keine Ruhe finden. Ergibt er sich nur dem sinnlichen Genuß, so verliert sein Leben seinen höheren Sinn. Beschränkt er sich ganz auf die geistige Richtung, so wird sein Leben zur leeren Formel, zum unwirklichen Schatten, zum phantastischen Gespenst. So muß er sich beiden Strömungen hingeben, muß immer wieder sinken, um wieder emporzusteigen, muß die Tiefe durchschreiten, um zur Höhe zu kommen und wieder hinunter in die Tiefe, im ewigen Wechsel — „er, unbefriedigt jeden Augenblick".

Wie stand es mit Humboldt? Varnhagen hat gelegentlich einer Charakteristik Humboldts von einem „in aller Weltlichkeit bewahrten Mönchtum" geredet und bemerkt, daß eine „seltsame

Mischung in diesem Menschen von Größe und Kleinheit, wie Freiheit und Befangenheit" gewesen sei.[1]) Hierzu stimmt auch eine briefliche Äußerung des jungen Humboldt an Henriette Herz: „Ich gehörte ja immer zu den Menschen, die entweder auf der einen oder auf der anderen Seite ausschweiften."[2]) Tatsächlich haben wir festzustellen, daß auch in der Seele W. v. Humboldts jene antinomisch-polare Struktur wesenhaft tief begründet war, die wir soeben als ein Hauptkennzeichen des Faustischen Menschen erkannten, nur daß die konträren Elemente jener Struktur noch jäher, verbindungsloser, fremder einander gegenüberstehen als bei Faust. Dieser Satz bedarf der Begründung.

Es ist bekannt, daß Humboldt schon früh bei seinen metaphysischen Arbeiten auf ein polares Gesetz gestoßen ist, das sich ihm in der Natur und in der Menschenseele enthüllte. Es ist mit Recht hervorgehoben worden, daß Humboldt bereits vor Schelling die Lehre von der Polarität der Kräfte vertreten habe.[3]) So war ihm das Gegenübertreten von männlichem und weiblichem Charakter ein Symbol für ein die ganze Welt durchziehendes polares Gesetz, das am deutlichsten in dem Gegensatz von Stoff und Form in die Erscheinung tritt. Alle höchste Einheit geht aus einem Kontrast hervor (Werke I, 327). Bezeichnend ist auch, wie er selbst in dem griechischen Charakter, dessen Form ihm sonst grundsätzlich im Lichte klassischer Harmonie erschien, unbegreifliche Widersprüche und einen durchgehenden Dualismus erkannte: „auf der einen Seite beständiges Leben in Sinnlichkeit und Kunst, auf der andern in der tiefsinnigsten Spekulation; auf der einen der verächtlichste Leichtsinn, die ungeheuerste Inkonsequenz, die unglaublichste Wandelbarkeit . . ., auf der andern die musterhafteste Beharrlichkeit und die strengste Tugend" (Werke III, 162). Schon dies charakteristische Sehen dualistischer Gegensätze legt die Vermutung nahe, daß etwas „Entsprechendes" auch in seiner eigenen Seele gewesen ist, aus dem dann jenes Sehen entsprang. Das wird bestätigt durch das uns vorliegende Tatsachenmaterial. So spricht

[1]) Varnhagen, Tagebuch a. a. O. IV, 51 f.
[2]) 'Aus dem Nachlaß Varnhagens v. Ense', Band 1, Berlin 1867, S. 75.
[3]) Spranger a. a. O. S. 145.

er selbst der Li gegenüber von einem zweifachen Maßstab, mit dem man die Dinge messen müsse, „einem äußeren für den gewöhnlichen Zustand der Vernunft und des Verstandes und einem inneren für die Momente des innigsten Gefühls". „Jeder, der über sich klar ist, muß in sich unfehlbar einen doppelten Menschen finden, einen, der dem Schicksal befiehlt und sich selbst das seinige bildet, einen andern, der ihm unterliegt und von ihm beherrscht wird" (an die Li II, 63). Er fügt noch hinzu, daß Menschen, die jenes Unterliegen unter das Schicksal nie empfunden hätten, nicht anders als kalt, gefühllos und intolerant sein könnten. In einem andern Zusammenhang bemerkt er: „Ich trage eigentlich einen zwiefachen Menschen in mir, einen, der immer von der Welt ab nach der Einsamkeit gerichtet ist, und einen, der sich durch die Umstände und manchmal zu leicht auch durch die Lust, sich in einer Lage zu versuchen, nach der Welt hinstoßen läßt" (an die Li VI, 223).

Hin und wieder ballen sich die Gegensätze in seiner Brust zu ungeheuern Spannungen zusammen. Den Widerhall solcher Spannungen fühlt man besonders in den Briefen an die Li zu jener Zeit, wo ihn seine Liebe zu Johanna Motherby völlig aus dem „Gleichgewicht" warf. Er, dessen Seele noch eben von dem sonnigen Glanz des griechischen Ethos erfüllt war, meint jetzt, daß das Menschendasein doch eigentlich zum Schmerz bestimmt sei. Er spricht von einer unmittelbar in der menschlichen Natur liegenden „tiefen und unüberwindlichen Wehmut". Sie stamme aus der „Disharmonie zwischen dem gebundenen Wesen der Wirklichkeit und der inneren Freiheit". „Aber das tiefste Wesen im Menschen ist einmal voller Widersprüche, und ich vielleicht bin es mehr wie ein anderer, vor allem, wenn ich nicht bei dir bin." „Ich habe nicht die Selbständigkeit wie du, es ebbt und flutet . . ." (an die Li III, 237 ff.). Eine Schwermut, die ihm immer das Anzeichen der Gegenwart des Unendlichen im Menschen bedeutet, kommt über ihn, wenn er bedenkt, daß das Höchste immer so gebunden und befangen erscheine. „Man muß mit Kühnheit das Menschliche umfassen, indem man das Himmlische anbetet." Gleichzeitig schreibt er an Johanna Motherby über die gleiche Zwiespältigkeit. Er komme sich immer sehr un-

abhängig vor und doch wieder sehr abhängig, unendlich reich und „wieder so arm".[1])

Wie dieser dualistische Wesenszug seiner Seele aus letzten Tiefen quoll, davon künden uns noch die Gedichte des Alters. Er, der Charlotten v. Diede wohl brieflich mitteilte, daß er immer höchst regelmäßig und ohne Leidenschaften gelebt habe, daß er nie durch heftige Begierden aus dem ruhig-überlegenen Gleichgewicht der Seele gebracht worden sei, konnte gleichzeitig noch im hohen Alter von plötzlich in „tiefer Brust" entstehenden Stürmen berichten, die ihn aus gewohnten Geleisen hinauswerfen, so daß er wie „ankerloses Schiff" auf dem Meer des Lebens ziellos und willenlos umhertreibt (Sonett 437; vgl. 806, 978f.).

Immer wieder klingt dieses mit sich selbst ringende Spannungsgefühl in den Sonetten der letzten Jahre hindurch. Er redet von zwei Begierden, die streitend ihn verzehren. In Lust vergehend, möchte er sich zum Himmel heben und dann wieder den reinen Geist im Äther baden (Sonett 16). Dem „Gott der Sinnenlust und wilden Freude" dienen wir mit lautem Cymbalklang, während unsere Seele, von gottentsprossener Arbeit erfüllt, verschleiert trauert (Sonett 494). Sonett 154:

Es gibt zwei weit geschiedene Naturen,
Von beiden trägt die Menschenbrust die Spuren;
Die eine fordert Stärke, Glut und Fülle,

Die andre spinnt sich ein in enge Stille,
Und beid' in sich muß treu Geschöpf verschmelzen,
Des Tages Last in Frieden fortzuwälzen.[2])

Dann wieder vergleicht er die Seele mit edlem Gold, dem niedrige Erze beigemischt werden müssen, wenn es gestaltet werden soll (Sonett 608). An die in die dunkle Erde sich senkende Wurzel und die in die Höhe strebenden Zweige wird er erinnert, wenn er über die beiden in der menschlichen Seele entgegenstrebenden Richtungen nachsinnt. Der Mensch kann nicht hindern „dies zwiefache Sprießen zu Weltgetümmel und zu

[1]) Briefe an Johanna Motherby (Meisner), 1893, 54.
[2]) Vgl. Sonett 247.

Sinnenfülle und in die farblos dicht gewebte Hülle" (Sonett 841). Die Entgegenstrebung ist sein Wesen.

Nur kurz kann hier auf den Inhalt dieser seltsam sich spannenden Dynamik von sinnlichem Genuß und geistigem Hochflug hingewiesen werden. In dem Bruchstück einer Selbstbiographie, deren Entstehung Leitzmann in das Jahr 1816 verlegt, findet sich der charakteristische Satz: „Ich lasse der Begierde ungescheut den Zügel schießen und erkenne in dem Genuß, selbst in dem, den viele ausschweifend nennen würden, eine große und wohltätig fruchtbare Kraft" (Tagebücher II, 456). Wenn er dann in demselben Zusammenhang bemerkt, er habe so viel Welt wie möglich in sich aufgenommen und doch immer versucht, mitten in ihr fremd zu werden, so klafft wieder jene Antinomie auf, die wir als Grundzug seines Wesens feststellten. Aus dieser Antinomie, die er einmal in einer grundlegenden Schilderung seines sexuellen Empfindens in den Gegensatz von Härte und Wollust kleidet (Tagebücher I, 80), leitet er selbst die ganze Bildung seines Charakters und seine Einstellung auf die Welt ab. Man weiß, wie ein überspannt sich auswirkender sinnlicher Trieb seiner Sexualität eine „sadistische Färbung" verlieh.[1]) Charakteristisch ist auch, wie er dem auf ihn gemünzten Vers Brinkmans durchaus zustimmt:

Der allen Formen ungetreu,
Mit Feinheit sie studiert, aus Größe sie verletzet,
Und jedes Äußere nur schätzet,
Ob's Tugend oder Frevel sei.

Man spürt auch hier unmittelbar den konträren Rhythmus Faustischen Lebens. Doch erübrigt es sich, jene Nachtseite sinnlicher Leidenschaft bei Humboldt, auf die bereits Kähler ausführlich eingegangen ist, noch weiter auszuführen. Hinweisen könnte man nur noch auf eine wenig beachtete Randbemerkung Witzlebens an den König (März 1823), die Schlesier mitteilt: „Man spricht nicht vorteilhaft von seiner Sittlichkeit." Schlesier fügt dem hinzu: „Die Gerüchte über Humboldts Sittlichkeit sind ihrer Zeit viel herumgetragen worden, und man hört sie noch

[1]) Vgl. hierzu Kähler a. a. O. 64ff., 54ff. und P. Kluckhohn, 'Die Liebe u. die Romantik', 1922, 259ff.

heute öfter."[1]) Wenn sich die diesen Gerüchten zu Grunde liegenden Sachverhalte auch nicht mehr werden einwandfrei prüfen lassen, so legen sie doch die Vermutung nahe, daß Humboldt auch in späteren Jahren noch der Forderung Fausts gefolgt ist, in den Tiefen der Sinnlichkeit glühende Leidenschaften zu stillen.

Auf der andern Seite dann der Flug in die Höhe. Bekannt ist, welche Rolle der Begriff der „inneren Welt" und die mit ihm verbundene inselhafte Einsamkeit im Leben Humboldts spielt. Es war, als wenn das sinnliche Extrem, das ihn in die Tiefe riß, nun mit doppelter Kraft ihn wieder in die Höhe schleuderte, dergestalt, daß dann alle sichtbar-sinnliche Welt um ihn versank und er nur im phantastisch unwirklichen Schattenreiche reiner Ideen sein Leben führte. Er hatte sich tatsächlich von früher Jugend auf eine Welt des Innern gebaut, die ihre eigene Dynamik und Dialektik hatte, mit ehernen Riegeln abgeschlossen von der herben Wirklichkeit. So weit wagte sich der Flug seines Geistes aufwärts, daß alles Tun und Handeln, wissenschaftliche Arbeit eingeschlossen, ihm nur wie ein Schauspiel von grenzenloser Unwirklichkeit vorkam. Während er sonst der Religion und Frömmigkeit stark skeptisch gegenüberstand, wagte er sich doch in Hinblick auf seine Versenkung in welttranszendente Ideen den Frommen zu vergleichen und meinte, er wäre den Mysten, den Vertieften so unähnlich nicht. Darum sein Interesse für das indische Denken, aus dem er die seiner Seele so verwandten Töne eines „über sich brütenden Lebens" heraushörte. Wie Faust sucht er sein Schönheitsideal bei der griechischen Antike. Wie Faust sucht er nach jener Formel, die den innersten Sinn der Welt und Menschheit ihm enthüllen sollte. Zu immer neuen Gegenständen führt ihn dieses rastlose Suchen nach Wahrheit. Nur Herder hatte vor ihm jenen feinen Sinn für das Geheimnis des Individuellen entwickelt und zugleich die Fähigkeit, sich in die Tiefe ihrer Gegenständlichkeit zu versenken. Keiner hatte vor ihm so klar die eigentümlichen Zusammenhänge geschichtlichen Lebens gesehen, keiner so rein dem atmenden Leben, den geheimnisvollen Ursprüngen, der fließenden Bewegung der

[1]) Schlesier, 'Erinnerungen an W. v. Humboldt', 1854, II, 420, 422.

Sprache nachgelauscht wie er. Er konnte mit Recht in einem seiner letzten Sonette von sich sagen (Sonett 1176):

An Einem hab' ich immer fest gehangen,
In süßer Wonne und in bangem Leiden,
Von ihrem Schein die Dinge zu entkleiden,
Zu ihrer nackten Wahrheit zu gelangen.

Wir meinen berechtigt zu sein, beide Glieder der antinomischen Struktur der Seele W. v. Humboldts nur skizzenhaft zu umreißen. Sie sind tatsächlich auch bereits längst erkannt und einer mehr oder weniger ausführlichen Analyse unterworfen worden. Bereits Haym bemerkt: „Sein Leben war ein Doppelleben, sein Wesen ein Doppelwesen gewesen. Nebeneinander lag eine Reihe seines äußeren und inneren Tuns." Und er fügt dann hinzu: „Vielleicht auch, daß sich aus dieser Doppelseitigkeit mancher Zug greller Sinnlichkeit erklärt, den man neben so sublimer Geistigkeit zu verstehen am meisten Mühe hat" ('W. v. Humboldt', S. 626 f.). Er erinnert, „um über diesen Punkt hinweg zu kommen", an die Satyrgestalt des Sokrates. Haym kommt wirklich über diesen Punkt hinweg. Die Tatsache, daß Humboldt auch den Schmerz bejaht hat, beweist ihm völlig, daß Humboldts Leben sich dennoch zu einem harmonischen Abschluß gestaltet hat. „Sein ganzes Sein rundete sich zu vollendeter Harmonie ab", in diesem Satz liegt für Haym die Formel des Humboldtschen Geistes.

Ich habe im Obigen absichtlich die beiden Seiten Humboldtschen Wesens so scharf herausgearbeitet und nebeneinander gestellt, um die Absurdität derartiger Psychologie, die sich auch nicht durch die Beschränktheit damaligen Quellenmaterials entschuldigen läßt, zu erweisen. Man gelangt nicht zur Erfassung einer großen Persönlichkeit, wenn man „Punkte", die sich der eigenen Systematik nicht fügen wollen, auslöscht. Ebenso seltsam werden jetzt die bereits oben erwähnten Sätze Sprangers anmuten, wenn er behauptete, Humboldt habe nicht um sein Glück kämpfen müssen; ihm sei der leichte Schritt der Genien beschieden gewesen, dessen Individualität mit der Linienklarheit griechischer Plastik ohne alle Kompliziertheit klar am Tage läge.

Haym und Spranger standen unter dem jahrzehntelang herr-

schenden Banne, als sei die klassische Form die einzige Möglichkeit der inneren Linienführung der bedeutenden Persönlichkeit. Große Persönlichkeit und vollendete Harmonie sind für diese Forscher unzertrennliche Begriffe. Will sich in komplizierteren Fällen, wie bei Humboldt, das Tatsachenmaterial jener Linienführung nicht fügen, so werden die widerstrebenden Sachverhalte einfach eliminiert. Wir denken heute anders. Nachdem H. Wölfflin in seinem bedeutenden Buch über „kunstgeschichtliche Grundbegriffe" (1915) nachgewiesen hat, daß es neben dem klassischen Schönheitsideal auch noch andere völlig gleichwertige Ideale, wie z. B. das des Barock, gäbe, nachdem Worringer in seinen 'Formproblemen der Gotik' (1912) neben dem klassischen Menschen den Eigenwert des Formwillens der Gotik mit seinen Widersprüchen, seiner Friedlosigkeit und seiner Verängstigung nachgewiesen hat, ist unser Blick auch auf dem Gebiet der geistigen Bewertung einer Persönlichkeit weiter geworden. Wir sind jetzt befähigt, auch dort Größe anzuerkennen, wo die Schroffheit der Widersprüche und die Spannungen der Antinomie für unsere Blicke die Abrundung zu einer harmonischen Einheit nicht zuläßt.

Doch wir haben hier methodische Fragen nur zu berühren. Wir wenden uns wieder zurück zu jener antinomischen Struktur, in der wir den Grundsatz des Faustischen Menschen erkannten. Unsere Untersuchung hat denselben Wesenszug in der Seele Humboldts aufgedeckt. Von den Briefen der Jugend bis zu den Sonetten des Alters haben wir jenen Trieb zu sinnlichem Genuß, die erdgebundene Begier und jenen Flug des Geistes in schattenlos-reine Höhenregionen nachgewiesen. Die Möglichkeit wäre nun denkbar, daß jener grundlegende Widerspruch bestanden hätte, ohne die letzte Einheit seiner Persönlichkeit zu gefährden. So hätte z. B. das, was Humboldt „innere Welt" genannt hat, sich im Laufe seines Lebens zu einem zentralen Mittelpunkt von solcher Gewalt und Kraft ausbauen können, daß alle anderen störenden Elemente nur die Außenwände jener Welt berührt hätten, ohne ihre ehernen Riegel zu zerbrechen, daß also die polare Gegensätzlichkeit sich zugunsten des einen Pols als des alleinigen Schwingungszentrums verschoben hätte. So ist

Luther zweifellos eine stark kämpferische und von Widersprüchen erfüllte Natur gewesen und hat doch in seinem Erlebnis vom gnädigen Gott sich eine letzte, durch nichts zu zerstörende Einheit seiner Seele gesichert. So mag man in dem Wort Goethes: „Wie es auch sei, das Leben es ist gut" eine alle Gegensätze überspannende Einheit herausklingen hören, die Goethe vielleicht auch selbst gelebt hat. Die Möglichkeit solcher Einheit ist also grundsätzlich auch bei Humboldt zuzugeben. Über ihre Verwirklichung kann nur die historische Tatsachenforschung Rechenschaft geben.

Ist Humboldt wirklich jener „glückliche Mensch" gewesen, der nie den „Druck des verzweifelten Kampfes um die innere und äußere Selbstbehauptung" gespürt hat, wie Spranger es darstellt? Wenn diese Frage zu bejahen ist, dann würde allerdings ein ungemein wichtiges Moment der Faustischen Seele hinfällig werden. Ich meine jenes Moment, in dem Jakob Minor mit Recht „die Auflösung des Faustproblems und zugleich Goethes tiefste Lebensweisheit" gesehen hat:

Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er — unbefriedigt jeden Augenblick.

Man darf sich darüber nicht täuschen, daß der diesen Versen zugrunde liegende Glücksbegriff von der Höhe klassischen Sehens — also auch für Spranger — eine Umkehrung seines eigentlichen Sinnes erfährt. Dieses Glück ist aus ewiger Wanderschaft und Heimatlosigkeit geboren. Friedloses Weiterschreiten, unruhiges Hindurchstürmen durchs Leben, das ist Faustens Glück. Treffend hat Konrad Burdach diesen Grundgedanken des 'Faust' durch einige Sätze aus Leibnizens Schrift: 'Vernünftige Grundsätze von der Natur und der Gnade' erläutert: „Es ist wahr, die höchste Glückseligkeit . . . kann niemals vollkommen sein; indem Gott, da er unendlich ist, nicht gänzlich erkannt werden kann. Also wird und muß auch unsere Glückseligkeit niemals in einem völligen Genusse bestehen ..., sondern in einem beständigen Fortgange von Ergetzungen und neuen Vollkommenheiten."[1])

[1]) Burdach, 'Die Disputationsszene und die Grundidee in Goethes Faust', 'Euphorion', 1926, 59.

So hat Goethe selbst Faust gesehen, wenn er einmal von ihm urteilt: „Fausts Charakter . . . stellt einen Mann dar, welcher, in den allgemeinen Erdeschranken sich ungeduldig und unbehaglich fühlend, den Besitz des höchsten Wissens, den Genuß der schönsten Güter für unzulänglich achtet, seine Sehnsucht auch nur im mindesten zu befriedigen, einen Geist, welcher deshalb nach allen Seiten hin sich wendend immer unglücklicher zurückkehrt" (Paralipomenon 123).

Wie steht es mit dem „Wanderer Humboldt"?[1]) Wir haben bereits Zeichen schwerer Erschütterung seiner Seele erwähnt. Sehr zurückhaltend und vorsichtig ist er gerade mit Äußerungen und Enthüllungen über sein „Glücklichsein" gewesen. Hier besonders müssen die Quellen kritisch geprüft werden. So hat hier der Briefwechsel mit Frau v. Diede, in dem sich Humboldt in einem geradezu überirdisch-ruhigen Licht zeichnet, ganz auszuscheiden. Selten ist es, daß sich die gefesselte und in ihren Fesseln schwer ringende Seele wie in einem Schrei Luft macht. So spürt man bereits etwas davon, wenn er, zurückblickend auf den Tod seines Sohnes Wilhelm, meint, daß die glücklicher sind, die das Leben, das an sich verwundend nur „Fessel und Rätsel" ist, verlassen haben, „ehe sie irgendeine Bitterkeit des Daseins fühlten".[2]) Doch ist es nicht nur der Tod seines Sohnes Wilhelm, der ihn zu der Bemerkung veranlaßt, daß auch das glücklichste Leben wund sei, weil man gewahr werde, wie man von allen göttlichen Gestalten nur Schatten sehe und selber nur Schatten sei. Immer wieder spricht er von der tiefen und unüberwindlichen Wehmut, die unmittelbar in der menschlichen Natur liege und die ihm aus der furchtbaren Spannung von Grenze und Unendlichkeit, von Zeit und Ewigkeit, Freiheit und Notwendigkeit, von Einsamkeit und Mitteilung erwächst. In solchen Augenblicken meint er, daß jedes Menschendasein doch eigentlich zum Schmerz bestimmt sei. „Eigentlich kann man das von jedem Dasein sagen; denn jedes ist ein Ringen nach Erhaltung und Selbständigkeit gegen unterdrückende Gewalt." „Das wahre, wünschenswürdige Glück

[1]) So Forster an Jacobi (7. Oktober 1789), vgl. Schlesier a. a. O. I, 93.

[2]) An die Li III, 276, 358. VII, 274.

kann nur der Glanzpunkt jener tieferen Stimmung sein, wo das gelingt, das eigentliche innere Wesen, seinen innigen Zusammenhang mit allem Großen der Natur so zu fühlen, daß alle Empfindung des Widerstandes und des Ringens verschwindet, und das muß augenblicklich vorüberfliehen." Darum bestehe das wahre Glück nur aus Wehmut und Sehnsucht, der Meeresluft vergleichbar, „die einen von fernen Küsten anweht". Große Seelen findet er vom Unglück „recht aus Liebe verfolgt".[1] Das sind nicht nur einzelne sentimentale Stimmungen, die auftauchen und wieder verklingen. Das sind Züge, die immer wiederkehren in allen Stufen des Alters und bei den verschiedensten Situationen, aus der Tiefe des Wesens hervorbrechend.

Je älter er wird, desto verwundbarer meint er zu werden. Schmerz und alles, was Unglück heißt, kommt ihm wie „eine eigene ungeheure Welt" vor, „wie die Nachtseite auf der Homerischen Welttafel". In dem Stella-Zyklus der Sonette, der, ist meine Vermutung richtig, auf ein erotisches Erlebnis der römischen Zeit zurückgeht, und in dem uns erhaltenen, von der Humboldtforschung bisher nicht genügend gewerteten Rest der Briefe an Johanna Motherby entladen sich derartig intensivierte Gefühle, wie sie nur ungeheuern Spannungen entstammen können. Es ist Humboldts eigene Technik der Ausdrucksweise, die er bekanntlich mit diplomatischem Geschick zu meistern verstand, daß er sich nie direkt unglücklich nennt, abgesehen vielleicht von einigen wenigen nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Versen, daß er aber oft in demselben Atemzug Äußerungen macht, aus denen man notwendig folgern muß, daß er doch nicht „glücklich" gewesen ist. So spricht er der Freundin gegenüber davon, daß er mit seiner Frau und seinen Kindern „garnicht unglücklich", vielmehr glücklich lebe, fährt dann aber in einer Ausdrucksweise fort, aus der man zu dem Resultat kommen muß, daß dies Zusammenleben doch noch nicht für ihn das eigentliche Glück habe darstellen können. „Die Leute halten es für so natürlich, daß man glücklich mache, was man liebt, und darin wieder glücklich sei, und das ist auch, bürgerlich und gemein genommen, recht wahr.

---

[1]) An die Li III, 237, 359, 430f. IV, 83, 250, 533.

Aber es gibt eine andere viel eigentlichere und tiefere Liebe" (an Johanna Motherby, S. 55). So dehnbar und weit wird ihm das Wort Glück, daß es „Schmerz und Entbehrung" in sich schließt. Jeder spinnt sich auf seine Art darin ein. Über die Art, wie er sich selbst darin einspann, hat er sich rückhaltlos nur einmal in den Sonetten des Alters geäußert (Sonett 615):

Es geht auf Erden zweifelhafte Sage,
Es sei der Mensch auf ihr zum Glück geboren.
Ich glaube mich zum Unglück auserkoren,
Und bin drum furchtlos, und geduldig trage.

Glied für Glied könnten wir nachweisen, wie auch Humboldt von jener Faustischen Friedlosigkeit besessen war, die ihn von Augenblick zu Augenblick unbefriedigt weitertrieb. Ein Gefühl, das seine Existenz gleichsam schattenhaft begleitete, bedarf noch der besonderen Erwähnung: die Sehnsucht. Liegt dem Gefühl der Sehnsucht immer das Erlebnis des Unbefriedigtseins zugrunde, das anderswo irgendeine Sättigung sucht, ohne je zum Ziel zu kommen, so wurde diese Grundstruktur sehnsüchtigen Fühlens bei Humboldt im besonderen Maße und auf eigenartige Weise erfüllt. Sehnsucht ist bei ihm kein momentanes Stimmungsgefühl, wie es jeder wohl empfindet und wie es in den meisten Fällen aus der Oberflächenschicht romantischer Sentimentalität entspringt. Sehnsucht ist vielmehr für ihn Schicksal, aus ungeheuern Spannungen seines Wesens geboren und darum selber ursprünglich zu diesem Wesen gehörend. Ich habe bereits einmal anläßlich der Analyse der Zeitempfindung Humboldts auf dies Gefühl hingewiesen. Während aber dort Sehnsucht als innere Form vorwärtsdrängender Zeitbewegung in Frage kam, haben wir hier ihrem Ursprung aus den letzten Tiefen Humboldtschen Wesens nachzuforschen. Aus der jähen Polarität letzter Grundrichtungen seiner Seele stammt seine Sehnsucht. Und darum, weil er jene Polarität nie eigentlich überwunden hat, darum konnte er seine Sehnsucht nicht bannen. Goethe hat schließlich der Sehnsucht ihren schmerzlichen Stachel genommen, indem er sie bejahte und dem Ganzen seiner Existenz als positives Element eingliederte. Humboldt hat Sehnsucht dagegen immer wie dumpf lastendes Schicksal empfunden und hat unter

ihrem Schmerz geblutet bis zuletzt. Sehnsucht war ihm keine momentane Begierde, sondern immer „ein grundursprüngliches Verlangen, in das die ganze Seele ist verschlungen". Er hat das Suchen dieser Sehnsucht einmal bildlich verglichen mit einem Wandern von Hügel zu Hügel, wo der folgende Hügel immer größer ist als der voraufgegangene, bis sich dann Gipfel vor dem Wanderer auftürmen, von denen er weiß, daß sie nie erstiegen werden (Sonett 906):

Er sieht, er muß ein Ziel dem Suchen stecken
Und auf den niedren Höhen dumpf verweilen.

Ist es doch gerade dieses Erleben der Unvermögenheit, aus dem die Sehnsucht ihr quellendes Leben zieht (Sonett 162):

Es gibt im Busen ein geheimes Sehnen,
Das nur die tiefsten der Gemüter kennen,
Das keine Sprache je vermag zu nennen,
Bei dem man fühlt das Herz sich schmerzlich dehnen . . .

Das ist des Geistes Sein, das unverstanden
Gefangen gehet in der Menschheit Banden,
Das, wie die Frucht, vom Mutterschoß bedecket,

Sich in dem engen Kerker regt und recket,
Und sich befreit, gelangt ans Licht erst fühlet,
Wenn alles Irdische die Erde kühlet.

Humboldts Äußerungen über das Glück und die Sehnsucht deuten unmittelbar auf jene Faustische Gegensätzlichkeit seines Wesens, die wir oben festgestellt haben. Sie legen den Schluß keineswegs nahe, daß jene Gegensätze schließlich zu einer harmonischen Ausgeglichenheit, zu einer klassischen Totalität ausgereift seien. Woher kommt es dann aber, daß so bedeutende Forscher wie Haym und Spranger doch zu diesem Schluß gekommen sind? Das kann seinen Grund nicht nur in der klassischen Weltanschauung haben, die in diesem Falle den alleinigen Maßstab zu Beurteilung der Gestalt Humboldts abgab. Das muß Gründe haben, die in der Sache selbst liegen. Humboldts Art der Lebensführung muß selbst dazu verleitet haben, die Schroffheit jener Gegensätze zu verwischen. Mußte doch gerade diese Schroffheit ihn immer wieder dazu aufstacheln, Kräfte mobil zu machen, die ihn vor letzter Zerreißung oder sogar vor Untergang bewahren konnten. Tatsächlich stoßen wir auf solche Kräfte, die den

Schein von innerer Geschlossenheit und damit den Schein von Ruhe und Harmonie über sein Leben werfen. Ähnlich hatte auch der junge Goethe in seinem Prometheischen Titanentum „das ewige Schicksal" als Herrn anerkannt.[1]) Derselbe Ton kehrt in den Sonetten des Alters immer wieder (Sonett 249):

Der Mensch mit kühnem Mut darf kämpfend streiten,
Wenn Elend Menschenhände ihm bereiten.
Doch wenn er liegt im Schicksalsnetz gefangen,
Sein Los ist in sein Wesen eingeschrieben,
So darf er strafbar Rettung nicht verlangen,
Muß willig duldenden Gehorsam üben.

Wie Goethe gegen das auf ihn einstürmende Unendliche als großes Heilmittel der Seele die Entsagung anwandte, so übte Humboldt „duldenden Gehorsam" gegenüber der irrationalen Gewalt des Schicksals. Weil er schon früh zu der Erkenntnis gekommen war, daß es Gewalten im Leben gäbe, denen zu trotzen immer vergeblich gewesen wäre, so hatte er das einzige Rettungsmittel gegen sie ergriffen, das allein noch möglich war: sich stumm ihnen zu beugen. Das erforderte natürlich eine große Kraft der Selbstbeherrschung und Willensdisziplin, was ihn an den Begriff der Stoiker wies: „zu wollen, weil man will". Deshalb mußte es immer sein Ziel sein, vollkommene Herrschaft des Willens über sich selbst zu üben. „Ich habe mich von früher Jugend an gewöhnt und geübt, gegen mich selbst hart zu sein und meinen Körper als etwas meinem eigentlichen Selbst Fremdes anzusehen."[2]) Man weiß aus vielen Zeugnissen seiner Zeitgenossen, zu welcher asketischen Technik der Selbstbeherrschung er es gebracht hat. Man weiß, daß es nicht übertrieben ist, wenn er an Frau v. Diede schreibt, er könne auch im wahren Seelenkummer über sich selbst lächeln. Görres hat sicherlich dem Empfinden vieler richtigen Ausdruck gegeben, wenn er ihn „kalt und klar wie die Dezembersonne" nannte. Aber Humboldt weiß es selbst besser und hat einmal den Schleier, den jene Technik über sein Leben warf, gelüftet (Sonett 1088):

---

[1]) Vgl. Max Morris, 'Der junge Goethe' III, 308.

[2]) An Frau v. Diede S. 39; Tageb. II, 455f.; an die Li VI, 607f.

Hell wie Dezembersonne sie mich nannten,
 Weil sie in mir nicht an Gefühle glaubten;
 Die mir so oft des Lebens Ruhe raubten,
 Die innren Stürme sie in mir nicht kannten.

Wir wissen, daß er hier die Wahrheit sagt, daß jene Willensdisziplin eben nur Technik war, die, in langer Übung gewonnen und befestigt, doch auch versagen konnte, wenn sie auf Lebenswirklichkeiten stieß, denen sie nicht gewachsen war. Sie war nicht aus der letzten Tiefe seines Wesens geboren. Sie war kein Urelement seiner Seele, wie es jene Polarität war, die wir nachwiesen und der jene inneren Stürme entquollen. Sie war ihm von außen gleichsam nur angewachsen und verwuchs mit der Zeit so mit ihm, daß er selbst manchmal meinen konnte, sie wäre ihm wesenshaft und ursprünglich. Und meisterhaft hat er es verstanden, von hier aus — wie bekanntlich besonders in den Briefen an Frau v. Diede — den Glorienschein großen Seelenfriedens und unerschütterlicher, weltentrückter Ruhe um sich zu verbreiten. So meisterhaft vermochte er dies, daß spätere Biographen jenen Schein für echte Münze nehmen konnten und ihn so zu einer Persönlichkeit stempelten, die in „seliger Ruhe" und Abgeklärtheit vor uns steht. Daß ihm damit Unrecht getan wird, meinen wir durch den Nachweis der Faustischen Antithetik seines Wesens begründet zu haben. Immerhin aber macht uns der Schicksalsglaube W. v. Humboldts und seine seelische Einstellung darauf es verständlich, wie jener Irrtum der Charakteristik entstehen konnte.

Noch aus einer anderen Quelle seelischer Energieerzeugung konnte jener Schein harmonischer Einheit herfließen, der zu trügerischen Schlüssen verleitet hat und verleiten kann. Ich meine die als solche bisher viel zu wenig beachtete mystische Tendenz der Seele Humboldts, wenn man unter Mystik im weiteren Sinne die Abkehr von der Welt zur Einsamkeit und die kontemplative Versenkung in die Innenwelt und in die Welt der Ideen versteht. Im Vergleich zu der von Spranger geschilderten Richtung zur Universalität war jene Tendenz in seiner Seele um vieles stärker ausgeprägt. „Das eigentliche Leben ist doch nur in den Ideen und im Idealen, wenn es nicht zu fromm und mystisch

klänge, in Gott und dem Himmel" (an die Li III, 142, 171). Ich bin in meiner bereits erwähnten Abhandlung über das Erlebnis der Individualität bei W. v. Humboldt den ganzen Zusammenhängen von innerer Welt und Einsamkeit in ihrer ungeheuern Bedeutung für die Lebensgestaltung Humboldts näher nachgegangen, so daß ich mich hier kurz fassen kann. Hinweisen möchte ich hier nur noch auf seine Leidenschaft für die indische Philosophie und ihre Mystik, die sich in ihm so ausprägte, daß er sich selbst mit Vorliebe einen „Vertieften" nennt. In der von ihm so geliebten Versenkung in eine Idee gewann er schon früh eine so große Technik, daß die Welt um ihn gleichsam versank und daß alles Tun und Handeln an sich wertlos wurden. Die von ihm in den Sonetten so oft gepriesene griechische Tugend des Gleichmuts, die manchmal zu erschreckender Passivität und quietistischer Kontemplation gesteigert erscheint, hat hier ihre Wurzel. Sehr erklärlich ist es, wenn auch aus dieser noch tiefer als der Schicksalsglaube in ihm wurzelnden Energiequelle der Anschein harmonischen Gleichgewichts entstehen konnte. Tatsächlich hat ihm diese mystische Versenkung für seine praktische Lebensführung große Dienste erwiesen und ihn für Augenblicke in den Zustand der Ruhe und des weltentrückten Friedens versetzt. Aber täuschen wir uns nicht darüber: auch diese mystische Tendenz konnte, so tief sie auch mit seinem Wesen verbunden war, nur eine momentane Entspannung, nur ein künstliches, gewaltsames Zurückdrängen jenes Faustischen Gegensatzes zur Folge haben, nicht seine höhere, synthetische Überwindung. Auch hier kann man nur von einer Technik geistiger Selbstdisziplinierung reden, die den Schrei nach Erlösung wohl unterdrücken, den Durst nach Freiheit wohl niederzwingen, aber nicht eigentlich erfüllen, nicht restlos befriedigen kann.

Doch wie steht es mit Faust? Hat Er jene Synthese gefunden, welche die aus letzter Polarität geborene ungeheure Spannung seiner Seele bannt? Die Frage ist zu verneinen. Sein Leben ist bis zuletzt ein Weiterschreiten in Qual und Glück, in Entsagung und Sehnsucht, in Schuld und Sühne, in Genuß und Begierde. Er hat die Unruhe und die Unendlichkeit nicht bannen können. Erst ganz zuletzt am Rande des Meeres, in großer kolonisatori-

scher Arbeit, die Millionen Räume tätigen Lebens eröffnet, sieht er eine Lösung seiner Lebensproblematik. Aber wie er die Lösung vor sich sieht, wie Moses einst das verheißene Land sah, stirbt er. „Der höchste Augenblick seines Lebens ist sein Tod."[1]) Erst Goethe hat nachträglich den in Faust brausenden Strom der Unruhe und Unendlichkeit zum Stillstand gebracht. Er hat am Ende des fünften Akts die von Faust nicht gebändigte Unendlichkeit, die durch ihre Antithetik von sinnlichem Genuß und geistigem Auftrieb immer neue Spannung zeugte, innerlich überwunden durch die alle Gegensätzlichkeit und Unruhe in sich versöhnende „Liebe von oben", wodurch nun, wenn auch nur nachträglich, das Leben Fausts eine letzte Krönung erfährt. Die Erkenntnis, daß „wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade" (Goethe zu Eckermann am 6. Juni 1831), läßt die gewaltige, von Faust bis zuletzt gespürte Gegensätzlichkeit zu einer versöhnenden Ausgeglichenheit kommen, die allerdings dem Erdenleben Fausts selbst transzendent ist. — Wie stand es mit Humboldt?

Es ist keineswegs richtig, von einer monistischen Weltanschauung bei Humboldt zu reden. Schon seine Auffassung von den Ideen mit ihrem ausgeprägten Einschlag Platonischer Zweiweltentheorie weist in eine andere Richtung. Aber auch sonst finden sich schon früh, besonders nach dem Tode seines Sohnes Wilhelm in Rom, starke transzendente Spuren seiner Weltauffassung, die im Verlauf seines Lebens noch gewachsen sind. „Das eigentliche Leben liegt auch hier schon nur immer jenseits" (an die Li IV, 84). Immer war ihm alles Vergängliche nur ein Gleichnis gewesen. Daß er „nur ein Fremder auf Erden" sei, war daher seine feste Überzeugung. Selbst seine innere Welt erscheint ihm im Lauf seines Lebens immer stärker im transzendenten Licht. Genugsam bekannt ist auch, wie jener transzendente Ton in den Alterssonetten immer wieder durchklingt. Und doch hat er jenen weltjenseitigen Punkt, der den festen Pol seines

[1]) K. Burdach, 'Faust und die Sorge', 'Deutsche Vierteljahrsschrift' 1923, 56; sowie 'Faust und Mose', Sitzungsber. d. Berl. Akademie 1912.

Daseins hätte bilden und seinem Leben allein jene höhere Synthese hätte geben können, nicht gefunden. Nur Augenblicke waren es, die, wie aus dunkler Nacht, einsam und steil in die Höhe ragten, wo er die Gewißheit der Verwurzelung seines Daseins in einer ihm transzendenten Region erlebte. Dann kamen wieder die Zweifel, die in den Sonetten wie aus gebrochener Seele dauernd heraufklagen. Dann wollen ihm seine selige Sehnsucht und überirdische Ahnung verglühen, wie der Abendhimmel, in dessen Schein er Tag für Tag hineinträumt (Sonett 75). „Kein dunkel überm Grab verheiß'nes Leben" kann ihm die im Licht der Erinnerung vorschwebende Zeit der „goldumwebten Tage" seines vergangenen Lebens wiedergeben (Sonett 181). Dann meint er mit dem Tode ins Reich der Schatten zurückzusinken (Sonett 226), wie alle Wege, die in das jenseitige Reich führen, „sich nebelgleich in Duft verlieren" (Sonett 279). Sein ganzes Leben meint er in Gefangenschaft verbracht zu haben. Wie die Kraniche beim Herannahen des Winters nach dem Süden ziehen, so möchte auch er seinen Fesseln entweichen; aber nirgends findet er einen Ausweg (Sonett 823). Zweifeln möchte er, ob die Nacht, die sich vor ihm erstreckt, Funken des Geistes überfliegen können (Sonett 906). Nur die Frage bleibt ihm: „Wird aus vom Tod ins Leben Dämmrung grauen?" (Sonett 816.) Sonett 835:

Ist's Morgenrot, das einst in Tag verschwindet,
Ist's Abenddämmerung, die Nacht verkündet,
Was scheuen Schritts uns führt zum Lebensende?[1])

Woran lag es, daß er zu jenem festen Punkt jenseits seiner Existenz nicht kommen konnte, von dem aus sie ihre letzte Sinnerhöhung, Steigerung und Vollendung empfangen hätte? Warum konnte er den Weg nicht finden zu jenem letzten großen Pol, der allein die zentralisierende Kraft seines Lebens hätte werden können? Warum mußte er „unbefriedigt jeden Augenblick" wie Faust enden? Strenggenommen erreichte sein Dasein doch noch nicht einmal denselben Höhengrad wie das Leben

[1]) Vgl. hierzu noch meine Abhandlung über die religiösen Motive in der Sonettdichtung W. v. Humboldts, 'Zeitschrift für Theologie und Kirche', 1926, S. 237.

Fausts. Faust schaut doch noch im Augenblick seines Sterbens den höchsten Sinn seiner Existenz, wie der letzte Abschnitt seines Lebens in großer kolonisatorischer Arbeit auf vorgeschobenem Posten eine unverkennbare Steigerung erfährt. Alles deutet hier doch auf ein stetiges Vorwärtsschreiten, auf ein bei allen Schwankungen doch klar erkennbares Höherstreben.

Anders bei Humboldt. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, wenn man den Blick auf die Sonette als auf den unmittelbarsten Niederschlag der letzten Jahre seines Lebens richtet, daß Humboldts inneres Leben, das überhaupt wenig Spuren einer Entwicklung aufweist, in dem ganzen Abschnitt nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst einer passiven Ruhe ergeben war, die sich zeitweise fast zu mystischer Kontemplation steigerte, trotz der bis zuletzt anhaltenden gewaltigen Geistesarbeit, die er der Erforschung der Sprachen widmete. Wie gebannt haftete sein Blick an den Gestalten der Erinnerung oder an den Phantasiegestalten, die schattenhaft in unerschöpflicher Folge in ihm aufstiegen und wieder verschwanden. Die Gegenwart, die bis zuletzt in Fausts Leben das beherrschende Element war, die ihn zuletzt noch zur tüchtigen Tat aufruft, war Humboldt verhaßt oder gleichgültig. Die Zukunft war voll von Dunkelheiten und verlor sich schließlich in Nacht. Sein innerstes Leben galt der Vergangenheit, in die sich hineinzuträumen er nicht müde wurde, wie ihm der Traum ja überhaupt zuletzt mehr galt als die Wirklichkeit. Aber eine Steigerung seiner Lebenskräfte, ein vielleicht sogar triumphierendes, sieghaftes Gefühl, das wie bei Faust die Erfüllung großer Aufgaben weckt, läßt sich bei Humboldt nicht feststellen. Worin lag die Ursache jener beziehungslosen Haltlosigkeit und dieser träumerisch-quietistischen Beharrung?

Ich wage diese Frage nur mit dem Hinweis auf die absolute Einsamkeit zu beantworten, in der die Existenz W. v. Humboldts von früher Jugend bis zum letzten Alter befangen war. So hingewandt zu Welt und Menschen er in Abschnitten seines Lebens auch war, so wunderbar fein er es auch verstand, sich in fremde Individualitäten einzufühlen und ihre letzte Eigenart zu ertasten, so diplomatisch gewandt er in schwierigen Situa-

tionen des Lebens sich seine Wege zu ebnen vermochte, im Grunde war er immer der große Einsame. Was er der Johanna Motherby bekannte, daß er auch in der an sich so harmonischen Gemeinschaft mit seiner Frau ein Einsamer sei, gilt von jeder Beziehung, die er in seinem Leben eingegangen ist. Das hatte seinen Grund wieder in der einen Tatsache, die man nicht verschönern, sondern nur feststellen kann: Humboldt hat nie den wahren Sinn dessen erkannt, noch weniger gelebt, was man Liebe nennt. Bezeichnend ist es doch, wie er einmal dieses entscheidende Erlebnis des Menschen definiert. „Diese Liebe besteht darin, daß das Weib ganz aufgehe in dem Mann und gar keine Selbständigkeit mehr habe als seinen Willen, keinen Gedanken, als den er verlangt, keine Empfindung, als die sich ihm unterwirft, und daß er vollkommen frei und selbständig bleibe und sie ansehe als einen Teil von sich, als bestimmt für ihn und in ihm zu leben" (an Joh. Motherby, S. 55). Diese Definition ist ungemein charakteristisch für die ganze seelische Einstellung der Persönlichkeit W. v. Humboldts. Kein Wort verlautet hier von jenem Moment der Liebe, in dem wir allgemein ihr Wesen erkennen möchten: von dem Opfer oder der Hingabe des eigenen Selbstes an den Menschen, den man liebt. Im Gegenteil: das eigene Selbst tritt in den Mittelpunkt, verlangt alles nur für sich, fordert das Opfer der fremden Individualität, um die eigene Existenz zu erhöhen. Hier wird die Wesensrichtung der wahren Liebe geradezu umgekehrt. So war es immer in seinem Leben gewesen. Immer hatte er sich Personen und Sachen nur zugewandt, um sein eigenes Selbst in sinnlichem und geistigem Genuß zu erhöhen, wie seine ganze Einstellung auf die Welt unter dem Gesichtspunkt des Genusses stand. Wenn Kähler jene egozentrischen Motive auch bei seinem Wiedereintritt in den Staatsdienst in der schwersten Zeit seines Vaterlandes geltend macht, so geben ihm die Tatsachen hierin durchaus recht. So aber konnte er die absolute Einsamkeit nicht durchbrechen, in der seine Existenz eingeschlossen war. So konnte er auch nicht zu jenem Punkt außerhalb seines Daseins gelangen, der seinem Leben den letzten Halt hätte geben können. Auch dieser Punkt hätte irgendwie den Gedanken zu seinem Mittelpunkt haben

müssen, den Goethe im letzten Teil der Fausttragödie gestaltet hat, daß das Letzte und Höchste in der Welt Liebe, Gnade und Opfer sei. Nur dadurch hätte sein Leben wie das Leben Fausts seine höchste Gestaltung gewonnen. Nun konnte er nicht zu dieser Aufgipfelung gelangen, weil bereits in seinem hier gelebten Leben das Erlebnis wahrer Liebe unrealisiert blieb. Hin und wieder finden wir in den Sonetten, die nach dem Tode seiner Frau aus seiner todwunden Seele aufquollen, Töne echter Liebe angeschlagen. Man sieht dann auch, wie jene Töne ihm zeitweise Kraft gaben, Tod und Einsamkeit zu überwinden. Aber dann bricht das Fragen, Suchen, Zweifeln wieder durch, und er findet sich wieder auf die Insel seines Alleinseins zurückgeworfen. Sonett 140:

Der Tod die Liebe trennt, und dunkle Sage
Nur tröstend spricht von Wiedersehungstage.

Bis in die letzte Tiefe seines Wesens ragte die dunkel drohende, dumpf lastende Einsamkeit. Sie war ihm nicht von ungefähr und von außen zuteil geworden. Sie war aus dem letzten metaphysischen Grund seiner Seele selbst heraufgezogen und ließ sich daher nicht abschütteln. Sie war eine Einsamkeit ohne Gott! Das scheint mir der letzte Grund, warum sein Leben eher einer zerbrochenen Säule vergleichbar ist als einem in vollendeter Harmonie abgeschlossenen Kunstwerk.

In einem Sonett, das bisher in der Humboldtforschung noch nicht beachtet, jedenfalls nicht in seiner Bedeutung für den Dichter, dessen Seele es wie ein größtes Geheimnis verkündet hat, gewertet worden ist, hat er die große Linie seiner Existenz wie in Abendklarheit gesehen und gezeichnet. Es lautet (Werke IX, 154 f.):

Um mich auch schlug mit dichtverzweigten Ranken
Sich üpp'gen Efeus grün umwuchernd Laub.
Gehoben aufwärts von der Erde Staub
Werd' ich von übermenschlichen Gedanken.

Da erst gewahret' ich der Höhe Schwanken,
Es warnte die Vernunft, doch ich war taub,
Und wonnigsüß einsamer Träume Raub,
Verließ ich kühn zuletzt der Erde Schranken.

So fühlt' in Jünglings und in Alters Tagen
Dem Äther nah ich rein die Pulse schlagen,
Doch tief sich mir des Lebens Mark verzehren.

Nun kann ich's nicht mit Erdenkost mehr nähren,
Nicht mehr dem eignen Strahlenbrande wehren,
Verzehrt, wie Phaeton im Sonnenwagen.

In diesem Sonett, das im Sommer des Jahres 1827 niedergeschrieben wurde, zieht Humboldt die Summe seines Lebens. Die Linien, die er hier zeichnet, haben nicht die Ruhe und Klarheit jener Linien, „die wir an der griechischen Plastik bewundern" (Spranger). Eher könnte man sie der unbefriedigt ins Unendliche gehenden, von friedlosen Spannungen erfüllten Linie nordisch-gotischer Ornamentik vergleichen. Noch einmal wird hier das Thema Faustischer Gegensätzlichkeit angeschlagen. Der Erde Staub und Schranken stehen hier die erdentrückten Gedanken, die wonnigsüßen Träume der Höhe gegenüber. Diese Gegensätzlichkeit liegt tief im Wesen des Dichters. Sie kann nicht aufgehoben, sie kann nur erfüllt werden. Aber nun verschiebt sich das Gleichgewicht der beiden Spannungskoeffizienten. Die Erde sinkt zurück vor dem Flug zur Höhe. Übermenschliche Gedanken bewegen die Brust. Aber sie wachsen ungesund, krankhaft aus zu einsamen Träumen, denen in der Wirklichkeit nichts entspricht, die die Seele einspinnen in die innere Welt, ohne ihr Festigkeit und Halt zu geben, und die darum des Lebens Mark verzehren. Denn die Erde ist nicht überwunden, sie ist nicht synthetisch und organisch mit dem andern Pol verbunden, sie ist in kühnem, fast frevelhaftem Flug verlassen, zurückgestoßen. Aus der Urpolarität der Gegensätze erwächst nun die Tragödie, die bei der radikalen Überspannung des einen Pols entstehen mußte. Humboldt hat diese tragischen Zusammenhänge seiner geistigen Existenz mit hellseherischer Klarheit geschaut und in dem vorliegenden Sonett geformt. Jene Überspannung, die aus seinem Wesen herauswuchs, mußte ihn verbrennen, wie Phaeton im Sonnenwagen verbrannte.

Wenn Haym am Schlusse seiner berühmten Humboldtbiographie sagt: „Wir nennen ihn nicht einen großen Mann, wir nennen ihn einen glücklichen, weisen und guten Menschen",

so können wir diesem Urteil nicht beipflichten. Muß man feststellen, wie wir es taten, daß sich starke Wesenszüge in ihm mit denen des Faustischen Menschen decken, daß in seiner Seele eine Gegensätzlichkeit lag, für die er selber keine Synthese, keine Lösung fand, deren Dialektik er selbst eine tragische nannte, so kommt man eher zu einer Umkehrung jenes Haymschen Satzes. Man könnte ihn eher einen großen Menschen nennen als einen glücklichen, weisen und guten. Denn Ruhe, Gleichgewicht und Harmonie scheinen uns nicht notwendig zum Wesen menschlicher Größe zu gehören, sondern jene Faustische urpolare Spannung und die Art, wie man sie erträgt, wie man sie an sich arbeiten läßt, wie man mit ihr ringt und streitet.

Goethe und Christian Friedrich Schlosser

Mit einem ungedruckten Briefe Schlossers an Goethe

Von Oswald Dammann (Heidelberg)

„Die drey Schlosser und zwey Voße", schrieb Goethe am 23. November 1801 an Friedrich Heinrich Jacobi, „machen eine der wunderbarsten jungen Gesellschaften, die je zu meiner Kenntniß gekommen sind. Der jüngste Sohn des Schöff Schlosser ist ein kleiner Enragé für die neuste Philosophie und das mit so viel Geist, Herz und Sinn, daß ich und Schelling unser Wunder daran sehn. Sein älterer Bruder ist eine ruhige verständige Natur, den, wie ich merke, der Kleine auch nach Jena, zu der seligmachenden Lehre, gerufen hat. Der Sohn meines Schwagers scheint seinen Vater nicht zu verläugnen. . . . Wär' es nicht die Neigung und das Verhältniß zu diesen jungen Leuten, so würde schon die Neugierde, wie ein solches Phänomen sich auflösen kann, mich aufmerksam auf sie machen." Diese drei Schlosser, die sich im Herbst 1801 zum Studium in Jena zusammenfanden und, mit einer Empfehlung der Frau Rat versehen, dem großen Verwandten in Weimar ihre Aufwartung machten, waren der von Halle kommende Jurist Johann Friedrich Heinrich (Fritz) und sein jüngerer Bruder, der Mediziner Christian Friedrich Schlosser, die Söhne des Schöffen Hieronymus Peter Schlosser, sowie ihr Vetter Eduard, Johann Georg Schlossers einziger Sohn aus seiner Ehe mit Johanna Fahlmer, der als junger Militärarzt schon 1807 in Königsberg dem Lazarettfieber zum Opfer gefallen ist.

Fritz Schlosser hat dem Dichter das früh gefaßte Zutrauen ein Leben lang mit selbstloser Hingabe gedankt. Man erinnert sich der schönen Worte, die er nach Goethes Tode an Sulpiz Boiſ-

serée gerichtet hat[1]), jenes Bekenntnisses, aus dem die ganze Andacht spricht, mit der die jüngere Generation zu dem mythischen Bilde Goethes aufblickte, an dem sie z. T. selbst noch mitgearbeitet hatte. Man weiß, wie gerade Fritz Schlosser, der unermüdliche Sachwalter des Dichters, ihm den Stoff bereitlegte zu 'Dichtung und Wahrheit' und in Zeiten, da sein Bild von der Parteien Gunst und Haß verwirrt zu werden drohte, sein Andenken unverfälscht der Nachwelt zu überliefern suchte. Indem er es hütete mit der Selbstbescheidung des Sammlers und Forschers, wurde er einer der ersten „Goetheverehrer", sein Goethezimmer auf Stift Neuburg das erste Goethemuseum, das zusammen mit der erlesenen Nazarenersammlung des „Gotischen Saales" zum Sinnbild dieses geräuschlos-tätigen Lebens wurde, in dem klassische und romantische Bildungselemente sich zu seltener Harmonie vereinigten.

Aber nicht er, sondern sein um zwei Jahre jüngerer Bruder Christian Friedrich[2]) (geb. am 15. September 1782 in Frankfurt am Main) war der eigentliche Romantiker aus dem Blute dieses alteingesessenen und mit Goethe durch Freundschaft und Verwandtschaft nahe verbundenen Frankfurter Geschlechts. Wie er, der Frühvollendete, des Dichters Weg gekreuzt hat und ihn im Andrang schwärmerischer Liebe in Bahnen hinüberzuziehen suchte, die nicht des Dichters Bahnen waren, und wie der ältere Bruder auch das Gedächtnis dieser Freundschaft als teures Vermächtnis zu wahren wußte, ist in der Goetheliteratur bisher kaum beachtet worden. Einzig Düntzer hat es flüchtig vermerkt.[3]) Das ist leicht erklärlich. Denn Christian Schlosser teilte das Romantikerschicksal, es ist ihm, wie der Bruder am 13. April 1830 an Goethe schreibt, „bei so reichen Gaben des Geistes und Gemüthes nicht beschieden gewesen, ein vollendetes Denkmal seiner Bestrebungen und seiner geistigen Thätigkeit zu hinterlassen, und sein vielfach bewegtes und angeregtes Leben ver-

[1]) 'Sulpiz Boisserée' 1, 593.

[2]) Nicht Christian Heinrich, wie er gemeinhin, auch in der Weimarer Ausgabe und bei Goedeke, erscheint.

[3]) H. Düntzer, 'Aus Goethe's Freundeskreise', Braunschweig 1868, S. 523ff. ('Goethes Tonlehre und Christian Heinrich [!] Schlosser').

rollte größtentheils in Vorbereitungen und Vorübungen". Dazu kommt, daß bei seinem Tode sein gesamter handschriftlicher Nachlaß, darunter auch die Originalbriefe Goethes, bestimmungsgemäß der Vernichtung anheimgefallen ist.[1]) Indessen hat die Weimarer Ausgabe 11 Briefe des Dichters an Schlosser nach dem Konzept zutage gefördert, die zusammen mit den im Goethe- und Schiller-Archiv aufbewahrten Gegenbriefen Schlossers eine Darstellung seiner Beziehungen zu Goethe ermöglichen.

Christian Schlosser war in allen Stücken das Gegenteil seines Bruders. War dieser das getreue Ebenbild des Vaters, so sehr, daß Goethes liebevolle Schilderung Hieronymus Peter Schlossers in 'Dichtung und Wahrheit' Wort für Wort auf dessen ältesten Sohn paßt[2]), so ist Christian die problematische Natur, in der Unvermitteltheit seiner reichen Anlagen ein „forciertes Talent" im Sinne Goethes. Mit einem ausgeprägten kritischen Verstand verband er eine leicht erregbare Phantasie und eine überaus reizbare Empfänglichkeit für alles Neue und Ungewöhnliche, jedoch ohne die für den Ausgleich dieser Gegensätze nötige Selbstdisziplin. So zeigt sein Bild die auseinanderstrebenden Züge des wirklichkeitsfremden Schwärmers und des scharfsinnigen Dialektikers, der nicht ohne Selbstgefälligkeit den Vorrang beansprucht. Den kranken Kern in Christian erkannte schon Frau Rat mit gesundem Blick, wenn sie ihrem Sohne am 1. Oktober 1802 schreibt: „Vor Christian ist mir manchmal bange — dieser junge Mann ist so sehr überspannt — glaubt mehr zu wissen als beinahe alle seine Zeitgenossen, hat wunderbare Ideen u. s. w. Du giltst viel bei Ihm, kannst du Ihn abspannen, so tue es."

Der Dichter hat diesen Wink gewiß nicht unbenutzt gelassen. Je weniger eine Natur wie Christian Schlosser dem Zauber der in Jena auf ihn eindringenden romantischen Ideenwelt und namentlich der die Jugend revolutionierenden Wirkung der Schellingschen Philosophie widerstehen konnte, um so willkommener mußte der Einfluß Goethes sein, der, über den

---

[1]) Vgl. 'Historisch-politische Blätter', Bd. 155 (1915), 162.

[2]) Vgl. auch Goethe an Fritz Schlosser 10. April 1818 (Briefe 29, 138).

Parteien stehend, die erhitzten Gemüter immer wieder zu gemeinsamer Bewunderung seiner Person zu einigen verstand.[1]) In welchem Sinne sein Wort von der seligmachenden Lehre sich gleichwohl an den Brüdern Schlosser erfüllen sollte, konnte er damals freilich nicht ahnen.

Die Jahre 1805—6 sehen denn auch Christian in Göttingen schon ganz im Fahrwasser der Romantik und im engen Bündnis mit den Malerbrüdern Franz und Johannes Riepenhausen und — mit Friedrich Hurter, dem nachmaligen Antistes von Schaffhausen. Wenn man bei Hurter liest[2]), wie in der Auseinandersetzung mit dem vulgären Rationalismus der Zeit das „Receptenbuch" der Romantik, Tiecks 'Genoveva', und die von gleichem Geist erfüllten Umrißzeichnungen der Brüder Riepenhausen, zu denen Christian Schlosser damals die Erläuterungen schrieb[3]), die entscheidende Wandlung in ihm anbahnten, so ist wohl auch für diesen schon zu jener Zeit der Durchbruch zur katholisierenden Romantik erwiesen. Trotzdem erschien er Arnim, der ihn 1806 in Göttingen kennen lernte, noch als „der unbefangenste, genießendste in der neuen Manier, ein vollständiger Kerl, der mit der Welt ordentlich lebt und mit schöner Neigung das mit ihm erwachsende Talent der Riepenhausens schätzt".[4])

Zur Ausübung eines Berufs gleich seinem Bruder, der sich seit 1803 in Frankfurt als Advokat niedergelassen hatte und in der Folge, von Dalberg geflissentlich herangezogen, rasch zu ehrenvollen Ämtern emporstieg, konnte sich Christian Schlosser so wenig wie jeder andere reinblütige Romantiker verstehen. Eine unabhängige äußere Lage gestattete ihm, sich ganz der allseitigen Ausbildung seiner Persönlichkeit und nebeneinander

---

[1]) Goethe an Johanna Schlosser 24. November 1801 (Briefe 15, 283). Über den engeren Schlosserschen Kreis in Jena, dem außer Heinrich und Wilhelm Voß noch Solger und B. R. Abeken angehörten, vgl. B. R. Abeken, 'Goethe in meinem Leben', Weimar 1904, S. 51/52; Henry Crabb Robinson, 'Diary, Reminiscences and Correspondence' 1 (1869), 131/132.

[2]) F. Hurter, 'Geburt und Wiedergeburt', 3. Ausgabe, Bd. 1 (1849), S. 140.

[3]) Vgl. 'Achim von Arnim und die ihm nahe standen' 1, 179.

[4]) Ebenda 1, 189 (an Clemens Brentano 16. August 1806).

naturwissenschaftlichen und literarisch-künstlerischen Neigungen zu widmen. Die Jahre bis 1808 benutzte er namentlich zu Reisen rheinauf rheinab: Verbindungen wurden gesucht und angeknüpft mit Sulpiz Boisserée, Friedrich Schlegel, Zacharias Werner. Seit 1806 öffnete sich den Brüdern Schlosser auch das Haus Brentano in Frankfurt und damit ein neuer Zugang zum Reich der Romantik.

In diesem Kreise, der zugleich den Mittelpunkt der Frankfurter Goethegemeinde bildete, und im Verein mit den dortigen wissenschaftlichen Wortführern der rheinischen Restauration, den Böhmer, Thomas, Passavant, gewannen nun auch die Brüder Schlosser den festen Anschluß an jene Richtung, die von den Brüdern Boisserée so gut wie vom Freiherrn vom Stein getragen wurde und dem Frankfurt des Vormärz das geistige Gepräge verlieh.

An den Bestrebungen der Heidelberger Romantik nahmen beide Brüder auch praktischen Anteil, Fritz Schlosser durch tätige Mithilfe bei der Sammlung des Materials für 'Des Knaben Wunderhorn', Christian durch einige, freilich der Originalität entbehrende Beiträge zur Einsiedlerzeitung.[1])

Die Beziehungen zu Goethe wurden inzwischen durch des Dichters Mutter lebendig erhalten, zu deren nächsten Freunden außer den Familien Stock, Moritz, Melber und Starck auch die Familie Schlosser gehörte. Der Entwicklung der Schlosserschen Kinder schenkte sie ohne Unterschied ihre mütterliche Teilnahme. Fritz Schlosser wußte sie als ihren stets dienstbereiten „literarischen Trippscher" besonders zu schätzen. Die noch von der Erinnerung an Weimar zehrende Begeisterung der Brüder für den Dichter war so unentwegt, daß sie damals mit Bettine Brentano in eine von dieser übel vermerkte Rivalität gerieten.[2]) Zu unmittelbarer Fühlungnahme mit Goethe selbst kam es jedoch erst wieder, als nach dem Tode der Frau Rat am 13. September

[1]) Über Christian Schlossers Beiträge zur Einsiedlerzeitung siehe 'Euphorion' 19 (1912), 234/35, wo Steig die Anknüpfung mit Arnim jedoch fälschlich erst in das Jahr 1808 setzt.

[2]) 'Bettina von Arnims sämtliche Werke', hrsg. von W. Oehlke, Berlin 1920, 3, 43. 45. 46. 132.

1808 Fritz Schlosser ihrem letzten Willen gemäß mit der Regelung der Erbschaftsangelegenheit betraut und weiterhin auch in aller Form zum Sachwalter Goethes in dessen Frankfurter Vermögens- und Bürgerrechtsgeschäften bestellt wurde.

Christian Schlosser befand sich um diese Zeit bereits auf dem Wege nach Rom, wohin er Ende Juni 1808 aufgebrochen war. Inneres Ungenügen und die Hoffnungslosigkeit der heimischen Zustände, die seiner schweifenden Unrast, wie ihn dünkte, keine würdigen Aufgaben verhießen, trieben ihn wie so manchen gleichgesinnten Altersgenossen aus der führenden Bildungsschicht in das Land seiner Sehnsucht, das Italien der Romantik um 1810. Auch ihm wurde Rom zum Schicksal. Alles, was es für die junge Generation in vollendeter Ausprägung in sich begriff, vereinigte sich, um auch Schlossers ästhetisches Bedürfnis religiös zu erhöhen und ihn dem letzten Ziel seiner Wünsche nahezubringen. Sein Lebensgefühl erfuhr in diesen römischen Jahren einen nie wieder erreichten Auftrieb und umgab ihn mit einem Schimmer von Genialität. Die altvertrauten Brüder Riepenhausen, Thorwaldsen, Overbeck, Pforr und Cornelius wurden seine nächsten Freunde. Karoline v. Humboldt und Zacharias Werner gesellten sich hinzu. Hier, wo Klassiker und Romantiker noch friedlich miteinander lebten, wo der Dichter des 'Faust' und der 'Wahlverwandtschaften' als der große Mittler begrüßt wurde, wurde Christian Schlosser der berufene Kommentator seiner Farbenlehre[1]), beflügelte er als geistvoller Interpret Dantes und des Nibelungenliedes die schöpferische Phantasie der Klosterbrüder. Und mit dem ihm eigenen Werbeeifer übernahm er nun auch die Aufgabe, Goethe für die verheißungsvoll aufblühende „neu-deutsche religios-patriotische Kunst" ungeachtet seiner seit 1805 ausgesprochenen Absage empfänglich zu stimmen und damit den Freunden den einflußreichsten Gönner zu gewinnen.[2])

[1]) Vgl. 'Schriften der Goethe-Gesellschaft' 14 (1899), 60; H. Düntzer, 'Zwei Bekehrte', Leipzig 1873, S. 210.

[2]) Über Goethe und die bildende Kunst der Romantik mit besonderer Berücksichtigung seiner Beziehungen zu den Nazarenern siehe die grundlegende Arbeit von K. K. Eberlein im 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' 14 (1928), die hier stets heranzuziehen ist.

Bereits der erste erhaltene, noch in Frankfurt geschriebene Brief Schlossers an Goethe vom 2. Juni 1808 greift im Anschluß an Goethes kurz zuvor erschienene 'Sammlung zur Kenntnis der Gebirge von und um Karlsbad' gemeinsame geologische Interessen auf, zieht aber zugleich auch schon die Kölner Kunstsammlungen in den Kreis kunstgeschichtlicher Betrachtung und stellt somit neben Friedrich Schlegels Vorstoß vom Mai 1808[1]) und Zacharias Werners Schreiben an Goethe vom 22. August 1809[2]) einen der ersten Versuche dar, Goethes Aufmerksamkeit noch vor Sulpiz Boisserée auf die Denkmäler der altdeutschen Malerei zu lenken. Der zweite hier folgende vom 2. September 1811 aus Castello bei Rom, der umfangreichste und bedeutendste von allen, auf den Goethe wiederholt anerkennend zurückkommt[3]), nimmt unter dem frischen Eindruck der Farbenlehre das angeschlagene Thema auf und erweitert es in geistvoller Abwandlung zu einem breit ausklingenden symphonischen Gemälde.

Über die zentrale Stellung und die symptomatische Bedeutung der 'Farbenlehre' hatte sich Schlosser schon am 2. Februar 1811 in einem Briefe an Karoline v. Humboldt[4]) enthusiastisch geäußert: „Das ist das eigene in Goethes neuesten Büchern, daß sie so viel über die Rechnung bezahlen, und man kann um so weniger mit ihnen fertig werden, als die Gedanken beständig den Menschen hervorrufen, und der Mensch, so wie er sich stellt, eine Welt der zusammenhängendsten Empfindung. So entsteht eine Art Ahndung oder Liebeszauber, welcher uns auch da nicht verläßt, wo man angestrengtes Nachdenken anwenden muß. Was ich aber immer wiederholt bewundere, ist die außerordentliche Wesenhaftigkeit dieses Geistes, der wie vielleicht keiner des Altertums alles Beiwerk schnurgerade vorbeigeht, für alles, was ist, mit der unendlichsten schöpferischsten Fühlbarkeit begabt

1) 'Sulpiz Boisserée' 1, 51.

2) 'Schriften der Goethe-Gesellschaft' 14, 41—43, wo Werner sich ausdrücklich auf das übereinstimmende Urteil Fritz Schlossers bezieht.

3) An Fritz Schlosser 28. Oktober 1811 und 21. September 1812 (Briefe 22, 187; 23, 98).

4) Ungedruckt (Familienarchiv in Tegel).

ist. Ich danke dem ersten Teile eine neue Welt. Denn er gebiert einem ein Organ an sich, aus einer drängenden und daher unempfundenen Masse, wie aus einem Traume erwacht, plötzlich zu Ordnung, Gesetz und Gefühl sich zurecht zu finden." Diese Erkenntnis wird auch das Leitmotiv seines Briefes an Goethe. Als Beitrag eines eingeweihten, im Ganzen Maß haltenden Zeugen römischer Kunstzustände wird er auf Goethes Urteilsbildung nicht ohne Einfluß geblieben sein.[1])

Christian Friedrich Schlosser an Goethe.

Castello bey Rom. 2ten September. 1811.

Die gütigen Zeichen Ihres Wohlwollens, welche Sie, edelster und geliebtester Mann, nach Rom mir zugesendet[2]), haben lebhafter allen Dank in mir rege gemacht, den ich Ihnen seit frühester Jugend und mit fortschreitendem Leben immer zunehmend schuldig geworden bin. Hier in dem Kreise meiner Freunde, wo kaum ein Tag vergeht, ohne daß Ihrer gedacht würde, bekennen wir uns oft wechselseitig, wie innig das Beste in uns mit der Erinnerung an Sie verknüpft ist.

Daß ich aus Rom so lange geschwiegen habe, werden Sie gewiß verzeihlich und natürlich finden. Mit was für Erwartungen oder Zurüstungen man zu der erhabensten Anschauung der Menschheit, der Antike, kömmt, bleibt man immer getäuscht. Man findet nicht mehr oder minder, man findet ein ganz anderes. Sie will aus sich selbst gefühlt und begriffen sein. So weißt sie uns für lange in uns selbst zurük, und zwingt uns, woferne wir redlich sind, unsere Kräfte und Triebe mit ihr auszugleichen, wie wir unsere Willkühr mit der Natur ausgleichen müssen. Der auszeichnende Charakter, könnte man sagen, dieser vollendeten Welt, ist, daß Liebhaberey gar nicht in ihr gedacht werden kann.

Ich möchte in diesen wenigen Zeilen Ihnen etwas erfreuliches

---

[1]) Eine Abschrift dieses Briefes befand sich auch unter den Goethe-Papieren Fritz Schlossers. Vgl. J. Frese, 'Goethe-Briefe aus Fritz Schlossers Nachlaß', Stuttgart 1877, S. 42 Anm.

[2]) Nicht erhalten.

von hier sagen. Aber ich suche es vergebens. Rom ist wie ein Tempel voll Majestät, dessen Pforten sich langsam, unaufhaltbar schliesen. Das Tröstliche liegt wie überall nicht in der Vergangenheit, die in Trümmer geht, sondern in den Seelen der strebenden Menschen, welche den Keim einer besseren Zukunft bilden.

Und davon zeigt sich so manches schöne bei uns. Thorwaldson ist Ihnen bekannt, der durch den ernsten Adel seiner Gedanken, und durch die Reinheit des Styles seine Arbeiten den Griechen näher bringt, als je geschehen war. Eben so kann ich Schik übergehen, einen Mahler voll Empfindung und Liebenswürdigkeit, der in diesen lezten Tagen nach Deutschland zurükgekehrt ist. Aber unter den jüngeren erwähne ich einiger vorzüglicher Talente.

So ist vor beinahe einem Jahre ein Trupp unserer Landsleute hier angekommen, welche in Wien sich zusammengefunden hatten, und alle aus der edeln altdeutschen Schule ihre Entwikkelung genommen haben. Unter diesen leuchtet ein junger Overbek, durch Kenntniß, Sicherheit in der Ausübung, und eine Seelenschönheit hervor, die, was er anrührt, aufs liebevollste durchdringt. Man sieht recht, wie ihm unter Liebe und Vortrefflichkeit erst wohl wird. Er hat ein groses Bild mitgebracht, den Einzug Christi vorstellend. Dies hat die wahrste Natur, und lauter menschliche Motive, und ist bei einer sanfteinnehmenden Frömmigkeit, die den Charakter des Künstlers spiegelt, voll Leben, Erfindung, und Bewegung. Ein anderer seiner Gefährten, Vogel, ein Schweizer, behandelt Gegenstände seiner vaterländischen Geschichte. Er gefällt sich in feurigeren Darstellungen, weicht aber dem ersten nicht an Geist und Talenten. Ein Bild von ihm, die Rükkehr der Sieger aus der Schlacht bei Murgarten, möchte man fresco in einem Rathhaussaale gemahlt wissen. Man lebt und webt in der Zeit und Begebenheit. Alte und Kinder, Bräute, die den seligen Siegern entgegenkommen, der Jubel, das Gedränge des Volkes, würken wie ein Moment erwünschter Gegenwart. Dabei ist groser Reichthum in den Charakteren, und eine Deutlichkeit in der Anordnung, die über nichts schwanken läßt. Mit ihnen ist ein dritter sehr junger

Mann, Pforr[1]), der Sohn des berühmten Pferdemalers, verbündet, der mit sehr vielem Ernste und treuem Fleiſe arbeitet.

Sonst findet ſich dann und wann ein Exemplar der Altdeutſch[h]eit auf übergebirgiſchem Boden ein, bei dem man Angſt und bange werden möchte. Bey dieſen verſchwindet der Glanz unſeres herrlichen Himmels, und das Ebenmaas einer zu Frieden gediehenen Natur, vor den Entzükkungen, welchen ſie unter langzugeſpizzten Giebeldächern und überhängenden Brüſtungen ausgeſezzt ſind. Eben ſo ſind ihnen Wundergeſchichten lieber als die lauterſten Triebe der Menſchheit. Kurz den ganzen Bedürfniſſkram für Leib und Geiſt möchten ſie zur Kunſt machen, und aus ihr verdrängen, was urſprünglich, wahrhaft und weſenhaft iſt. Wer ſich den altdeutſchen Werken, und jener Zeit voll Inbrunnſt, ohne Wiederſtreben genähert hat, wird gewiß ehrwürdige Beſtrebungen und ein bereits ſchönes Gelingen in ihr ſchätzen müſſen. Aber es ſoll ſchier nichts mehr gelten als ſie, und alles unter ihr ſein. Den weitläufigen Schwall des Mittelmäſigen ſehen ſie noch wie eine Reliquie an, und ziehen ein ſchlechtes Ding von heiligem Urſprunge dem durch ſich vortrefflichen profanen vor.

Dieſem ſonderbaren Unweſen ſezzen ſich ſehr anmuthig und geiſtreich meine näheren Freunde, die Brüder Riepenhauſen, entgegen, welche Ihre Güte ſich durch frühere Werke bereits gewonnen hatten, und von denen man vielleicht ſagen kann, daß ſie ihren langen Aufenthalt in Italien am univerſellſten benüzzen. Sie ſind entfernt davon, die Schönheit für ein nothwendiges Uebel, oder überflüſſiges Gut zu halten, und haben durch Betrachtung, Gefühl und Verſtand eine gewiß ſeltene Einſicht in das Bedeutende ſich erworben. Dabey ſtreben ihre reichen und mannichfaltigen Compoſitionen, immer mehr klar zu werden, in ſich ſelbſt Ausdruk zu gewinnen, und, indem ſie ſinnlich offenbar würken, die Empfindung ſicher zu treffen.[2])

[1]) Über Schloſſers Verhältnis zu Pforr ſiehe F. H. Lehr, 'Die Blütezeit romantiſcher Bildkunſt. Franz Pforr, der Meiſter des Lukasbundes', Marburg 1924, S. 176. 311/12.

[2]) Über die Brüder Riepenhauſen und ihre im folgenden genannten

Unter dem lezten, was sie gemacht haben, ist eine Composition Ihres Sängers, welchen sie früher bereits unvollkommener behandelt hatten. Eine Kreidezeichnung, für Frankfurth bestimmt, die allgemeinen Beifall erhält. Ausserdem arbeiten sie an 12 Vorstellungen aus dem Faust, von welchen 2, Gretchen wie Faust ihr an der Kirche begegnet, der Teufel sie zu ihm treibt, und ihr guter Engel über ihr schaudert; die andere, der Tod Valentins, sehr glüklich gelungen sind. Das lezte ist, was den Effekt in der Composition angeht, besonders lobenswerth, und versezzt in eine Welt. Wie oft haben wir zusammen gewünscht, sie Ihnen einen Augenblik vorlegen zu können.[1])

Eine ihrer sinnreichsten Erfindungen ist eine Amorinnenverkäuferinn, voll reizender Motive. Das Mädchen sizzt vor einem Käfige voll Liebesgötter, von welchen einer entwischt ist, und eben behende in die Ferne fliegt. Ein Alter will ihr für Geld einen abhandeln, aber der Knabe sträubt sich und läuft davon. Einem jungen Mädchen dagegen, das Blumen dafür anbietet, fliegt ihr Liebling liebkosend entgegen. Ein jüngeres Mädchen, schüchtern, will den einen in ihr Obergewand verstekt heimlich wegtragen, aber, ohne daß sie es merkt, macht er sich Tag und läßt sich sehen. So weit kettet sich die Gruppe in einander. Darauf schließt das Bild auf der anderen Seite im Vorgrunde, mit einem Schäfer, der neben seiner Geliebten von Tanz und Gesang ausruht, während ein Amor, mit Weinlaub bekränzt, auf ihrem Schoose sizzt, und sie prahlend von seinen Thaten belehrt. Im Mittelgrunde lehren Mädchen die kleinen Nestlinge gehen, und gängeln sie an den Flügeln; im Hintergrunde jagen sich Faunen mit den flükgewordenen kleinen herum.

Auch in Gemählden haben sich diese thätigen Künstler, so weit es der Druk einer ungünstigen Zeit gestattet, in der neuesten Zeit vortheilhaft ausgezeichnet.[2])

Kompositionen siehe A. Andresen, 'Die deutschen Maler-Radierer', Leipzig 1869, 3, 86ff.

[1]) Unterm 8. April 1828 notiert Goethe (Tagebücher 11, 203): „Retzschens Hamlet und Riepenhausens Faust vorgewiesen."

[2]) Ein Porträt Christian Schlossers von Franz Riepenhausen, einst

Von der Kunstgeschichte[1]), von welcher hoffentlich jezt das dritte Heft in Deutschland erschienen sein wird, welches Ihnen gewiß Freude machen wird, indem es einen der erhabensten Kunstgenien aus dem Dunkel zieht, läßt sich leider nichts gutes sagen. Schon entstanden ist das Ganze unter einem Gedränge von Bedürfnissen, und so wenig unterstüzzt, daß blos die reine Liebe zur Sache es in der Gestalt, wie es ist, hervorgehen lassen konnte. Haben die ersten 2 Hefte hier und da Freude gemacht, so war der Verdruß davon allein den Verfassern aufgespart, indem ich weiß nicht welcher Kunstzuchtmeister in Deutschland Titel, Vorrede, und Einleitung, bis wo nichts als bestimmte Kenntnisse fruchten konnten, aufs willkührlichste und frazzenhafteste in allen Perioden entstellt hat. Doch ist es nicht ganz gleichgültig, eine Maske des allergewöhnlichsten Journalunsinnes vor der Welt zu tragen! Jezt zeigt sich der Verleger vollends so halsstarrig, kleinlich und ungerecht, daß, wenn er nicht auf sehr bestimmte Forderungen nachgiebt, das Ganze in Stokken kommen muß. Inzwischen ist der Reichthum an Zeichnungen so gros, und auch der immer lauterwerdenden ersten Kunstverdienste so viele, daß eine besserorganisirte, neue Kunstgeschichte, die auch in der Ausführung mehr leisten würde, und welcher diese ersten Hefte blos als fragmentarischer Beitrag beigelegt werden könnten, sich gar wohl ideiren liese. Zu dieser müßte man freilich die Stimmung des Publikums durch Subscription erproben. Diese in Deutschland zu einer Kunstgeschichte vereinten Beiträge haben übrigens nie auf diesen vornehmen Titel Ansprüche gemacht. Ja, gewiß mannichfaltig aufgeregt, über Gegenstände nachzudenken, die uns stündlich umgeben, haben wir uns alle überzeugt, daß von einer Kunstgeschichte noch gar nicht die Rede sein kann. Glieder dazu können entwikkelt werden. Durch Ueberlieferung ursprünglich, später durch

---

auf Stift Neuburg, ist noch im Besitz des Freiherrn A. v. Bernus. Zu einer Wiedergabe des Bildes in dem vorliegenden 'Jahrbuch' war Herr v. Bernus nicht zu bewegen.

[1]) Franz und Johann Riepenhausen, 'Die Geschichte der Malerei in Italien nach ihrer Entwickelung, Ausbildung und Vollendung', 2 Hefte, Tübingen, Cotta, 1810—11. Mehr erschien nicht.

seinen Geist drängt sich das Alterthum in die sich bildende neue Welt, dessen Maximen doch noch nicht so geläufig sind, sie etwas abstrakt anwenden zu können. Ausserdem kann man für unser Vaterland zu einer Kunstgeschichte weder die kalvinistische Abneigung noch die neueste Zuneigung zum Catholicismus brauchen. Und wird nicht der Gang des herrlichen Gedeihens der Menschheit, welcher gegen die Zeit Leo X. zur Reife kam, der überdies, rapid und rhapsodisch, dem griechischen im Wesen genug ähnelt, vor Augen gebracht; was hat man an einer ungefühlten Reihe von Nahmen? Will man aber von der Reife reden, ohne die Wurzeln mehr entblößt zu haben? — Durch ähnliche Betrachtungen haben sich nach und nach folgende Grundsätze bei uns befestigt. Was am nöthigsten bleibt, ist, das Vortreffliche in den Anfängen und Fortschritten der Kunst immer mehr in lebendige Anschauung zu bringen. Erst durch vieles Sehen wird Betrachtung genährt, und Unterscheidung Thatsache. Hier kommen die unschätzbaren Bemühungen der Köllner Kunstfreunde, und überhaupt die Liebe zu den altdeutschen Bildern, einer Schule, welche unstreitig älter als die italiänische ist, zu Statten. Bis auf Masaccio ähneln sich, bis auf geringe Nationalunterschiede, beide. Von ihm aus nimmt dieser leztere bedeutend zu, und Italien erfährt Einflüsse, die in Deutschland, wo überdem der Nationalcharakter die frühere idealische Schule verdrängt, nicht vorhanden sind. Was nachher die Erläuterung betrifft, so wäre wohl vorläufig eine Restauration der Grundsäzze das zwekmäsigste, nach welchen die grosen Meister selbst betrachtet und gefühlt haben. Hier ist des sonst zu sehr gerühmten Vasaris groser Werth zu suchen, und wir sind durchdrungen von dem grosen Verdienste, welches Sie, edelster Mann, durch die Bearbeitung des Benvenuto Cellini, mit seinen Anhängen, wahrhaft bahnbrechend, sich erworben haben. Man kann auf keinem reineren Wege vorwärts gehen, ja ich kann z. B., wie wir mit unserer formlosen Betrachtungsweise der bildenden Kunst gegenüber stehen, mir nicht entschiedener vergegenwärtigen, als indem ich die kurze Betrachtung Cellinis über den Bau des menschlichen Körpers lese. Soll erschütternd und allgemeinbelebend jene

wundersame Zeit auf die unsere würken, so ist der Anfangspunkt in Gregor dem Heiligen, dem Heroen der neuen Welt, zu suchen. In ihm verflicht sich, was Religion, Staat, und Vermischung neuer dauernder Gebräuche vereint hervorbringen, und er gab allen 3en den Nachdruk seiner Kraft, welcher noch auf unsere Tage sichtbar ist. Einzelne spätere Zweige könnte man mit Glük an die gründlichen Werke von Roscoe knüpfen, welcher durch seinen Detail vor allen leichtfertigen Einbildungen hütet. Man schmeichelt sich wohl mit Wünschen, viel vollenden zu können, dann drängt sich das Leben und gehäufte Schwierigkeiten dazwischen. Indess bleibt auch schon eine reinerworbene Ueberzeugung der Richtung ein groser Gewinn, und ein Trost, wenn das Glük anderen die Ausführung gönnt.

Angenehm, hoffen wir, soll Ihnen ein Zeichenbuch sein, welches die Riepenhausen folgenden Sommer herausgeben, und unter ihren Augen stechen lassen. Wir haben vereinigt mit Liebe daran gedacht, und alle Sorgfalt so wohl auf die Methode, als die Wahl der Gegenstände, und den angemessensten Gebrauch derselben verwandt.

Ausserdem sind sie mit Erfindung eines Cyklus von Darstellungen aus dem Leben Karls des Grosen beschäftigt. Ich wage für meine Freunde Ihre Güte zu diesem Zwekke in Anspruch zu nehmen. Sie werden es selbst stechen, und in jeder Rüksicht daran zeigen, was sie vermögen. Es erscheint auf Subscription. Ich habe meinen Bruder gebeten, Ihnen die Subscriptionsbedingungen zuzuschikken. Der Antheil, welchen Sie, gütigster Mann, jedem schönen Bemühen zuwenden, macht, daß ich Sie bitte, auch dieses Unternehmen zu vertreten, wo es ohne Unbequemlichkeit geschehen kann.[1])

Sollte sich in Deutschland das Gerücht von vielen Entdekkungen und Aufgrabungen verbreitet haben, so ist daran gar nichts. Vielmehr ist ärgerlich, zu sehen, wie die rührenden Denkmähler entstellt, und ihres schönen Charakters, mit dem sie allen vorbeilaufenden Jahrhunderten nachgegeben hatten, und gleich-

[1]) Goethe ließ die Subskriptionsanzeige daraufhin im Intelligenzblatt der 'Jenaischen Allgem. Literatur-Zeitung' 1811, Nr. 52 abdrucken. An Eichstädt 17. Juli 1811 (Briefe 22, 131).

sam der Einbildungskraft wieder ein Ganzes geworden waren, beraubt werden. Wenn man über das Campo vaccino gieng, rechnete man die herrlichen Trümmer zur Natur. Jezt dekt man jedem einzel[n]en die Blöse auf. Und doch ist es lächerlich, dadurch den Begriff des Ganzen verdeutlichen zu wollen. Man befindet sich vielmehr mit Schmerz, in einem Cabinette, was an sich schon widerlich ist, und zwar von nichts als Stükken. Den Tempel der Concordia, der den mahlerischen Hintergrund von Hütten hatte, in dessen Gesäul sich eine Rebenlaube wie eine lebendige Idylle ausnahm, der an sich zertrümmert, aus Säulen von sehr ungleichem Model, aus verschiedenen Capitälen, Gesimsstükken, und Granitarten aufgerichtet war, hat man vorn und hinten nakt gemacht, und ihm einen ebenen Boden von dem Schutte der eingeschlagenen Hütten gegeben. Die geschändeten Säulen stehen öde da, eben so viel kolossale Bayonette, mit welchen sich die grose Nation das Gouvernement in der Kunstwelt des Alterthumes zu erobern denkt. Eine wahrhafte unverständige, fühllose Neugier! Denn nichts ist aufgegraben, was nicht schon früher untersucht, und also etwa wissenschaftlicher Gründe wegen bekannt zu machen war. Alsdann aber bedekte man es wieder, und ließ ihm sein Recht im Leben. Gefunden ist vollends nichts, aus Ursachen, die leicht zu denken sind, und nicht über die Gränzen eines Briefes giengen, wenn der Brief nicht über die Gränze gienge.

Sehr merkwürdig und gefährlich ist, daß ein vortrefflicher römischer Restaurateur, Palmarola[1]), die Kunst, Freskobilder auf Leinwand zu tragen, würklich gefunden hat. Ob es mit allen Bildern angeht, oder ob die Masse eine gewisse Lokkerheit und Räumlichkeit in den Brüchen haben muß, bleibt von der Erfahrung zu entscheiden. Er hat vorzügliche Bilder des Sebastiano del piombo, aus einem Vestibule, und neuerdings die Kreuzabnahme von Daniele di Volterra[2]), welche sich in dem

---

[1]) P. restaurierte 1827 in Dresden, wo der Weimarer Zeichner Karl Lieber auf Goethes Veranlassung das neue Verfahren bei ihm lernte. Vgl. 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' 14 (1928), 49.

[2]) Eine Nachbildung davon, vermutlich den bei Schuchardt 1, 76 verzeichneten Stich von N. Dorigny, überreichte Schlosser Goethen

Kloster auf trinità di monte befand, übergetragen. Was schöner als diese Erfindung ist, ist die Anwendung eines gar natürlichen Gedankens, um den Farben ihre Kraft wieder zu geben. Wenn ein Bild nemlich auf die Leinwand gebracht, und fortan allen zerstörenden Lokaleinflüssen entzogen ist, auch vom angeflogenen Schmuzze gesäubert, bestreicht er es nach Gutfinden wiederholt, mit einer wasserhellaussehenden Flüssigkeit, wie er sich ausdrükt, einer Kalkbeize. Diese frißt den Tartar, der auf den Farben liegt, sanft weg, oder, richtiger gesagt, neutralisirt ihn. Denn wiewohl er selbst mit seiner ganz empirisch entdekten Geschiklichkeit geheim thun möchte, bleibt keinem Zweifel unterworfen, daß das ganze auf einem Processe der Entsäurung beruht. Es ist eine Lust, solch ein Bild sich verklären zu sehen. Wo vorher blinde Flekke, oder die rohen Umrisse kaum mit einer eintönigen Farbenmasse bedekkt waren, treten nun die Töne hell, und sammt ihren Mitteltinten wie im Glanze der Jugend hervor. Man möchte selbst solch einen jüngsten Tag einmal bei lebendigem Leibe erfahren! Zugleich überzeugt man sich, welch eine elende Stümperei die Retouche ist. Alle gestehen, daß in diesem Bilde Farben aufleben, die auch das geübteste Auge nicht würde geahndet haben, die also auch unmöglich hätten aufgetragen werden können.

Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen dieses leztere zu melden, unmittelbar nachdem ich die unerwarteten Rükfälle zur weltlichen Eitelkeit gelesen hatte, welche Sie in der Farbenlehre beschreiben. Dieses Werk hat leider eine sehr flüchtige Erscheinung hier in Rom gemacht, und war als Gabe eines Freundes um keinen Preis zurükzuhalten. Ich mußte mich glüklich schäzzen, es 14 Tage in meinen Händen zu haben. Diese wenigen Tage aber geben mir bereits ein Recht, Ihnen den allerinnigsten Dank für das viele Belehrende abzustatten, was auch mir dadurch zugeflossen ist. Ich empfinde den Werth solcher Werke vorzüglich, welche, wenn sie eine Fülle verwandter Anschauungen in uns rege gemacht haben, nun auch noch das lösende Wort hinzufügen, welches gleichsam die allesammt wahren, aber zer-

am 28. August 1815 auf der Gerbermühle. Vgl. 'Sulpiz Boisserée' 1, 271.

streuten und dadurch widersprechend scheinenden Glieder des Räthsels binden, und durch den treffendsten Ausdruk ihnen sicheren Halt geben. Man fühlt sich, indem man ließt, plözlich um vieles bereichert. Es ist, als wenn uns ein streitiges Vermögen gerichtlich zugesprochen würde. Da ich die früheren Beiträge[1]) hier bei mir habe, und also mit dem einfachsten der Erscheinungen, und der Art, wie die Natur in ihrer Erzeugung sich auf der zartesten Schwebe von Uebergang zu Uebergang hält, vertraut war, auch die Unmöglichkeit einsahe, in dem kurzen Zeitraum den neuen Detail der Erfahrungen zu beherrschen, oder nachzuexperimentiren, habe ich mich vorzüglich gegen die Methode gewandt, und am längsten bei den Einleitungen, und der frühren Hälfte des 2ten Bandes aufgehalten. Gewiß ist niemals ein Zweig der Naturlehre in dem erhabensten und weitesten Sinne so weltbürgerlich behandelt worden. Während sehr talentvolle Geister ihrer Einbildungskraft fröhnen, und alle Stufen des Daseins verwirren, bewundere ich hier die höchste Tugend eines Naturforschers, Gerechtigkeit gegen jede Stufe des Lebens. Die Weise aber, mit welcher die ausgedehntesten und simpelsten Fänomene hingeleitet werden, wo sie sich complicirter zeigen, bis sie sich gewissermasen überleben, und nun dem sittlichen etwas bedeuten, darf man wohl kanonisch nennen. Jene Stellen der Einleitung, in welchen von der überall und allein würkenden Natur, vom wilden Schall an, bis zur sanftesten Rede der Vernunft, gesprochen wird, und die bald darauf folgende, von den bekannten, verkannten, unbekannten Sinnen, gehören für mich unter die tiefsten, und bildlos gesprochen, göttlichsten Empfindungen, zu denen jemals der menschliche Geist sich erhoben hat, und haben eine Rührung in mir erwekkt, die unauslöschlich und immer gegenwärtig für mich sein wird. Ja, ich würde dieser Rührung vielleicht nicht fähig sein, wenn nicht Tausend und Tausend vorschwebende Erinnerungen aus Ihren Schriften mich ihr allmählich zugebildet hätten.

Wenn ich mit diesen Worten die vortrefflichen Skizzen zu dem Leben der Männer, welche die Liebe zur Natur wieder hervor-

[1]) Gemeint sind die 'Beiträge zur Optik', 2 Hefte, 1791/2.

riefen, und was über den Unterschied der griechischen Entwikkelung von der neuen gesagt wird, zusammenhalte, so kann ich nicht umhin, zu glauben, daß meine Art, über die Darstellung einer neueren Kunstgeschichte zu denken, Ihnen die rechte scheinen müßte. Als der schmuzzige Wahn untergieng, daß man der Gottheit gefallen könne, indem man die Natur mit Füsen trete, als man den Geist und die Methode der Griechen annahm, welche auf Läuterung, und Veredlung der Natur beruht, da erwachte und genas die Welt aufs neue. Es ist überdem ein ganz neuer Einfall, der sich festzusezzen droht, als ob die Genien der wiederauflebenden Jahrhunderte die Griechen gehaßt und ihre Götter als respective Teufel behandelt hätten. Vielmehr finden wir ja in allen eine Innigkeit der Liebe zu jedem Bruchstükke des Alterthumes, welches sie ihnen vielleicht viel näher brachte, als unsere frostigen Forschungen. Von jener Liebe an, bricht die Kunst an; von jener Zurükneigung zur Natur wird sie vorbereitet.

Ich habe übrigens um so mehr mit dem Herzklopfen der Freude die Farbenlehre gelesen, als ich mich, ohngefähr seit jenen Tagen, ernsthafter anfieng mit der Tonwelt zu beschäftigen, welche, unter verschiedenen Bedingungen des Werdens, wesentlich gleich einfach ist, wenn auch ihre höchsten Erscheinungen sich noch verwikkelter, scheinbar noch chaotischer zeigen. Auch in ihr ist alles gewonnen, sobald wir uns das Urphänomen, für Sinn und Verstand, bis zu thätiger Handhabung einzuprägen wissen. Es bricht in der complicirtesten Anwendung, sich immer gleich, hervor. Auch hier tritt Tod in die Wissenschaft ein, so wie wir den Gegensatz, an welchen die Natur unerläßlich ihre Erscheinung knüpft, aus den Augen lassen. Bei dem blosen Tone läßt sich so ganz und gar nichts denken, als wie bei der blosen Farbe.

Leider bin ich von Jugend auf in der Execution ungeübt geblieben, und so spät gezwungen, manche schöne Stunde auf Ueberwindung mechanischer Schwierigkeiten zu verwenden, die in der Betrachtung angenehmer verflösse. Aber man kann ohne das nicht vorwärts. Das Kunstelement ist zu durchaus flüchtig, das Experimentiren und nach Absicht modificiren zu noth-

wendig, und endlich ist es zu wahr, daß die Sinne durch den Geist zwar können geleitet, nicht aber ausgebildet werden.

Bis in die Kunstgeschichte drängt sich hier die Erbsünde der Fysiker, den Ton vermessen, theilen und wieder verbinden zu wollen, statt die untheilbare, kraft ihrer Erscheinung immer ähnlich getheilte Einheit, ich hätte schier gesagt Ton-Monade, fest zu halten, und in ihren Verwandlungen wieder zu erkennen. Ich sammle, so viel es anfangende Kenntnisse, sehr beschränkte Mittel, und ein Aufenthalt gestatten, der für solch ein Vorhaben immer zu kurz ist, Thatsachen über diese Gegenstände, und suche die Quellen des Unterrichtes auf. Die menschliche Kehle in ihrer natürlichen Intonation spricht so bezeichnend von den Grundwahrheiten der Tonwissenschaft, als die Erwekkung des Dreiklanges, oder die Mitbebung der Saiten es immer vermögen.

Uebrigens kann man in Rom, wiewohl auch die Musik hier im Verhallen ist, wenn man den Sazz zu gebrauchen versteht, daß die Natur in ihrer Gründung nie zu überschreiten war, sich über die Musik unzugänglich scheinender Zeiten noch mit ziemlicher Lebendigkeit belehren. Der gregorianische Gesang beruht in seiner Würkung sicherlich auf sehr ähnlichen Verhältnissen mit dem altgriechischen, er mag durch ein lombardisches Medium gegangen sein oder nicht. Diese Verhältnisse sind: Höhe und Reinheit der Ausbildung in den Stimmen, Würde der Verwendung, endlich fester Volksgebrauch, und daher der Willkühr und dem Geschmakke nicht unterworfene Verständlichkeit. Wenn man sich nur von dem erweisbar läppischen Aberglauben losgemacht hat, daß die Musik der Griechen reinmelodisch gewesen sei, da man doch nicht in die Sekunde gehen kann, ohne actu harmonisch zu würken, so drängen alle Wahrnehmungen zu dieser Annahme. Erwägt man die Hartnäkkigkeit, mit welcher sich das natürliche alte Leben noch jezt im Inneren von Grosgriechenland behauptet, so daß vielfache Völkermischungen, und eine seit anderthalb tausend Jahren stätig fortwürkende, diametral ihm entgegengesezzte Religion, nicht es tödten konnten, sondern sich ihm anschmiegen mußten; hört man zugleich Volksmelodien, deren Ursprung man nicht kennt, von solcher Wahrheit und Eigenheit, daß sie wie ein Seufzer aus gepreßtem Herzen,

wie plözliches Wiedererkennen im Auge, nicht oder nur schwach nachzulügen sind; leben und weben Völkerschaften seit undenklicher Zeit in diesen Weisen, und sind sie anderen benachbarten fremd oder gar mißfällig; so wüßte ich nicht, warum sie nicht für, wiewohl umgemodelte, doch aber ächte alte Motive zu halten wären. Lichtscheeren, Pfriemen, Dinge des gemeinsten Gebrauches, haben sich von südlichen Heiden in unsere nordischen Wälder fortgepflanzt. Aber das Volk in diesem Lande kann alles Geräthes entbehren, und in Lumpen glüklich sein; nur nicht ohne die Nationalempfindung seiner Leidenschaft, seiner Liebe!

Zu den beklagenswürdigsten Verwüstungen unserer Zeit gehört die Aufhebung der Conservatorien in Neapel. Währt sie lange genug, um die Kraft der Tradition zu verliehren, so erwächst dadurch der Kunst, der Wissenschaft, ja der Menschheit ein bedeutender Schaden. Hier war die Musik bis in die lezten Zweige ihrer Entwikkelung, die Lehre von den Effecten, wissenschaftlich befestigt. Wenn eine Schule von so edeler Bildung nicht das höchste hervorbrachte, so geschah es, weil das Leben, der allgemeine Grund aller Vervollkommnung, zu weit hinter ihr stand. Während Architektur, Mahlerei, und Skulptur in den ekelhaftesten Entartungen verschwammen, und die Gesinnungen schlecht wurden, gedieh die Musik, wegen des einwohnenden gesunden Keimes noch immer lieblich, und gesezzmäsig. Man muß über eine Methode in dieser Schule in Bewunderung gerathen, welche würdig wäre, aller und jeder Bildung als Grundlage zu dienen, so stufenweise, so naturgemäs, so naturgeduldig bewegt sie sich vorwärts. Ihre äussere Geschichte lehrt laut, daß, wo sittliche Energie einem Geschlechte fehlt, die Entfaltung einer einzelnen Fähigkeit, welche es auch sei, wenig fruchten könne, und endlich selbst verkommen müsse.

Inzwischen tröstet auch hier die Natur, welche unverlezzt und ewig ist, und es ist eine Wonne, zu sehen, wie sicher sie leitet. Während grübelnde Systeme auch in der Tonwelt hin und herschwanken, bemächtigt sich der Genius des Zieles, wie das Thier seine Speise kennt. An den Geistern muß man sich unterrichten, die auf der Höhe der Menschheit schweben. Den Erfindern in der Harmonie war kein Bedürfniß, die Wahrheiten,

nach denen sie handelten, wissenschaftlich auszusprechen. Aber ihre Empfindungen soll man zu Maximen, und Theoremen versezzen.

Indem ich täglich mit wachsender Lust mich an diese schöne Seite der Erscheinungen kette, geniese ich wenigstens das herrliche Erstaunen, was in der Nähe der Natur unserer Seele zu Theil wird, und schwinge mich für einen Augenblik über den Unmuth weg, der uns leicht in einer Gegenwart befällt, welche jedes Streben in den engherzigen Kreis des nächsten Bedürfnisses zurükzuzwängen droht.

Kann uns davor vielleicht Glük oder eine angebohrene Schnellkraft retten, wo flüchtet man hin, wenn uns das Ungemessene des Gegenstandes schaudern macht? Da die Töne ein secundäres Faenomen sind, und schon die unumgängliche Bedingung ihres Entstehens nicht einfach ist, so kann diese unmöglich übergangen werden. Dies leitet auf die fysischen Gründe der Bewegung überhaupt. Ich wage später einmal Ihnen darüber, was ich weiß, und wissen möchte, mitzutheilen.[1])

Vollends aber, wie tönt die Körperwelt? Jene grosen Gegensätze, das lezte nothwendige aller Erscheinung, drükken sich gleichfalls in der Reihe der Erzeugnisse aus. Wie verhält sich diese zu der Ton-monade? Aus Gefühl weiß ich, daß Metalle einen gesunden freudigen, andere Körper dagegen einen schwindenden wehmüthigen Klang von sich geben; Glas z. B.; beide unter Modificationen der Kohärenz. Hierinn liegt der Grund der eingebohrenen Töne verborgen; die Frage ist nur, wie man die Formel stelle, um ihn zu gewinnen. Die Chladnischen Versuche, genialisch angewandt und erweitert, können hier vielleicht von Nuzzen sein, und zugleich von dem Unfuge säubern, welcher in der Lehre von der Elasticität vorgetragen wird, und wahrhaftig nicht einmal dient, den Klang einer Glokke begreiflich zu machen. Ich lehne fürs erste diese Forschungen von mir ab. In Deutschland sind wissenschaftliche Hülfen leicht zu schaffen,

---

[1]) Als „Erstling einer Reihe von Arbeiten" aus dieser Sphäre plante Schlosser für Schlegels 'Deutsches Museum' einen Aufsatz 'Über die innwohnende Bewegung und ihren Grund', der sich ihm zu einer „Methodik der Naturlehre" erweiterte, aber nicht zur Ausführung kam.

was hier unmöglich ist. Ausserdem hoffe ich dort auf manch belebendes Gespräch, woran hier kein Gedanke ist. So buhle ich über ernste Dinge mit der ungewissen Zukunft.

Möge diese Zukunft im Vaterlande, verehrtester und geliebtester Mann, mir möglich machen, eine Zeit zu Ihren Füsen sizzend zuzubringen, und Lehre, Rath, Hülfe, Ermunterung unmittelbar aus Ihren Worten zu schöpfen. Vielleicht würde mir die Gegenwart Kraft und Muth geben, Ihnen alles das auszudrükken, was für Sie in meinem Herzen lebt. Bis jezt nehmen Sie mit Güte das Bekenntniß an, daß Ihr Antheil und Ihr Wohlwollen unter allen Gaben, die uns von Menschen zukommen, mir das Theuerste und unschäzbar sind. Haben Sie die Güte, mir sie zu erhalten, und vergönnen Sie mir eine Ueberzeugung, die mich glüklich macht.

Ich erinnere mich lebhaft der guten Stunden, die ich zulezt in Weimar zugebracht habe[1]), und empfehle mich dem Andenken und der Gewogenheit Ihrer Frau Gemahlinn aufs ergebenste. August wünsche ich von Herzen Glük zu allem Erwünschten, was ihm das Leben bringen wird, und bitte um die Fortdauer seiner Freundschaft.

Indem ich die Gesinnungen der Liebe und Verehrung wiederhole, welche unwandelbar in mir sind, habe ich die Ehre, mich zu unterzeichnen

Ihren

Allerergebensten

Schlosser.

Eine Antwort Goethes auf diesen Brief liegt nicht vor. Aber die geistvolle Art, wie Schlosser, seiner Zeit vorgreifend, hier die Verbundenheit der Goethischen Naturwissenschaft mit seinem gesamten Menschentum, die lebendige Wechselbeziehung zwischen ihr, seiner Dichtung, seiner Ethik und Weltbetrachtung und namentlich den methodischen Wert der 'Farbenlehre' für die Kunstgeschichte erfaßte und fortschreitend tiefer begriff,

[1]) Im Juni 1807, während Goethe in Karlsbad weilte. Vgl. 'Goethes Briefwechsel mit seiner Frau', hrsg. von H. G. Gräf, Frankfurt a. M. 1916, 2, 15. 18. Das Register spricht irrtümlich von Fritz Schlosser.

mußte den Dichter notwendig für ihn einnehmen. Vollends gewinnen aber mußte es ihn, wenn er sah, wie Schlosser, seinen geheimsten Absichten folgend, aber ganz selbständig, von der Farbenlehre in ein Gebiet hinüberwechselte, das er selber im Sommer 1810 in Karlsbad und Teplitz zusammen mit Zelter tastend betreten hatte. „Ich lebe und webe im Kontrapunkt, welcher einer der reichsten und vollkommensten Ausdrücke natürlicher Verhältnisse ist und von welchem aus wohl ein Gegenstück zu Goethes Optik zu imaginieren wäre. Manches, was ich über die Schule der Neapolitanischen Conservatorien zu sammeln Gelegenheit gehabt habe, setzt in Erstaunen. Ich zweifle, ob irgendeine Kunst oder selbst Wissenschaft so vollkommen methodisch ausgebildet gewesen ist" (Schlosser an Karoline v. Humboldt, Rom, 18. Mai 1811). Schlossers musiktheoretische Studien, die er später in Deutschland systematisch weiterbetrieb, bildeten in der Folge das Hauptthema im schöpferischen Gedankenaustausch mit Goethe und führten schließlich zu einer grundsätzlichen weltanschaulichen Auseinandersetzung.

Von der Wandlung, die sich damals in ihm vollzog, verrät Schlossers Brief nichts. Sein noch kurz vor der Rückreise nach Deutschland (29. April 1812) erfolgter Übertritt zum Katholizismus kann nicht weiter Wunder nehmen. Er erklärt sich, abgesehen von allen individuellen Gründen, bei einer so vorwiegend ästhetisch gerichteten Natur wie bei den meisten romantischen Konvertiten des Nazarenerkreises ganz folgerichtig aus ihren künstlerischen Grundüberzeugungen, ihrem Wahrheitsstreben und dem Sinne für die großen objektiven Grundlagen der geistigen Persönlichkeit im kirchlichen und nationalen Leben. An der Aufrichtigkeit dieses Schrittes kann ebenso wenig ein Zweifel walten wie daran, daß er, der nachmals gern zum Proselytenmachen neigte, äußerer Beeinflussung auf sich selber kaum Raum gestattete. Wie weit das Beispiel Zacharias Werners, mit dem Schlosser viel verkehrte, doch auch bei ihm mitgespielt hat, ist schwer zu sagen. Sie waren in mancher Hinsicht verwandte Naturen, die sich gegenseitig anzogen und abstießen. Namentlich Werner hatte öfter über Schlossers Anmaßung und

Widerspruchsgeist zu klagen[1]), was ihn jedoch nicht hinderte, immer wieder seinen Umgang zu suchen. Er selber hat sich jedenfalls sowohl an Schlossers wie an dem bald darauf folgenden Übertritt Overbecks, die er beide zur Firmelung führte, das Hauptverdienst zugemessen.[2]) Nach der Konversion Schlossers gestaltete sich ihr Verhältnis übrigens sehr viel inniger, namentlich während Werners Aufenthalt in Frankfurt und Aschaffenburg, so daß Schlosser es sogar auf sich nahm, den in Ungnade Gefallenen bei Goethe in empfehlende Erinnerung zu bringen.[3])

Wenn dieser seine Abneigung gegen Werner und die „neumodischen Katholiken“ überhaupt auf Christian und Fritz Schlosser, der dem Vorgange seines Bruders am 21. Dezember 1814 in Wien folgte, nicht übertrug, so ist das ein Beweis, wie hoch er beide Brüder schätzte und wie sehr er Person und Sache zu trennen wußte. Auf die Konversion ist von beiden Seiten niemals mit einem Wort Bezug genommen worden. Dritten gegenüber hat sich Goethe wohl einmal gesprächsweise dazu geäußert, so zu Sulpiz Boisserée[4]) und noch am 3. Oktober 1829 zu Ludwig Löw von und zu Steinfurt[5]), der als junger Heidelberger Privatdozent mit einer Empfehlung Sophie Schlossers zu ihm kam, aber auch hier noch mit jener Milde, die er immer bereit hatte, wo er bei aller Verschiedenheit der Standpunkte auf menschlich achtenswerte Eigenschaften traf und solange man ihn selber mit unangemessenen Zumutungen verschonte.

Christian Schlosser konnte also wohl hoffen, für seine römischen Schützlinge bei Goethe auf geneigtes Gehör zu stoßen, zumal er inzwischen an Sulpiz Boisserée einen gleichgesinnten Bundesgenossen gefunden hatte. Das eigentümliche, auch von Goethe bestätigte Verdienst, dem römischen Nazarenerkreis die erste Brücke nach Deutschland geschlagen zu haben, gebührt in-

[1]) H. Düntzer, 'Zwei Bekehrte', S. 193. 195. 209.

[2]) O. Floeck, 'Briefe des Dichters Fr. L. Z. Werner', 2, 257.

[3]) An Goethe 4. April 1812 und 14. September 1813. Goethe an Christian Schlosser 21.—26. September 1813; an Fritz Schlosser 13. Februar 1814 (Briefe 24, 10. 146).

[4]) E. Firmenich-Richartz, 'Die Brüder Boisserée' 1, 422.

[5]) 'Goethe-Jahrbuch' 17 (1896), 69/70.

dessen den Brüdern Schlosser. Christians Hauptsorge galt vor allen Overbeck, „dem Liebling seines Herzens“, und Cornelius. Dieser hatte sich schon während seiner Frankfurter Jahre der besonderen Teilnahme Fritz Schlossers zu erfreuen gehabt. So z. B. hatte Schlosser, damals Sekretär des Frankfurter ‘Museums’, dort kurz nach des Künstlers Abreise gelegentlich einer Ausstellung seiner Faustzeichnungen eine poetische Illustration derselben von Helmina v. Chézy wirkungsvoll zum Vortrag gebracht[1]), und er war es auch, der Sulpiz Boisserée mit denselben Zeichnungen bei Goethe anmeldete.[2]) Nach seiner Rückkehr nach Deutschland übernahm dann Christian die weitere Rolle des Vermittlers. Nachdem er noch in seinem letzten Schreiben an Goethe aus Rom vom 4. April 1812 mit warmen Worten Overbeck und Cornelius dem Dichter ans Herz gelegt hatte, übersandte er ihm am 14. September 1813 die ersten originalen Leistungen nazarenischer Kunst: von Cornelius den ‘Tod Siegfrieds’ und den Carton zum ‘Abschied des Paulus von den Ephesern’; von Overbeck die ‘Speisung der Hungrigen’ aus der Folge der ‘Sieben Werke der Barmherzigkeit’. Goethe quittierte den Empfang der „stupenden Dinge“ in ähnlich lautenden Schreiben an Schlosser[3]) und Sulpiz Boisserée[4]) voller Anerkennung, versprach möglichste Förderung, vergaß aber auch nicht, seine Einschränkungen zu machen. Sein Wort von den Künstlern, die, in den Mutterleib zurückgekehrt, noch einmal geboren zu werden hoffen, veranlaßte Christian Schlosser am 1. Mai 1814 zu einer Rechtfertigung, die den verborgenen Gegensatz ihrer Anschauungen deutlich hervortreten läßt: „Ich . . . kann . . . die Bemerkung nicht unterdrücken, daß das, was Ihnen eine künstliche Rückkehr scheint, vielleicht eine natürliche ist. Es gedeiht nicht, was nicht aus seinen Wurzeln erwächst. Freilich, wo unsere Wurzeln liegen, das wäre die Frage. Vielleicht gehört sie zu jenen seltsamen, tiefer liegenden Problemen

[1]) Fritz Schlosser an Helmina v. Chézy 18. September 1811 (Ungedruckt: Sammlung Varnhagen).

[2]) Fritz Schlosser an Goethe 20. April 1811.

[3]) 26. September 1813 (Briefe 24, 9).

[4]) 14. Februar 1814 (Briefe 24, 149).

der Menschheit, die der gemessenste, edelste, klarste Verstand oft irrig und nur etwas, das wir bald Instinkt bald Genius nennen, rein und sicher beantwortet a fore principium." Den Brief begleiteten wieder drei Blätter „der Ihnen schon bekannten Freunde", die aufs neue Bewunderung erregten, darunter das schöne, wenig bekannte Doppelporträt von Cornelius und Overbeck[1]), von ihnen gegenseitig gezeichnet, ein gemeinsames Geschenk für den aus Rom scheidenden Schlosser.

Immerhin schien der Dichter für die neue Kunst soweit eingenommen, daß man im Kreise Christian Schlossers und seiner Gesinnungsgenossen an den lang erwarteten Besuch Goethes am Rhein und Main ernstliche Hoffnungen für seine völlige Bekehrung knüpfen zu dürfen glaubte. Nachdem Christian schon vom 25.—31. August 1814 in Wiesbaden und Winkel fast täglich mit Goethe und Zelter zusammen und dem Dichter „um gar vieles näher gekommen" war[2]), übernahm er in Frankfurt, wo Goethe vom 12.—24. September und 11.—20. Oktober als Gast im Schlosserschen Hause weilte, neben dem bescheiden zurücktretenden Bruder Fritz die Rolle des Hausherrn und gesellschaftlichen Vermittlers mit so viel Takt, daß ihn Goethe auch auf seiner Fahrt nach Heidelberg zu den Brüdern Boisserée als „Reisemarschall" nicht entbehren mochte. Sein Einfluß verfehlte auch jetzt, wie stets im persönlichen Verkehr, seine wohltätige Wirkung nicht auf den exzentrischen Christian, und so konnte der Dichter dankbar anerkennen: „Mit Christian komme ich sehr gut zurecht, er ist liebevoll und thätig, kennt die Stadt und die Verhältnisse; dadurch wird er mir sehr nützlich, indem ich mich mit meinem Betragen darnach richten kann. Auch besitzt nicht leicht jemand hier so viel Wissen, so viel Kunstkenntniß und Liebe. Sein guter Wille gegen mich ist vollkommen. Und da jeder Mensch doch in allen Hauptpunkten für sich selbst sorgen muß, so mische ich mich weder in seine innre Angelegenheiten, noch in das, was andre Menschen besonders betrifft."[3])

---

[1]) Datiert: „Rom, den 16. März 1812"; vgl. 'Meisterwerke des Stifts Neuburg', München 1880.

[2]) An Fritz Schlosser 31. August 1814 (Briefe 25, 31).

[3]) An Christiane 16. Oktober 1814 (Briefe 25, 61/62).

In täglichem Umgang mit Goethe und den Brüdern Boisserée erlebte Christian Schlosser vor den Heidelberger Bildern die neue verheißungsvolle Wandlung des Goethischen Geistes gebend und empfangend mit, aufs tiefste durchdrungen von der Bedeutung des Augenblicks, von dem er sich eine „welthistorische Wirkung" erwartete.[1]) Indem er, auf seine Art Sulpiz Boisserée sekundierend, Goethe für eine umfassende Behandlung dieser Kunst zu gewinnen suchte, versprach er sich „daraus Resultate für die Kunst und Kunstgeschichte, Rückwirkungen besonders für die Naturwissenschaften, für die Geschichte, für die Erkenntnis, wenn ich den Ausdruck brauchen darf, der Metamorphose der menschlichen Geisteskräfte, deren Gewinn nicht zu bestimmen sein kann."[2]) Sicher spielte in seiner Berechnung, wenn auch unausgesprochen, der Gedanke an eine religiöse Wandlung des Dichters mit, die denn auch das Gerücht mancherorts bereits als vollzogen ansah und hauptsächlich dem Einfluß der Brüder Schlosser und dem Verkehr mit Willemer, der gleichfalls als Kryptokatholik galt, zuschrieb.[3])

Wie fremd dem Dichter bei aller Anerkennung der kunstgeschichtlichen Verdienste der Brüder Boisserée doch im Grunde „die Phrasen der neukatholischen Sentimentalität" blieben, sollte auch Christian Schlosser bald erfahren. Unter den Gegenständen, die 1814 mit Goethe und Zelter behandelt wurden, begegnet auch die Tonlehre wieder. Angeregt durch einen im gleichen Jahre in Weimar niedergeschriebenen Aufsatz Zelters über Fuge und Kontrapunkt[4]), den Goethe mit nach Frankfurt brachte und dort zur Diskussion stellte, verfaßte Schlosser für diesen eine kleine Abhandlung über Leonardos 'Cena' und Raffaels 'Galathea', in der er an Hand dieser Werke ein dem Kontrapunkt und der Fuge Entsprechendes in der bildenden Kunst nachzuweisen unternahm, eine Arbeit, die Goethen großes

---

[1]) 'Sulpiz Boisserée' 1, 231.

[2]) An Goethe 14. November 1814.

[3]) Vgl. R. Zoeppritz, 'Aus F. H. Jacobis Nachlaß', Leipzig 1869, 2, 171.

[4]) Gedruckt bei Riemer, 'Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter' 2, 122—125, mit dem Datum: Weimar, den 1. Juli 1814.

Vergnügen bereitete[1]) und für Schlosser zum Ausgangspunkt erneuter Beschäftigung mit der Tonlehre im Winter 1814/15 wurde. Am 6. Februar 1815 übersandte ihm Goethe seine 1810 entstandene Tontabelle mit der Bitte, seine Methode nach allen Seiten durchzudenken und zu prüfen. Die daran sich knüpfende, hier nicht näher zu behandelnde Auseinandersetzung über Dur- und Molltöne und die Grundlagen der Musik[2]), in der beide Briefschreiber, auch Goethe ganz gegen sein sonstiges Verfahren, die gefährlichen Pfade der Deduktion betraten, gipfelte in einer wundervollen Aussprache zwischen romantischer und Goethischer Weltanschauung, wonach sie ihren Standpunkt verschieden zu wählen hatten. Schlossers unverhohlen hervortretende Neigung, sich durch „Transcendieren und Mysticisieren" ins „Abstruse und Phantastische" zu verlieren, traf bei Goethe auf eine ebenso deutliche und nicht ohne leise Ungeduld erklärte Ablehnung, der er jedoch jede Schärfe zu nehmen wußte durch die seinen Gegner ehrende Mahnung: „Nehmen Sie daher meine Äußerungen freundlich auf; denn ich wünschte, daß wir das große Kunststück, das Schillern und mir gelang, bei völlig auseinanderstrebenden Richtungen ununterbrochen eine gemeinsame Bildung fortzusetzen, auch zusammen bestünden, welches um so verdienstlicher wäre, als Jahre und Überzeugungen noch weiter auseinanderstehen."[3])

Auf ihr persönliches Verhältnis hatte diese Meinungsverschiedenheit denn zunächst auch so wenig Einfluß, daß sich Schlosser auch bei Goethes Besuch im Jahre 1815 wieder zu seinen nächsten Vertrauten zählen durfte, zuerst in Wiesbaden vom

[1]) Fritz Schlosser an Kanzler v. Müller 12. Juni 1832; Schlosser erhielt den Aufsatz aus Goethes Nachlaß am 30. Juli 1832 durch Müller zurück. Er befindet sich jetzt in der Sammlung Kippenberg (vgl. Katalog 2. Ausgabe, Bd. 2, Nr. 4413).

[2]) Vgl. H. Düntzer, 'Aus Goethes Freundeskreise' S. 523ff. H. J. Moser, 'Goethe und die musikalische Akustik', Festschrift für Rochus von Liliencron, Leipzig 1910, S. 145ff.

[3]) An Christian Schlosser 19. Februar — 5. Mai 1815 (Briefe 25, 313). Als Erinnerung, absichtsvoll zugespitzt, klingt der Vorgang an in 'Goethes Briefwechsel mit einem Kind'; vgl. 'Bettina v. Arnims sämtliche Werke' 3, 228/29. 232. 243. 260.

7. bis 14. Juli „zu sehr angenehmer und nützlicher Unterhaltung“ über geologische und mineralogische Probleme, dann als Zeuge der im Zeichen des ‘Divan’ stehenden Wochen in Frankfurt und auf der Gerbermühle. An der Gestaltung des in Angriff genommenen ersten Heftes von ‘Kunst und Altertum’ war u. a. auch Schlosser damals nicht unwesentlich beteiligt, für die auf Frankfurt bezüglichen Teile des ersten und die Nachträge des zweiten Heftes lieferte er auf Goethes Bitte in der Folge auch noch ausführliche schriftliche Berichte, die der Dichter in ziemlichem Umfange in seine Darstellung übernahm, nicht ohne Schlossers scharfe Urteile zu mildern.[1]) Gewisse Rücksichten, die er bei dieser Arbeit zu beobachten hatte, fielen jedoch weg, wenn er bei erneuter Gelegenheit den Fortschritten der „römischen Freunde“ seine Aufmerksamkeit schenkte. Noch 1814 hatte Christian Schlosser an Overbeck melden können: „Wie liebt er Euch und sieht Eurer Ernte entgegen.“[2]) Aber schon ein Jahr später, nachdem Goethe bei Schlossers und bei Wenner die neusten Proben nazarenischer Kunst kennengelernt hatte, überwogen die Ausstellungen so sehr[3]), daß der erklärte Bruch mit der verhaßten Richtung nur noch eine Frage der Zeit sein konnte.

Die in Rom sich häufenden Übertritte und die immer unduldsamer sich äußernde konfessionelle „Parteiwut“ mußten Goethe um so mehr abstoßen, als er um die gleiche Zeit in der ihm wiedergegebenen Vaterstadt auf ganz ähnliche Erscheinungen traf, die ihn auch deshalb empfindlich berührten, weil er die Brüder Schlosser hervorragend daran beteiligt sah. Der namentlich in den Jahren 1815 und 1816 in Frankfurt tobende Kampf um die neue Verfassung wurde besonders verschärft durch den Hand in Hand damit gehenden Streit um die Gleichberechtigung der christlichen Bekenntnisse, der von einer kleinen, aber entschlossenen katholischen Minderheit unter Führung der Brüder Schlosser nicht immer maßvoll geführt wurde. Die treibende Kraft war auch hier wieder Christian, der sich mit

[1]) Vgl. Werke 34^{II}, 36. 41—43. E. v. d. Hagen, Goethe als Herausgeber von Kunst und Altertum’, Berlin 1912, S. 26. 32. 43.

[2]) Howitt-Binder, ‘Friedrich Overbeck’ 1, 363.

[3]) E. Firmenich-Richartz, ‘Die Brüder Boisserée’ 1, 407. 416.

der ihm eigenen Gewandtheit dieser neuen Materie bemächtigte und auch den älteren, im Grunde irenisch gestimmten Bruder in Tätigkeit zu setzen verstand. Einen willkommenen Bundesgenossen fanden sie in Friedrich Schlegel, dem derzeitigen österreichischen Legationsrat beim Bundestag. Die Hauptphasen des „verderbenden bürgerlichen Zwists“, der eine weitere unerfreuliche Note durch einen persönlichen Streit innerhalb der katholischen Kirchen- und Schulkommission zwischen dem auch Goethe nahe stehenden Senator Georg Friedrich v. Guaita und den Brüdern Schlosser erhielt, verfolgte Goethe an Hand von brieflichen Mitteilungen und einer Reihe von Broschüren, die ihm die Brüder übermittelten[1]), mit bemerkenswerter Aufmerksamkeit, aber auch fest entschlossen, unter solchen Umständen das „uneinige Frankfurt“ zu meiden. Es ist somit sicher, daß Goethe, auch wenn die für 1816 geplante Reise nach Baden-Baden durch den verhängnisvollen Wagenunfall mit Heinrich Meyer nicht vereitelt worden wäre, in diesem Jahre Frankfurt nicht betreten hätte.[2]) Und wie eine Ironie des Schicksals mutet es an, daß es dieselben Brüder Schlosser waren, die ihm in den Vorjahren das Elternhaus ersetzt hatten und die ihm jetzt die Wiederkehr verleideten.

Goethe ließ sie diese Enttäuschung nicht entgelten. Während selbst wohlwollende Freunde wie der Freiherr vom Stein das schroffe Auftreten der Brüder Schlosser „gegen die Partei, in der man geboren und erzogen ist“, als unzart empfanden und entschieden ablehnten[3]), Achim v. Arnim, der Schwager Guaitas, jetzt erbittert feststellte: „Christian Schlosser war und bleibt der vorlaute eingebildete Schwätzer und Friedrich Schlosser der in Recht und Unrecht ihm dienende Bruder“[4]), war

[1]) Christian Schlosser an Goethe 24. Juni 1816; Fritz Schlosser an Goethe 15. März 1817.

[2]) An Fritz Schlosser 13. Juli 1816 (Briefe 27, 84); vgl. L. Geiger, 'Goethe und Frankfurt', Frankfurter Zeitung, 1. Morgenblatt (Nr. 132) vom 13. Mai 1903. K. Ruland, 'Nochmals Goethe und Frankfurt', ebenda 1. Morgenblatt (Nr. 135) vom 16. Mai 1903. A. Stoll, 'Friedrich Karl von Savigny' 2, 148.

[3]) G. H. Pertz, 'Leben Steins' 5, 63.

[4]) 'Stimmen aus Maria Laach' 67 (1904), 404.

Goethes rein menschliche und verwandtschaftliche Teilnahme noch immer so groß, daß er es bei einem „non liquet" bewenden ließ. Selbst als ihm Christian sein politisches Manifest, die von ihm übersetzte und kommentierte Schrift des ultraroyalistischen und klerikalen Franzosen Fievée 'Über Staatsverfassung und Staatsverwaltung'[1]) zusandte, hörte er darin noch die „sinnige gewohnte Stimme" des Freundes. Die hierarchischen Tendenzen des Buches, das ihn an „verdrießliche Dinge" erinnerte, wies er freilich milde und nicht ohne leisen Spott unter Hinweis auf das bevorstehende Reformationsjubiläum zurück.[2]) Das war um dieselbe Zeit, in der er zusammen mit Meyer die längst vorgenommene Abrechnung mit der „neu-deutschen religios-patriotischen Kunst" vollzog, die dann im 2. Heft von 'Kunst und Altertum' im April 1817 erschien und seine Ablehnung alles Neukatholischen überhaupt offen erklärte. Der Aufsatz wurde auch maßgebend für sein ferneres Verhältnis zu Christian Schlosser. Nicht, daß es zu einem ausgesprochenen Bruch gekommen wäre. Aber es schien Goethen doch an der Zeit, „bei unvergleichbarem Zwiespalt ihrer Gesinnungen lieber auf eine Zeitlang von einander Abschied zu nehmen und dem guten Genius zu überlassen, ihre Wege wieder zu nähern".

Schlossers weitere Entwicklung war nicht dazu angetan, eine solche Annäherung zu begünstigen. Es zeigte sich mehr und mehr, daß ihm die Selbstverläugnung mangelte, seinem Leben eine bestimmte Richtung zu geben, die ihn vor den Gefahren des Dilettantismus hätte bewahren können. „Er hat nur Kraft", schrieb W. v. Humboldt am 5. September 1819 an Karoline, „solange ihn die Phantasie in einer Art Schwung erhält; wenn das nachläßt, verliert er sie auch und schiebt dabei immer die Schuld der Dinge auf andere oder die Umstände, ohne sich gehörig erst zu fragen, ob er selbst beide nicht anders behandeln kann. Es ist sehr schade um ihn. Denn es bringt ihn nicht bloß um die äußere Wirksamkeit, nach der er doch sehr strebt, sondern

---

[1]) Frankfurt a. M. 1816.

[2]) An Christian Schlosser 27. September 1816 (Briefe 27, 173).

macht auch, daß sein Denken und Wissen fragmentarisch bleibt."[1]) Humboldt hielt es deshalb für einen Beweis der Vorurteilslosigkeit des Freiherrn vom Stein, daß dieser mit Schlosser auf so freundschaftlichem Fuße stand. Stein, dem sich Christian durch sein Büchlein 'Ständische Verfassung, ihr Begriff, ihre Bedeutung' (Frankfurt a. M. 1817)[2]) empfohlen hatte, sah über seine Schwächen schonend hinweg und bediente sich seiner geschickten Feder bei der Abfassung der bekannten Denkschrift über die Verfassungsverhältnisse der Lande Jülich, Cleve, Berg und Mark, die der ritterschaftliche Adel dieser Provinzen am 26. Februar 1818 Hardenberg in Engers überreichte. Dasselbe Jahr brachte Schlosser die Vermählung mit Helene Gontard, der ebenso schönen wie geistvollen Tochter Susette Gontards, der Diotima Hölderlins, eine Verbindung, von der man sich für Schlossers innere und äußere Festigung das Beste versprach. Gleichzeitig übernahm er auf Empfehlung Johannes Schulzes die Leitung des Gymnasiums in Koblenz, legte sie jedoch bereits im Juni des folgenden Jahres nieder, da er dem Amte weder in wissenschaftlicher noch in disziplinarischer Beziehung gewachsen war.[3]) Ein von Stein und Humboldt befürworteter Plan, ihm eine Professur in Bonn zu verschaffen, scheiterte an politischen Bedenken der preußischen Regierung. Inmitten dieser Enttäuschungen traf ihn der schwerste Schlag seines Lebens. Am 4. November 1820 wurde ihm Helene in Paris, wo er mit ihr vorübergehend bei seinem Schwiegervater Jakob Friedrich Gontard lebte, nach der Geburt eines toten Töchterchens entrissen. An seinem Glück und Unglück nahm auch Goethe, von Sulpiz Boisserée unterrichtet[4]), den herzlichsten Anteil. Seiner Stütze beraubt, in seiner Gesundheit durch ein keimendes Brustleiden schwer erschüttert, verfiel Christian Schlosser nun

[1]) 'Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen', Berlin 1913, 6, 607.

[2]) Schlosser übersandte es am 19. Februar 1817 auch Goethen; vgl. Tageb. vom 25 Februar 1817; das Register weist es fälschlich dem Historiker Friedrich Christoph Schlosser zu.

[3]) G. Eilers, 'Meine Wanderung durchs Leben' 2, 66.

[4]) 'Sulpiz Boisserée' 2, 297. Goethe an Fritz Schlosser 10. Januar 1821 (Briefe 34, 86).

mehr und mehr einem ruhelosen Wanderleben, das sich in rasch aufgegriffenen Entwürfen ohne Dauer und Ziel erschöpfte. In den nächsten Jahren bis 1824 hielt er sich mit kurzen Unterbrechungen in Frankreich auf, teils in Paris, teils in Fervacques bei seinem gesinnungsverwandten Freunde, dem Marquis Astolphe de Custine, der ihn wohl damals mit den herrschenden Ideen der französischen Legitimisten und Klerikalen vertraut machte. Die Verbindung mit Goethe war auch jetzt nicht ganz abgerissen. Mehrmals gehen von Goethes Seite Autographensendungen an Schlosser. Dieser empfiehlt unterm 15. Juli 1822 dem Dichter die Lektüre der 'Soirées de Saint Pétersbourg' des Grafen J. de Maistre und kündigt am 17. August 1823 von Boulogne die junge Virtuosin Delphine Schauroth an, die Goethe dann vergeblich erwartet.[1]) Schlossers letzter Brief vom 23. Dezember 1824 bittet um eine Empfehlung an Nees von Esenbeck in Bonn, wo Schlosser sich im Frühjahr und Sommer 1825, bedenklich erkrankt, zur Erholung aufhielt. Sein Brief schließt mit einem enthusiastischen Hinweis auf das aufsteigende Talent des Frankfurter Malers Ferdinand Fellner: „Ein solcher Trunk aus jungem Quell würde auch Sie erquickt haben."

Im Spätsommer 1826 wandte sich Schlosser, sterbenskrank, zum zweiten Male nach Italien, wo er sich Linderung seiner Leiden erhoffte. Noch einmal verhalf ihm Rom zu einem letzten trügerischen Aufschwung seiner schon arg gesunkenen Lebensgeister. Außer mit Overbeck, Philipp und Johannes Veit verkehrte er jetzt viel mit Platen, der rasch Zutrauen zu ihm faßte und seinem anfeuernden Anteil eine Neubelebung seiner dramatischen Schaffenslust verdankte.[2]) Daneben genügte Schlosser seinem agitatorischen Bedürfnis durch die Teilnahme an den damals in Rom üblichen Treibereien gegen den preußischen Gesandten Josias v. Bunsen. Sein Zustand verschlimmerte sich indessen zusehends. In seinen letzten Stunden standen ihm sein geliebter „Bruder" Overbeck und Ernst Platner treulich zur Seite. Am 14. Februar 1829 fand er Erlösung und

[1]) An Christian Schlosser 30. Mai 1824 (Briefe 38, 151).

[2]) Vgl. R. Schlösser, 'August Graf von Platen', München 1913, 2, 5. 55. 108.

den Frieden, den er im Leben nicht hatte finden können, aufrichtig betrauert auch von Goethe, dem sein Andenken „immer lieb und wert" blieb. Bruder und Schwester stifteten dem fern von der Heimat Heimgegangenen ein von Overbeck gezeichnetes und von Lotsch in Marmor ausgeführtes Grabmonument „in echt christlichem Sinne und Stile" in der Kirche SS. Vincenzo ed Anastasio. Ein Abguß desselben nebst einer Marmorbüste von Lotsch fand einen würdigen Platz in der Kapelle des Stiftes Neuburg.

Die Französische Revolution und Napoleon in Goethes Weltanschauung

Von Paul Müllensiefen † (Berlin)[1])

Einleitung

Die Polarität der Kräfte.

Zum Verständnis der folgenden Abhandlung sei vorausgeschickt, daß die Weltanschauung des gereiften Goethe, spätestens seit den Neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts, auf dem Grundgesetze der Polarität einander entgegengesetzter Kräfte

---

[1]) Der Verfasser dieser Abhandlung, Paul Müllensiefen, war klassischer Philologe und Gymnasialprofessor in Berlin. Wegen eines schweren Augenleidens, das in der letzten Zeit seines Lebens fast zur völligen Blindheit führte, war er gezwungen, sich frühzeitig pensionieren zu lassen; in seiner Muße widmete er sich seiner Lieblingsbeschäftigung: Goethe. In der Arbeit über Goethe ging sein Leben auf. Vorliegende Abhandlung hatte Müllensiefen im Mai 1923 abgeschlossen. Sie besaß noch einen 2. Teil, in dem „die französische Revolution und Napoleon im 'Faust'" behandelt wurde. Der Druck des sehr ausführlichen Manuskripts machte Schwierigkeiten und verzögerte sich. Eine Umarbeitung und Kürzung konnte und wollte Müllensiefen nicht vornehmen. Dann kam sein Tod. Ich hatte sein Manuskript schon früher gelesen und bat es mir daher nach seinem Tode aus, um vielleicht doch eine Veröffentlichung möglich zu machen, für die auch Gustav Roethe sehr lebhaft eintrat. Daß eine Kürzung und Umarbeitung notwendig sei, war auch mir klar; aber jeder weiß auch, wie undankbar es ist, ein gleichsam geschlossenes Ganze zu kürzen. Daher hat sich die Arbeit länger hingezogen, als ich wollte. Ich habe einen jungen Germanisten, Herrn Dr. Fellmann, gebeten, die Durchsicht mitzuübernehmen, und wir sind in gemeinsamer Tätigkeit dazu gekommen, das Manuskript in der vorliegenden Fassung an die Öffentlichkeit zu geben. Den zweiten Teil — Die französische Revolution und Napoleon im 'Faust' — haben wir völlig weggelassen. Vielleicht kann die Veröffentlichung dieses Teiles später einmal nachgeholt werden. — Ich weiß, wie mein Onkel

beruht[1]), die sich zu gemeinsamem Wirken vereinigen und durch solche Tätigkeit einen Ausgleich, unter Umständen eine Steigerung hervorbringen. Goethe wird nicht müde, die Nachweise dafür aus der organischen Welt des Pflanzen- und Tierreiches zu bringen und dies Gesetz in seiner Farbenlehre und in der Meteorologie zu verteidigen. Auch als bildender Künstler ist Goethe theoretisch und praktisch der Natur als seiner Lehrmeisterin hierin gefolgt und hat als Dichter die vielseitigen Formen dieser Art des Dynamismus, wie sie im äußeren und inneren Leben des Menschen erscheinen, für seine eigenen Werke verwertet. Da er die feste Überzeugung besitzt, er habe auf solche Weise den rechten Weg zu den letzten sicheren Erkenntnissen, den Urphänomenen, gefunden, so begnügt er sich schließlich in seinem resultatlosen Erforschen der anorganischen Welt der Steine mit der gewissen Zuversicht, daß auch hier trotz der „Stummheit" der toten Elemente keine Ausnahme von der Grundregel stattfinden kann.

Ich gebe in gedrängter Kürze Rechenschaft darüber, wie sich Goethes Grundauffassung von der Polarität der Kräfte in sein Weltbild harmonisch einfügt.

Müllensiefen — er war der Bruder meiner Mutter — an dieser ganzen Arbeit geh ngen hat, sie war das Werk seiner letzten Jahre, und ich empfinde es als eine Ehrenpflicht, seinen Aufsatz einem größeren Kreis bekanntzugeben. Herrn Dr. Fellmann gebührt für seine aufopfernde Mitwirkung besonderer Dank. Er hat die Hauptarbeit geleistet. Wer Müllensiefen gekannt hat, liebte diesen klugen, humorvollen, geselligen und doch so einsam lebenden Menschen. So möge die Abhandlung der letzte Gruß sein, den wir ihm in Verehrung und Dankbarkeit darbringen.

Würzburg, den 3. Februar 1929. Prof. Dr. med. Rietschel.

[1]) Goethe liebt es, die Polarität für alle ihre Variationen an einem Stück magnetischen Eisens anschaulich zu machen, das den Gegensatz seines Nord- und Südpols und die Steigerung (Ausgleich) seiner zwei Kräfte durch die Berührung mit einem zweiten Magneten sofort erkennen läßt und (als Magnetnadel) dieselbe Polarität im Erdmagnetismus zur Erscheinung bringt. Denn „der Magnet ist ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es denn auch ein Symbol für alles Übrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen" ('Maximen und Reflexionen', Nr. 434 in Heckers Ausgabe).

Goethe geht mit seinem „gesunden Menschenverstand" und mit seinen scharfen Sinnen, in erster Linie mit seinem „sonnenhaften" Auge, „dem Organ, womit er die Welt faßt", an die geistige „Welteroberung". „Ein Organ für die Philosophie im eigentlichen Sinne besitzt er nicht" (1820); denn er hat nicht „über das Denken gedacht'. Kein Philosoph darf ihn daher seinen Schüler nennen, auch Spinoza und Kant nicht; aber er läßt sich gern das, was er selbst fühlt, von den Philosophen bestätigen und vertiefen, besonders wenn er zu der Reinheit ihrer Persönlichkeit Vertrauen hat. Sein Erkenntnisweg ist einzigartig, er besitzt nicht nur den diskursiven (logisch begrifflich denkenden), sondern auch den intuitiven Verstand, den Kant als „Ausnahme sich vorstellen kann". Noch treffender spricht Heinroth (1822) von Goethes „gegenständlichem Denkvermögen"; Goethe selbst nennt im Anschluß an dies „geistreiche Wort" sein eigenes „Denken ein Anschauen und sein Anschauen ein Denken". Es ergibt sich daraus, daß Goethe, im Besitze einer ungewöhnlichen Auffassungskraft und eines nie versagenden Gedächtnisses, sowohl ein vollkommener Beobachter der einzelnen Phänomene in Natur und Menschenwelt ist, als auch jedes Ganze, jeden konkreten und abstrakten Begriff in seiner Totalität erfaßt und behält, weil er ihn nicht immer wieder erst aus seinen Merkmalen zusammenzusetzen braucht, sondern ihn als abgeschlossene Anschauung bewahrt. Dadurch hat Goethe die Einheit seines Erkenntnisstrebens erlangt: das Gute, das Wahre, das Schöne bleiben in einer langen Reihe von solchen Bildern untrennbar vereint, weil der Künstler Goethe jede Anschauung ästhetisch bewertet, mag es sich um einen Akt der Nächstenliebe, um eine naturwissenschaftliche Entdeckung oder um ein Kunstwerk handeln; er selbst weiß diese drei Schlagwörter nicht mehr in ihren Begriffen zu unterscheiden. Deshalb dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn er an der Hand seiner „Göttin Phantasie" unbewußt die Grenzen der Sinnenwelt vergißt und die Gebilde seiner Intuition für wirklich hält, wie z. B. die Urpflanze, die leibhaftig vor seiner Seele steht. Schiller hat ihm diese Eigenart, „Idee" und „Erfahrung" zu verwechseln, seit jenem ersten denkwürdigen Gespräch (1794) vergeblich abzugewöhnen gesucht.

Daß Gott mit der Natur unlöslich vereint ist, erscheint schon dem Knaben notwendig; daneben bleibt ihm aus der religiösen Einwirkung und dem Vorbild der Mutter das Bedürfnis, mit dem höchsten Wesen sich persönlich durch Gebet und Opfer zu verbinden; auch der Greis „befreundet sich“ fast täglich mit den Urelementen „in stiller frommer Einsamkeit der Natur“. So wird Goethe früh ein Anhänger (nicht Schüler) Spinozas. Gott und Natur werden ihm „Eins und Alles“, denn „Alles macht eins aus“; diese polare Zweieinigkeit ist die Trägerin der höchsten Vernunft, die nichts mit der Menschenvernunft der Aufklärung zu tun hat; sie ist ohne Teilung und Gegensatz. Daher hat Goethe jede Beobachtung und jedes Experiment am Einzelwesen auf dessen Zusammenhang mit dem Ganzen geprüft; aber sein Pantheismus rückt bald von dem Monismus Spinozas ab, indem er sich nach seiner Individualität den Inbegriff der göttlichen Vernunft zu einem einzigen Bilde seiner Intuition gestaltet, fast könnte man sagen, personifiziert. In seiner Jünglingszeit erhält diese Anschauung die Form der fürsorgenden Mutter, aus der sich später im 'Faust' II (Vers 6215 ff.) das „Reich der Mütter“ entwickelt, welche die Bilder aller Kreaturen, die Urphänomene behüten; später betet Goethe zu dem „Gott der vier Evangelien“, dem er „ein Christentum zu seinem Privatgebrauch“ verdankt, oder zu dem reinen Licht der Sonne, die von den wahrheitssuchenden Persern verehrt wird.

Auch im Menschen selbst, dem „Mikrokosmus“ lebt das Göttliche von Natur, nicht „das radikale Böse“, wie Kant glaubt. Denn der Mensch ist „hilfreich und gut“ geschaffen und soll sich diesen höchsten Schatz nicht rauben lassen. Das Göttliche, das „dem Menschen im Busen wohnt“, reflektiert die Vorstellungen der Außenwelt; wehe dem Menschen, dem es die Bilder des Gottes, „der über allen Kräften thront“, verzerrt und verfälscht, weil es seinen ursprünglichen Glanz verloren hat! Gretchen besitzt trotz ihrer Gebundenheit an den Zwang katholischer Dogmen dank ihrer Herzensreinheit einen vollkommenen Gottesbegriff, den der beredte Prediger der Humanitätsreligion Faust im Bund mit dem Teufel natürlich nicht erfassen kann. „Wie der

Mensch, so ist sein Gott." Der immanente und der transzendente Gott stehen in steter Wechselwirkung auf das Wohl und Wehe des Menschen. Die Natur ist „die große Welt" Gottes und der Materie. Schon zu Goethes „frühsten Überzeugungen, an denen er nie irre geworden ist", gehört die Erfahrung, daß das Wesen des Stoffes Kraft ist, aber sich niemals in einer Einzelkraft, sondern in zwei entgegengesetzten Kräften äußert, die von einem einzigen Punkt ausgehen, sich trennen und doch zum Ausgleich und zur Steigerung sich wieder vereinigen. Goethe erzählt uns oft, wie er als Knabe nicht bloß die zwei Kräfte des Magneten und der Elektrizität und die Entstehung der Naturfarben aus Sonnenlicht und Wolkendunkel beobachtet, sondern auch am eigenen Ich gefühlt habe, daß geistige polare Kräfte sein Leben hemmen oder fördern. Seine morphologischen Untersuchungen der organischen Welt, seine optischen Beobachtungen für die Farbenlehre und sein Studium des Menschen bestätigen dem Manne die zerstreuten Wahrnehmungen seiner Kindheit. Aus Kants 'Kritik der Urteilskraft', die er jeder anderen Schrift des Philosophen vorzieht, lernt er 1792, daß der „Alte vom Königsberge" die Abstoßungs- und Anziehungskraft der Materie als Grundsatz alles Seins und Werdens annimmt. Aber Goethe geht nach seiner Eigenart über Kant hinaus. Denn während dieser daraus die rein mechanische Entwicklung der Natur folgert, obwohl sie in der organischen Welt für unsere menschliche Vernunft unbegreiflich ist, leugnet Goethe zwar auch mit Kant die Berechtigung der landläufigen Teleologie, welche der göttlichen Natur als Maßstab die menschliche Vernunft aufzwingt, sagt aber doch im 'Faust': „Im Anfang war die Tat", d. h. die zielbewußte Kraftwirkung göttlicher Vernunft. Es gibt für Goethes Forschung eine Teleologie der Natur, die er „Metamorphose" (Gestaltung, Umgestaltung) nennt und auf der Polarität der Naturkräfte beruhen läßt. Dieser zweckmäßigen, lückenlosen Entwicklung der Natur wird er sich schon in Italien (1786/88) bei seinen botanischen Studien einigermaßen bewußt, als er die „Urpflanze" zu finden glaubt. Die letzten Folgerungen zieht er freilich unter dem Einflusse Kants erst einige Jahre später. Für die Entwick-

lung des Tierreiches schaut Goethe als Typus oder Urphänomen, das den Anfang der Reihe aller Einzelwesen bildet[1]), einen Organismus, der die Gestalt eines ganz einfachen Körpers ohne Extremitäten, also eines Rumpfes, aufweist. Er sucht nun, ohne auf die Fortpflanzung und die zeitliche Entstehungsfolge der Arten näher einzugehen, die bei Darwin später die Hauptrolle spielen, an den verschiedenen Tierklassen nachzuweisen, daß von diesem Typus zwei polare Kräfte ausgehen, nämlich der „Bildungstrieb der Tiere" und das „Budget der Natur", das nicht die Quantität des Stoffes regelt (denn es gibt kleine und große Tiere), sondern das Größenverhältnis ihres Rumpfes zu den Extremitäten festsetzt, so daß der Rumpf kleiner oder größer wird, je nachdem die Extremitäten sich weniger oder mehr ausgedehnt gestalten. Wir würden heute zoologisch die erste dieser beiden polaren Kräfte „die notwendige Anpassungsfähigkeit der Tiere an die sie schützende und erhaltende Umgebung' nennen, die zweite etwa mit „Erhaltung des Typus" bezeichnen können. Goethe beschreibt genau, auf welche Weise die Lebenselemente der Tiere, Erde, Luft und Wasser, den Typus durch diese zwei polaren Kräfte immer weiter umgestaltet haben, und zwar von den einfachsten Lebewesen zu den kompliziertesten in aufsteigender Linie bis zum Menschen. Auch das Einzelleben des Menschen verläuft nach den Gesetzen der Metamorphose, es wächst „aus den begünstigenden und widerstrebenden seiner Zeitverhältnisse sich stetig steigernd zur Vollendung".

Nur aus Goethes Überzeugung von der Gültigkeit des „Polargesetzes" läßt sich sein hartnäckiger Widerstand gegen die epochemachende Newtonsche Entdeckung der Brechung des Sonnenlichtes begreifen. Dem Auge Goethes scheint die physikalische Farbe, die doch stets dunkler als das Sonnenlicht ist, durch Mischung von Licht mit einem „trüben Medium", also von Sonne und Wolken, entstanden zu sein. Seine Beobachtungen, die nicht an dem in die Dunkelkammer gezwängten Sonnenstrahl ihre Entscheidung finden durften, führten ihn zum gleichen Resultat.

[1]) 'Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie' 1795.

Wir Laien verstehen diese Schwäche Goethes besser als der Physiker Helmholtz, der sie nicht fassen konnte.

Nachdem er schon 1792 behauptet hat, daß „alles in der Natur, besonders aber die allgemeinen Kräfte und Elemente in einer ewigen Wirkung und Gegenwirkung sind", gelangt er 1820/22 bei der Niederschrift seiner 'Campagne in Frankreich' zu dem bedingungslosen Urteil: Aus der Anziehungskraft und Zurückstoßungskraft der Materie „. . . ging mir die Urpolarität aller Wesen hervor, welche die unendliche Mannigfalt der Erscheinungen durchdringt und belebt" (Werke 33, 196).

I.

Goethes Stellung zur Französischen Revolution.

Goethes Verhältnis zur Geschichte und Geschichtswissenschaft ist außerordentlich merkwürdig. Seine historischen Kenntnisse waren gering; denn „die Geschichte der Welt hatte ihn nur epochenweise, die Gegenstände selbst aber nur teil- und massenweise angezogen". Sein Mißtrauen gegen die Zuverlässigkeit der Historiker war groß, da diese ihren Stoff aus „mißlicher und schwankender Überlieferung" schöpfen mußten. „Im eigenen Geist der Herren [Historiker] bespiegeln sich die Zeiten", das ist nach Goethe der kurze Sinn der langen Rede des Geschichtsforschers Luden über seine Wissenschaft. In den letzten Jahren seines Lebens wurden ihm die Geschicke der Völker in den landläufigen Darstellungen „ganz einerlei", so daß er gelegentlich die Weltgeschichte das Absurdeste nennt, das es gibt. Ihn selbst fesselten nicht sowohl „die (geschichtlichen) Ereignisse, als vielmehr die (menschlichen) Charaktere, wie sie sich in der Zeit entwickelten"; denn sie sind es, welche die Geschichte machen. Um diese Charaktere zu verstehen, bedarf es lebendigen Sicheinfühlens, und damit ist die der wissenschaftlichen Auffassung widersprechende, merkwürdige Tatsache gegeben, daß Goethe selbst seine eigene Zeit nicht nur mit größerem Anteil verfolgte, sondern auch besser zu verstehen meinte als die Vergangenheit. Er lebte in der großen Welt des Alten Fritz und Napoleons und in der kleinen Karl Augusts, soweit es sich um politische

Geschichte handelte. Von dieser Geschichte seiner Gegenwart hatte der Dichter Goethe seine ganz besondere Anschauung und Auffassung. Denn: „wozu wären die Poeten, wenn sie bloß die Geschichte eines Historikers wiederholen wollten? Der Dichter muß weiter gehen und uns womöglich etwas Besseres oder Höheres geben". Der Dichter findet nicht bloß in der Kunst „den Einklang der Natur", sondern auch in der Geschichte der Völker; den Schlüssel dazu reicht ihm die Polaritätslehre dar. In der Geschichte wie in der Natur bekämpfen sich zwei Gegensätze, vereinen und steigern sich, um wieder „aus diesem fruchtbaren Punkte neue Gegensätze hervorzurufen". Die Gesamtrichtung dieser beiden parallelen Kräfte ist nicht eine geradeaus laufende Linie, sondern eine kreisförmige, da immer wieder der gleiche „fruchtbare Punkt" erreicht wird, „wie z. B. ein Weltkrieg oder eine Religionsstiftung usw.". Weil jedoch dieses Ereignis trotz der feststehenden typischen Grundgesetze sich „infolge des Fortschrittes der menschlichen Kultur in einer gesteigerten Umgebung entwickelt, so bildet die Gesamtlinie der Weltgeschichte eine Spirale, die sich ununterbrochen nach oben fortwindet". Dieses Schema hat Goethe von 1785 an in den Jahren der Französischen Revolution und Napoleons bestätigt gefunden.

Die Französische Revolution und ihre Folgen haben den Dichter und Menschen Goethe seit dem Jahre 1785 bis an sein Lebensende, also fast 50 Jahre lang, äußerlich und innerlich so sehr beschäftigt wie kein anderes Ereignis seines langen Lebens, besonders weil er sie dichterisch nicht meistern konnte. Dies teilt er uns selbst in dem kleinen Aufsatz über Dr. Heinroth (1823) mit: „An eben diese Betrachtung [daß er poetische Motive oft vierzig bis fünfzig Jahre „lebendig und wirksam" erhielt] schließt sich die vieljährige Richtung meines Geistes gegen die Französische Revolution unmittelbar an, und es erklärt sich die grenzenlose Bemühung, dieses schrecklichste aller Ereignisse in seinen Ursachen und Folgen dichterisch zu gewältigen. Schau' ich die vielen Jahre zurück [bis 1785], so seh' ich klar, wie die Anhänglichkeit an diesen unübersehlichen Gegenstand so lange Zeit her mein poetisches Vermögen fast unnützer Weise auf-

gezehrt, und doch hat jener Eindruck so tief bei mir gewurzelt, daß ich nicht leugnen kann, wie ich noch immer [1823!] an die Fortsetzung der 'Natürlichen Tochter' denke, dieses wunderbare Erzeugnis in Gedanken ausbilde, ohne den Mut, mich im einzelnen der Ausführung zu widmen" (Naturwiss. Schriften 11, 61).

Von 1785 bis 1823 hat Goethe also die verschiedensten poetischen Versuche gemacht, welche die Revolution zum Gegenstand haben; „sie stellen eine Suite dar, die eine innere Beziehung untereinander und auf Goethes Bildung" haben.

Zunächst versuchte Goethe, der ungeheuern Weltbewegung, die in Frankreich ihren Anfang nahm, nach seiner Naturanlage „eine heitere Seite abzugewinnen, um sich einigen Trost und Unterhaltung zu verschaffen"; freilich war es dem „ärgerlich-guten Humor" des Dichters „bitterer Ernst" mit dem 'Groß-Cophta' (1791), dem 'Bürgergeneral' (1793), der Bearbeitung des 'Reineke Fuchs' (1793) und mit den bezüglichen Abschnitten des Ersten 'Faust'.

Im 'Groß-Cophta' deckt er durch eine neue Halsbandgeschichte in halb scherzhafter, halb ernster Darstellung die großartigen Betrügereien Cagliostros auf, der sich als Abgesandten des Großmeisters des ägyptischen Freimaurerordens und schließlich als diesen selbst aufspielte.

Der 'Bürgergeneral' spielt in ländlichen Kreisen Deutschlands und schildert die revolutionäre Propaganda unter den Bauern, ist aber viel zu trivial und possenhaft, um einen moralischen Zweck wirksam zu machen, wie ihn am Schlusse des Stückes der Edelmann kennzeichnet, indem er dem Treiben schlechter Subjekte, die „bitteren Unmut zu erregen, zu mehren und zu benutzen streben", mit aller Kraft zu wehren sucht (Werke 33, 264).

In der „zwischen Übersetzung und Umarbeitung schwebenden Behandlung" des ihm seit 1765 bekannten niederdeutschen Epos 'Reineke Fuchs' (in der Ausgabe Gottscheds) fand Goethe „Freude und Trost". Diese „unheilige Weltbibel", dieser „Hof- und Regentenspiegel" machte ihm das Häßliche seiner Zeit-Erlebnisse „unschädlich und dadurch lächerlich". Dem heiteren Spiel dieser Tiergeschichte fügt er als ernste Warnung an seine

Zeitgenossen die selbstgedichteten Verse (VIII, 152 ff.) ein, deren Inhalt auch vom Ritter im 'Groß-Cophta' oder vom Edelmann im 'Bürgergeneral' hätten gesprochen werden können:

Doch das Schlimmste find' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menschen ergreift: es könne jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten.
Hielte doch jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung,
Wüßte sein trotzig Gesinde zu bändigen, könnte sich stille,
Wenn die Toren verschwenden, in mäßigem Leben erfreuen!

Noch vor dieser Bearbeitung hatte Goethe Anlaß, „die Kloaken, die die moralische und politische Welt unterminierten", schärfer zu charakterisieren. Das Reich der Tiere war noch viel zu gut für diese ekelhaften Zustände, sie gehörten in die Hölle. So entstand schon 1788 in Rom die 'Hexenküche' des 'Faust', die für den Gang der Handlung nur die Verjüngung Fausts durch den Hexentrank und seine Helena-Vision zu enthalten brauchte, daher genug Raum für Zeitgemäßes unter dem Deckmantel des teuflischen Chaos gewährte. Auch die Tiere kennen den Teufel und seine Genossen, die Meerkatzen, mit denen selbst Reineke nichts zu tun haben will: „sie sind nie seine Verwandten gewesen, denn sie gleichen dem höllischen Teufel". „Es stinkt in ihrem Revier ärger als höllisches Pech." Diese Meerkatzen gehen mit der Weltkugel um, die doch inwendig hohl ist, als ob sie in Scherben zerbrechen solle; die Hexe, ihre Herrin, macht sich über die Dreieinigkeit lustig und veranstaltet mit ihrer Hexenbibel eine Parodie der heiligen Messe. Mephistopheles verspottet die Rationalisten, die den Teufel losgeworden, denen aber die Bösen geblieben sind. Die bösartigen Bestien spielen freventlich mit der Majestät der Krone, die sie zerbrechen und mit Schweiß und Blut leimen wollen. Wie geistlos ist die neue Kultur, die alle Welt beleckt! Ihre Literaten verstehen nur „breite Bettelsuppen" zu kochen, finden aber gerade dadurch „ein groß Publikum"; ihre Poeten müssen, weil sie „aufrichtig sind", bekennen, daß sie wohl „Verse machen und reimen können, aber nur dann, wenn es sich schickt, auch Gedanken finden". Das Volk, immer in der Maske der teuflischen Katzen, strebt (in Frankreich und Italien) nur nach leichtem Gewinn, es sucht

mit Würfeln die Glücksnummer zu bannen. Oder sie werden zu Dieben, wie das ganze Pack im Halsbandprozeß. So ist der scheinbar zusammenhanglose Inhalt der 'Hexenküche' in der Hauptsache aus Goethes Beurteilung der Revolution folgerichtig entstanden.

Die bis jetzt genannten Versuche zum Thema Revolution konnten dem Dichter nicht genügen; denn sie enthielten nur einzelne erschreckende Symptome der Völkerkrankheit: Zügellosigkeit und Ungerechtigkeit, aber nicht die richtige Diagnose des Arztes. Diese Diagnose fand Goethe in der zweiten Periode, in der er als Dichter und Mensch die Zustände ernst, schließlich tief tragisch zu meistern und dichterisch zu gestalten sucht; aber die drei Werke: 'Die Reise der Söhne Megaprazons', 'Die Aufgeregten' und 'Das Mädchen von Oberkirch' sind leider geringfügige Bruchstücke geblieben.

In der ersten Dichtung wird (nach des Rabelais 'Pantagruel') erzählt, wie sieben Brüder nach der durch einen Vulkan zerrissenen Insel der „Monarchomanen" reisen, d. h. zu dem revolutionären Frankreich, das sich durch innere Erschütterungen plötzlich in drei Teile gespalten hat. Unterwegs verfallen sie in eine eigentümliche Krankheit, die ihre Sanftmut vernichtet und ihr Schiff in einen Schauplatz trauriger Feindseligkeiten verwandelt. Sie leiden an dem „Zeitfieber", oder wie andere es nennen, an dem „Zeitungsfieber", das sie durch die „Atmosphäre der schwimmenden Revolutionsinsel" angesteckt hat. Hier bricht das Fragment ab.

'Die Aufgeregten' führen uns zu einer höheren Stufe. Goethe hat inzwischen gelernt, die Revolution vorurteilslos zu untersuchen, indem er statt seiner anfangs fast unbedingten Abneigung den kühlen Verstand des gerechten Kritikers walten läßt. Das spricht sich in den 'Aufgeregten' aus. Aus dem Hochstapler Cagliostro des 'Groß-Cophta' und dem Bauernlümmel Schnaps des 'Bürgergeneral' ist in den 'Aufgeregten' ein nicht ungebildeter, gefährlicher Agitator nach Art der politischen Kannegießer Holbergs geworden, der die Bauern gegen die regierende Gräfin aufhetzt, aber ohne Erfolg; denn die Aristokratin hat aus der schweren Zeit tiefgreifende moralische Entschlüsse

gewonnen, die völlig der Überzeugung Goethes entsprechen. Goethe gibt selbst später (in einem Gespräch mit Eckermann vom 4. Januar 1824) seine damaligen Ansichten über die Entstehung der Revolution kund. „Es ist wahr, ich konnte kein Freund der Französischen Revolution sein; denn ihre Greuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohltätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland auch künstlicherweise ähnliche Scenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Notwendigkeit waren. Ebensowenig aber bin ich ein Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen davon überzeugt, daß irgendeine große Revolution niemals Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird." Die Folgen dieses Erzwingens aber sind furchtbar. „Denn", so fährt er ein andermal fort, „will man anfänglich eine Abstellung der Mißbräuche, steckt man bald tief im Blutvergießen und Greuel." Es gilt also die größte Wachsamkeit und Gerechtigkeit der Deutschen, damit die Revolution nicht in ihr eigenes Land einziehe, zumal da alle Anzeichen besonderer Empfänglichkeit der Bewohner für die Krankheitskeime vorhanden sind. Dieser Gefahr verschließt sich der edle Sinn „der Gräfin mit festen Entschlüssen" nicht, wenn sie ihre künftige Regierungsweise schildert: „Seitdem ich mit Augen [in Paris] gesehen habe, daß die menschliche Natur auf einen unglaublichen Grad gedrückt und erniedrigt, aber nicht unterdrückt und vernichtet werden kann, so habe ich mir fest vorgenommen, jede einzelne Handlung, die mir unbillig scheint, selbst streng zu vermeiden und unter den Meinigen, in Gesellschaft, bei Hofe, in der Stadt über solche Handlungen meine Meinung laut zu sagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen, keine Kleinheit unter einem großen Scheine ertragen, und wenn ich auch unter dem verhaßten Namen einer Demokratin verschrieen werden sollte." Goethe fügt diesen

Worten der Gräfin, die er zitiert, noch hinzu, daß solchen Bestrebungen der Beistand Gottes nicht fehlen werde, wie er einst mit Christus und Luther gewesen ist. Beide waren „nicht Freunde des Bestehenden", vielmehr waren beide lebhaft durchdrungen, daß „der alte Sauerteig ausgekehrt werden müsse und daß es nicht ferner im Unwahren, Ungerechten und Mangelhaften so fortgehen und bleiben könne". Durch die hochherzige Uneigennützigkeit der Gräfin wird das nach neuen Rechten gierige Bauernvolk entwaffnet, und das Stück schließt mit allgemeiner Zufriedenheit.

Von diesem Glaubensbekenntnis durchdrungen, schritt Goethe zur Abfassung des Trauerspiels 'Das Mädchen von Oberkirch', das, 1795/6 entstanden, nur in wenigen Auftritten zur Ausführung gekommen ist. Ein einfaches Mädchen aus dem Bürgerstande, im fast freundschaftlichen Dienst einer gütigen Gräfin, soll in Straßburg wegen seiner stattlichen Gestalt und seiner Schönheit als die „Göttin der Vernunft" in dem Festzuge zur Einführung des neuen Kultus der Revolution mitwirken, entschließt sich auch dazu, um seine von den Jakobinern bedrohte Herrschaft zu retten, empört sich aber bei der Schaustellung selbst in reinem weiblichen Empfinden so sehr, daß sie durch ein offenes Bekenntnis sich selbst und die Gräfin ins Verderben stürzt. Den Stoff entnahm Goethe einem Ereignis, das sich wirklich im Elsaß am 20. November 1793 vollzogen hatte.

Einen ergänzenden Gegensatz zu diesem dichterischen Höhepunkt bilden die 1795 erschienenen 'Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten'. Goethe treibt den Teufel des Revolutionsgeistes durch Beelzebub aus: er selbst als Journalist sucht das „Zeit- und Zeitungsfieber" mit einer „beliebig fortzusetzenden" Rahmenerzählung zu heilen. Boccaccios 'Decamerone' war sein Vorbild. Wie der Italiener die schädliche Flut von Disputen über die damals herrschende Pest durch hundert geistreiche Novellen eindämmen wollte, so suchte Goethe die ständigen Gespräche der Emigranten über Politik durch eine Sammlung leichter Geschichten zu ersetzen.

Inzwischen hatte er persönlich an dem Feldzuge der Verbündeten gegen das revolutionäre Frankreich teilgenommen.

Seine persönlichen Erlebnisse hat er später (1820—22) in der 'Campagne in Frankreich' und der 'Belagerung von Mainz' veröffentlicht. Goethe erlebte zu seinem Schrecken nicht einen erfolglosen Widerstand der durch die Revolution zermürbten Franzosen, sondern er sah und fühlte die übergewaltige Naturkraft eines zielbewußten Volkes, während in den Reihen der Verbündeten Kopflosigkeit und Uneinigkeit jeden Erfolg vereitelten. Die Gefahr für Deutschland wurde immer größer und drohender, als es seine Bewohner ahnten.

Sein innerstes, tiefstes Leid in dieser Zeit hat Goethe nicht beichten können und wollen: die Angst vor dem Zusammenbruch seiner eigenen Weltanschauung. Er hatte zwar die Revolution als die Wirkung einer übergewaltigen Naturkraft klar erkannt, aber zu seiner Bestürzung auch sehen müssen, daß eine entgegenwirkende Kraft fehlte. Da kam er auf den Gedanken, daß ihm selbst die Aufgabe gestellt sei, im Bunde mit gleichgesinnten Deutschen durch gemeinsamen Widerstand den polaren Gegendruck zu bilden, freilich nur auf geistigem Gebiete und mit geistigen Waffen. Es galt daher, Mitkämpfer zu finden gegen „die ungebildete Anmaßung des literarischen Sanskülottismus" und selbst als „Organ des tätigen, anführenden, rettenden Teiles der Nation" aufzutreten, „da so viele ihr Talent mißbrauchen". Es galt, das „bisher unangetastete Palladium deutscher Literatur aufs eifersüchtigste zu bewahren". Goethe konnte 1792 zwar in Weimar erst eine „Kinderkrankheit" beobachten, doch waren die Hochschulen überall, auch in Jena, von dem neuen verderblichen „Zeit- und Zeitungsfieber" angesteckt worden. Der Dichter erlitt schon 1793 eine Enttäuschung, als er mit seinem Schwager Schlosser die Gründung einer Gesellschaft zur wissenschaftlichen Erforschung schwieriger Probleme besprach; denn dieser wies ihm überzeugend nach, daß „in der Welt, besonders aber in dem lieben deutschen Vaterlande an eine reine, gemeinsame Behandlung irgendeiner wissenschaftlichen Aufgabe nicht zu denken sei". So kam auch der geistige Grenz- und Selbstschutz gegen den neuen Geist Frankreichs nicht zustande.

Schließlich fand er in Schiller den alleinigen Bundesgenossen. Ohne das Bewußtsein sittlicher Verpflichtung hätte sich Goethe

mit dem Freunde nie auf eine seinem Wesen völlig fremde öffentliche und persönliche Polemik eingelassen, wie sie 1796 durch die 'Xenien' die literarische Welt von Grund aus aufrührte.

Auch die 'Xenien' fanden ihren Weg in den 'Faust', und zwar in die Walpurgisnachtszene (1797), die ihre ursprüngliche Bestimmung, das ganze Reich des Satans mit seinem persönlichen Auftreten im Gegensatz zur Ordnung des Himmelreiches im 'Prolog' darzustellen, allmählich verloren hatte. Die 'Walpurgisnacht' schrumpfte in ihrer Bedeutung für das Drama zum Hexensabbath mit der sinnlichen Versuchung Fausts und der Vision des hingerichteten Gretchens zusammen. Dafür nahm sie, wie die 'Hexenküche', in dem Zwischenspiel von 'Oberons und Titanias goldener Hochzeit' geheimnisvoll die unzufriedenen, gefährlichen deutschen Elemente der Revolutionszeit auf: Nicolai, Reichardt und Forster, dann den ähnlich gesinnten Herausgeber der Zeitschrift 'Genius des neunzehnten Jahrhunderts' Hennings. Für Goethe bezeichnend ist der Umstand, daß er hier nicht bloß die schlechte Poesie und Politik wie in der 'Hexenküche' heftig angreift, sondern auch persönlich als „Realist", der „auf dem Blocksberg zum erstenmal nicht fest auf seinen Füßen steht," „das Lumpenpack" der Philosophie, die „Dogmatiker", die „Idealisten", die „Supranaturalisten", am wenigsten noch die „Skeptiker", lächerlich macht und ihnen am Ende die „Massiven" (die Masse des Pöbels) folgen läßt, die mit ihren „plumpen Gliedern" alles zertreten. Merkwürdigerweise endet diese ganze Welt des Verderbens als Komödie pianissimo, wie ein Luftgebilde: „alles ist zerstoben".

Die Freunde setzten ihre „positiven Arbeiten" fort und überließen den Gegnern die „Qual der Negation", wie Goethe 7. Dezember 1796 an Schiller schreibt. Im Epos 'Hermann und Dorothea' (1797) will der Dichter „in die stillere Wohnung, wo sich, nah' der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht", den Leser geleiten; „auch die traurigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber; aber es siege der Mut in dem gesunden Geschlecht!" Das deutsche Bürgerhaus wird Hort deutscher Art und ein Bollwerk gegen welschen Wahn: das ist der Inhalt des Epos. Sehr bezeichnend stellt Hermann am Schlusse des letzten Gesanges ein-

fach und zu Herzen gehend viermal das Wort „fest“ als die Losung der Deutschen dem „Wanken und Schwanken“ des Zeitgeistes gegenüber und schließt mit der allgemeinen Wahrheit: „Wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich!“

Im Jahre 1799 errichtete Napoleon durch den Staatsstreich vom 9./10. November die Militärdiktatur und wurde Erster Konsul. Die neue Verfassung, die demokratische Monarchie, fand die fast einstimmige Genehmigung des ruhebedürftigen französischen Volkes. Zur selben Zeit, im Dezember 1799, kamen dem Dichter die Memoiren der Prinzessin Stéphanie von Bourbon-Conti in die Hände, und er faßte sofort den Entschluß, diese Memoiren zu einem Drama zu gestalten und es zu einem Gefäß zu machen, „worin er alles, was er so manches Jahr über die Französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernste niederzulegen hoffte“ (Werke 35, 83). Noch vor Ende 1799 war er mit dem ganz ausgeführten Schema einer vollständigen Trilogie fertig, beendete aber erst 1802/3 das erste Stück: ‘Die natürliche Tochter’ und vernichtete später jenes Schema, von dem sich nur wenige Fragmente für das zweite Drama erhalten haben. Eugenie (Stéphanie) ist eine reine Jungfrau, wie das Mädchen von Oberkirch, wie Dorothea, freilich nicht aus einfachen Kreisen, sondern einer Iphigenie oder Prinzessin Leonore ähnlich, aus edelstem Blut. Obwohl sie nach ihren äußeren und inneren Anlagen des herzoglichen Vaters und Standes würdig ist, wird sie doch durch den Makel ihrer Geburt zwischen Volk und Adel und dann allein vor schwerste Lebensaufgaben gestellt. Denn die Anerkennung ihrer Rechtbürtigkeit, die der herzogliche Vater beim Könige durchgesetzt hat, wird ihr vom Bruder, der aus rechtmäßiger Ehe stammt, streitig gemacht; sie selbst muß fliehen und wird vor der Verbannung auf eine durch Lage und Klima todbringende Insel nur durch eine Namensehe mit einem Gerichtsrat (Parlamentsrat) gerettet. Sie trennt sich von diesem hochherzigen Mann, als ihre Königstreue mit seiner demokratischen Überzeugung in Gegensatz gerät; sie entflieht aus dem Landsitz, den sie mit dem Gatten bewohnt, und findet in den Revolutionskämpfen auf der Seite der Königlichen ihren Tod. Das ungefähr muß die Fabel der ganzen tragi-

schen Trilogie gewesen sein. Der „Versuch einer noch nie gelösten Aufgabe, ein sehr junges, weibliches, in die Welt aufblickendes Wesen von kindlicher, ja kindischer Naivität an bis zum Heroismus durch hunderterlei Motive hin und wider zu führen", mißlang vollständig. Schon dem ersten Stücke fehlten die Lebenswärme der Personen und eine reiche, packende Handlung. Noch 1808 denkt Goethe an eine Fortsetzung, zu der schon alles fertig liegen soll. Aber Januar 1813 sagt er bezeichnend zu Falk: „Wo sollen wir die Zeitumstände zur Fortsetzung eines solchen Gedichts hernehmen?" Noch 1831 hat er nach Sorets Bericht zu Eckermann von früheren „unglücklichen Versuchen" gesprochen; er fügt hinzu, daß er schließlich ganz darauf verzichtet habe, weil er nicht „la nature de talent propre à de telles poésies" zu besitzen glaubte. Die „Suite" seiner Revolutionsstücke hat keinen zusammenfassenden Abschluß bekommen; ein „eigenes Ganze", wie Riemer will, ist sie nicht.

Bis zur Vollendung der 'Natürlichen Tochter' war Goethe trotz richtiger, nie aufgegebener Diagnose nicht zu einem Urteil über die weltgeschichtliche Bedeutung der Revolution im Sinne der Polarität gelangt. Er sah Frankreich nur in eine neue, unbegreifliche Epoche eintreten. Als er sich dann durch weitere Ereignisse die wahre Anschauung über die Revolution mit unzweifelhafter Sicherheit angeeignet hatte, paßten die Zeitumstände und Goethes neue Überzeugung nicht mehr zu dem fertigen Schema und vor allem nicht zu dem Inhalt des ersten gedruckten Stückes; Goethe legte daher alle Pläne zur Vollendung der Trilogie vorläufig beiseite. Schließlich wurde er nach neuer, wiederholter Wandlung der Zeit und der eigenen Anschauung zur Ergänzung der 'Natürlichen Tochter' überhaupt unfähig, fand aber im Zweiten Teile des 'Faust' die Möglichkeit, die Revolution dramatisch so darzustellen, daß er selbst die Gewißheit erhielt, er habe den Stoff endgültig bewältigt. Bei diesem Wandel seines Urteils über die Revolution kam er freilich zu „ganz anderen Resultaten und Einsichten, als allen denen möglich sein wird, die jetzt geboren werden und die sich jene großen Begebenheiten durch Bücher aneignen müssen, die sie nicht verstehen" (Gespräch mit Eckermann am 25. Februar 1824).

II.

Napoleon, die polare Gegenkraft der Revolution.

1820 begann Goethe mit der 'Campagne in Frankreich' und der 'Belagerung von Mainz', weil ihn nach dem „Wartburger Feuerstank" die Möglichkeit einer neuen Revolution in akademischen Kreisen Deutschlands und die sich wehrende Reaktion der Regierungen an seine eigenen politischen Eindrücke als eines Teilnehmers des Feldzuges in Frankreich (1792) erinnerten. Dieselbe Sorge wie zur Zeit der Französischen Revolution bewegte ihn anfangs, wenn er in den 'Tag- und Jahresheften' (Werke 35, 24) schreibt: „Einem tätigen, produktiven Geiste, einem wahrhaft vaterländisch gesinnten und einheimische Literatur befördernden Manne wird man es zu gute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm spräche, was denn Besseres, ja nur anderes daraus erfolgen solle. Man wird ihm beistimmen, wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen sich nach Deutschland erstrecken und verrückte, ja unwürdige Personen das Heft ergreifen." Freilich auch gegen die Heilmittel der Herrschenden, gegen die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse lehnte sich Goethes Gerechtigkeitsgefühl auf, wenn er am 31. Oktober 1819 zum Kanzler von Müller sagt, „die Mächte hätten in Kohlen geschlagen, die nun an Orte hingesprungen, wo man sie nicht haben wollte." Ja, gegen die hohen Kommissionen zu Berlin und Mainz, die zur Maßregelung der akademischen Jugend eingesetzt waren, erwachte in Goethe der alte, schon aufgegebene und vergessene Prometheusgeist, der sich in der bekannten Prometheus-ode offenbart; „dieser Geist käme der revolutionären Jugend jetzt als Evangelium recht willkommen". Erst im April 1822 wanderte das letzte Manuskript der französischen Kriegserinnerungen in die Druckerei nach Jena; so lange hatte die Ausarbeitung nach eigenen Aufzeichnungen und wissenschaftlichen Quellen gedauert, um ihren eigentlichen Zweck, die Belehrung der Zeitgenossen und der Nachwelt über revolutionäre Bewegungen, zu erfüllen. Für solchen Zweck sind von Goethe in die biographische Darstellung Betrachtungen allgemeiner und persönlicher Art

eingeflochten. In einer derartigen Episode, welche seine eigenen Revolutionsdichtungen behandelt, spricht er davon (Werke 33, 265), daß „diese Quelle freilich zuletzt [nach 'Hermann und Dorothea'] erstarrte". Der Dichter konnte „der rollenden Weltgeschichte nicht nacheilen und mußte den Abschluß sich und andern schuldig bleiben, da er das Rätsel [der Revolution] auf eine so entschiedene als unerwartete Weise gelöst sah". Diese Lösung gab ihm das Auftreten Napoleons. So geheimnisvoll und unbestimmt drückt Goethe eines seiner wichtigsten inneren Erlebnisse aus, das seine Weltanschauung von der Polarität der Kräfte nach fast zwanzigjährigem Zweifeln und Verzweifeln bestätigt. Wie einst in der „fordernden Epoche" des Sturmes und Dranges die Jugend Deutschlands den genialischen Menschen als erneuernde Kraft herbeisehnte und schließlich in Klopstock, Hamann, Herder finden durfte, so brachte in die ziellosen Strömungen der revolutionären Masse Frankreichs Napoleon allein Ordnung und erfolgreiche Ausnutzung der Kräfte. Diese Erkenntnis mußte dem Dichter, wie sich aus der geplanten Fortsetzung der 'Natürlichen Tochter' ergibt, bald nach den Jahren 1802/3 gekommen sein, weil er sonst Muße gehabt hätte, das schon fertige Schema sogleich im Anschluß an das erste Drama zu vollenden. Wir dürfen noch weitergehen und sagen, daß Goethes unumstößliche Erkenntnis in die Zeit vor 1805 fallen muß; denn der Krieg des Kaisers gegen die dritte Koalition (von 1805 an), vor allem seine Kämpfe mit Preußen (1806) wären einer solchen neuen abschließenden Erkenntnis ungünstig gewesen und haben ihn wohl auch hin und wieder bange Fragen an die Weltgeschichte stellen lassen.

Schon im 'Egmont' hatte der Dichter geahnt, daß in Zeiten großer, innerer Umwälzungen nur ein Mann die Weltgeschichte wieder einrenken kann, der mit der persönlichen Tapferkeit und Leutseligkeit Egmonts die geistige Überlegenheit und Kaltblütigkeit Albas verbindet, und zwar die letztere zuerst zur Geltung bringt. Er sagt darüber (zu Eckermann am 2. April 1829): „Wir haben aber kein Beispiel, daß ein Kabinettsmann einen revolutionären Staat hätte organisieren und Militär und Feldherrn sich hätte unterwerfen können. Mit dem Säbel in der Faust,

an der Spitze einer Armee, mag man befehlen und Gesetze geben, und man kann sicher sein, daß man gehorcht werde; aber ohne dieses ist es ein mißliches Ding. Napoleon, ohne Soldat zu sein, hätte nie zur höchsten Gewalt emporsteigen können." Aus dem beispiellosen Aufstieg des unbekannten korsischen Leutnants erkannte Goethe bald mit dem Instinkt seiner kongenialen Natur den Umfang dieser Geisteskraft. Nur durch Macht und Schlacht, durch Ordnung und Disziplin konnte Napoleon, selbst „ein Mensch aus Granit", den wilden Sturm der Revolution als Militärdiktator zu dauerndem Stillstand bringen. Die Anziehungskraft Egmonts nahm in Napoleon durch seine überlegene Geisteskraft eine höhere Gestalt an. Mit seinem bekannten Spruche: „Dem Talent offene Bahn!" schaffte er sich nicht nur den stummen und blinden Gehorsam der Sklaven Albas, sondern auch die freudige Verehrung und Begeisterung, wie sie Egmont im niederländischen Volke genoß. „Der eigentliche Glanzpunkt seiner Taten fällt in die Zeit seiner Jugend. Und es wollte etwas heißen, daß einer aus dunkler Herkunft und in einer Zeit, die alle Kapazitäten in Bewegung setzte, sich so herausmachte, um in seinem 27. Jahre der Abgott einer Nation von 30 Millionen zu sein" (zu Eckermann 11. März 1828). Seine Ziele verfolgte er rücksichtslos; „was ihm in den Weg tritt, wird niedergemacht, aus dem Weg geräumt, und wenn es sein leiblicher Sohn wäre. So schreckt er das Publikum, das überall störend in die Schöpfungen des Genius eingreift, ein für allemal durch sein eklatantes Beispiel ab. Er kämpft mit einem verdorbenen Jahrhundert mitten in einem verdorbenen Volke. Laßt uns ihn und Europa glücklich preisen, daß er bei seinen großen ungeheuren Weltplänen selbst nicht verdorben ist!" Dem geistigen Welteroberer Goethe wird der kriegerische Eroberer Napoleon bald ein Gegenstand der Bewunderung und stillen Hoffnung.

Freilich konnte Goethe nach Abukir und Trafalgar deutlich sehen, daß die weltgeschichtliche Bedeutung des großen Korsen nicht in schrankenlosen Eroberungen, sondern zunächst in der Überwindung der Revolution lag. „Um Epoche in der Welt zu machen, gehören bekanntlich zwei Dinge: 1) daß man ein guter Kopf sei und 2) daß man eine große Erbschaft tue. Napoleon

erbte die Französische Revolution, Friedrich der Große den Schlesischen Krieg und Luther die Finsternis der Pfaffen." Goethes abschließendes Urteil über Napoleons erste Entwicklungszeit gipfelt um 1802 darin, daß Napoleon die ganze Welt von den Gefahren der Revolution befreit und zugleich die äußere und innere Macht seines französischen Volkes wiederhergestellt, ja sogar vergrößert habe. Während sonst in der Geschichte mehrere, ja viele geniale Männer die Träger solcher polaren Gegenkraft sind, um eine politische oder literarische Bewegung zu ordnen und durchzuführen, ist es hier der eine Napoleon, der die Revolution meisterte, obwohl sie größer und schwieriger war als irgendeine andere Bewegung. So ist denn Napoleon „das Kompendium der Weltgeschichte". Goethe hat bis zu der Zeit um 1802/3 die Revolution nicht verstehen können, weil er sie nur als einseitige Kraft erkannte und zwar in Widerspruch mit seiner eigenen Weltanschauung von der Polarität der Kräfte. Er sah aber „dies Rätsel auf eine so entschiedene als unerwartete Weise gelöst", als Napoleon übermächtig in die Ereignisse eingriff. Das letzte entscheidende Moment dieser Erkenntnis bleibt uns freilich verschlossen. Weil aber Napoleon allein das Ganze erfolgreich leitete, so ward er nach Goethes Meinung nicht bloß ein menschliches Werkzeug der Natur, sondern selbst eine göttliche polare Naturkraft, in einem Menschen ausnahmsweise personifiziert: „Napoleon spielt das Fatum selbst." Unter diesem erhebenden Eindrucke die Trilogie der 'Natürlichen Tochter' zu beenden, war eine Unmöglichkeit. Durfte sein edler Liebling Eugenie für die Rechte ihres legitimen Königs im Kampfe mit der Masse untergehen, wo sich doch zeigte, daß gerade die Hinrichtung Ludwigs XVI. ein notwendiges Opfer gewesen war, um Frankreich für die neue segensvolle Tyrannis Bonapartes frei zu machen? Ja, wenn er noch wenigstens den ersten Teil der Trilogie hätte ungeschehen machen können! Aber auch dann war die neue Zeit der Auferstehung noch viel zu kurz und dabei zu inhaltreich, um ihre Zusammenfassung in einer Tragödie erfolgreich zu versuchen. So wurde das Schauspiel vorläufig beiseite gelegt.

Der Schluß eines Briefes an Schiller (9. März 1802) möge für das Jahr 1802 diese wichtige Wandlung erläutern, wenn

Goethe sich über die historischen und politischen Memoiren der Herrschaft Ludwigs XVI. aus der Feder des französischen Historikers Soulavie äußert: „Im Ganzen ist es der ungeheure Anblick von Bächen und Strömen, die sich nach Naturnotwendigkeit von vielen Höhen und aus vielen Tälern gegeneinander stürzen und endlich das Übersteigen eines großen Flusses und eine Überschwemmung veranlassen, in der zugrunde geht, wer sie vorgesehen hat, so gut als der sie nicht ahndete. Man sieht in dieser ungeheuern Empirie nichts als Natur und nichts von dem, was wir Philosophen so gern Freiheit nennen möchten. Wir wollen erwarten, ob uns Bonapartes Persönlichkeit noch ferner mit dieser herrlichen und herrschenden Erscheinung erfreuen wird." Man sieht, daß Goethe Anfang 1802 unmittelbar vor seiner Lösung des Welträtsels stand.

Das Ende des alten Reiches (1806) machte auf den Dichter des 'Götz', der die Ruinen des deutschen Rechts und des deutschen Reichsheeres dem Spotte preisgegeben hatte, nicht den geringsten Eindruck; nur wenige ironische Worte finden sich darüber in seinem Tagebuch. Um so tiefer griff das Kaisertum Napoleons in Goethes Inneres ein. Napoleon, der sich nach Goethes Meinung als Bevollmächtigter von Gott-Natur die Krone selbst aufsetzen durfte und mußte, wurde nunmehr „sein Kaiser", nämlich der Kaiser des Einzigen, der seine Würde völlig erfaßt hatte; daher sprach Goethe auch nur ungern und selten über Politik und verbat sich wiederholt bei gesellschaftlichen Zusammenkünften von vornherein jedes politische Gespräch.

Diesem Höhepunkte der Begeisterung folgten Zeiten harter Prüfung. Die Schlacht bei Jena brachte auch ihn in persönliche Bedrängnis; vor allem aber quälte ihn die „Zeit der Schmach und Schande, die über die Deutschen eingebrochen, die ihnen bevorsteht". Aber in dem Bewußtsein, daß alles dies nur eine vorübergehende Läuterung und Klärung sein soll, ruft er voll Vertrauen aus: „Ich habe gar nichts zu klagen. Etwa wie ein Mann, der vom Felsen hinab in das tobende Meer schaut und den Schiffbrüchigen zwar keine Hilfe zu bringen vermag, aber auch von der Brandung nicht erreicht werden kann", und er schließt eine Unterredung: „Solange wir selbst und die Berge

feststehen und die ewige Sonne scheint, so gebe ich nichts verloren, weder meine eigene Sache noch die Sache des Vaterlandes."

Mit diesem Vaterlande stand es freilich sehr schlecht. Was der Geist der Französischen Revolution begonnen hatte, setzte die Franzosenherrschaft in Deutschland fort: den Niedergang der wirtschaftlichen und geistigen Kultur Deutschlands. Goethe predigte dagegen als einziges Heilmittel das Evangelium der Tat, das seit 1806 dem 'Faust' in der Deutung der Anfangsworte des Johannesevangeliums angehört, vor allem in dem 'Vorspiel zu Eröffnung des weimarischen Theaters', als nach fast einjähriger Abwesenheit die herzogliche Familie nach Weimar heimgekehrt war (September 1807).

Am Schlusse der 'Pandora' aber, die unvollendet geblieben ist, ruft die Göttin der Morgenröte Eos dem Prometheus, der soeben den Ausspruch getan hat:

Des echten Mannes wahre Feier ist die Tat,

die mahnenden Worte zu:

Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es,
Was zu geben sei, die wissen's droben.
Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen
Ist der Götter Werk; die laßt gewähren!

Die beiden persönlichen Unterredungen Goethes mit Napoleon am 2. Oktober 1808 in Erfurt und am 6. in Weimar bedeuten einen erschütternden Zug tragischer Ironie der Weltgeschichte. „Napoleon, der den ganzen Kontinent erobert hat, findet es nicht unter sich, mit einem Deutschen über die Poesie und die tragische Kunst sich zu unterhalten, einen artis peritum zu konsultieren. So göttlich ist die Welt eingerichtet, daß jeder an seiner Stelle, an seinem Ort, zu seiner Zeit alles übrige gleich wägt, d. h. balanciert." Die Gewißheit des Ausgleichs der beiden polarischen Kräfte, Revolution und Napoleon, ist nun keinen Schwankungen und Zweifeln mehr unterworfen. Diese Offenbarung muß aber ein Geheimnis bleiben des Einzigen, dem sie allein so deutlich zuteil geworden ist. Daher hat Goethe niemals seine Unterredung mit Napoleon lückenlos „und auf-

richtig erzählt, um nicht zahlreiche Klatschereien zu erregen". Erst nach dem Tode des Kaisers suchte der Kanzler v. Müller (Dez. 1822) ihn zu überreden, selbst eine schriftliche Wiedergabe der Unterredung abzufassen; am 15. Februar 1824 hat Goethe dieser Anregung in einer ganz kurzen, unvollständigen Skizze entsprochen. Trotzdem und trotz anderen darauf bezüglichen Äußerungen des Dichters, trotz den Ergänzungsberichten des Ministers Talleyrand und des Geschichtsschreibers Thiers ist ein klares Bild nicht mehr zu erlangen. Das einzige, was Goethe seiner Umgebung als Erinnerung an dies Ereignis lange Zeit sichtbar machte, war der Orden der Ehrenlegion, den er am 14. Oktober 1808 erhielt, den er erst fünf Jahre später nach der Schlacht bei Leipzig mit dem russischen St. Annen-Orden vertauschte, obwohl er auch in der Folgezeit den Mut hatte, durch gelegentliches Anlegen des französischen Ehrenzeichens seine Dankbarkeit gegen Napoleon öffentlich zu zeigen.

Am 6. Oktober 1808, nach der Aufführung des Voltaireschen Dramas 'Tod des Caesar' im Weimarer Theater, zeigte der Kaiser in einer Unterredung mit Goethe und Wieland „über den höchsten Wert der Tragödie für Fürsten und Staatsmänner" reiche literarische Kenntnisse. „Kommen Sie nach Paris", sagte er ernsthaft, „ich fordere es durchaus von Ihnen; dort gibt es größere Weltanschauungen, dort werden Sie überreichlich Stoff für Ihre Dichtungen finden." Alle Einzelwirkungen treten zurück vor dem einen umfassenden Eindruck, daß Napoleon nicht bloß ein Bezwinger der Revolution und ein Welteroberer sei, sondern auch ein Kulturträger ersten Ranges, der den Stand der Bildung der unterworfenen Staaten heben wollte und konnte. Es schien daher nur natürlich, daß der Kaiser sofort seine Worte in Taten umsetzte: er schenkte dem Herzogtum Sachsen, um seine friedliche Entwicklung nicht aufzuhalten, die Befreiung der weimarischen Truppen vom spanischen Feldzuge und wies der schwer heimgesuchten Universitätsstadt Jena für die erlittenen Kriegsschäden die stattliche Summe von 300 000 Francs an. So hinterließ der hohe Besuch im ganzen Ländchen nur Dankbarkeit und Begeisterung. Napoleons Plan, vor allem Goethe zu seinem unbedingten Anhänger und dadurch

zu einem dauernden Vorkämpfer des französischen Imperialismus zu machen, war anscheinend erreicht. So geschah es, daß Goethe selbst wohl an der sittlichen und geistigen Erhebung Deutschlands tätigen Anteil nahm, aber für die Sehnsucht der Deutschen, sich vom politischen und militärischen Joche der Franzosen zu lösen, kein Verständnis hatte, und beides aus Liebe zu seiner Nation. Nirgends ist diese einzigartige und fast nie verstandene Vaterlandsliebe deutlicher und überzeugender zutage getreten als in dem ausführlichen Gespräche mit dem Professor der Geschichte in Jena Heinrich Luden, dem Goethe sein Herz voll Angst um Deutschland noch am 13. Dezember 1813 ausschüttete, also zwei Monate nach der Schlacht bei Leipzig!

Luden sagt am Schlusse seiner Unterredung: „Diejenigen sind im ärgsten Irrtum, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzliche Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner großen Kenntnis von den Menschen und den Dingen wohl entschließen mußte." Dabei stand Luden auf ganz anderem Standpunkte als Goethe; denn er wollte ihn um Beiträge für seine Zeitschrift 'Nemesis' bitten, deren Name schon die politische Stellung ihres Herausgebers genügend bezeichnet.

Des Kaisers polare Kulturkraft mußte durch die Aufnahme eines edlen deutschen Elementes in seinen eigensten Lebensbereich an weltgeschichtlicher Bedeutung wachsen. 1810 vermählte sich Napoleon mit Marie Luise von Österreich. Der Stiefmutter Marie Luisens, der echt deutsch gesinnten Kaiserin Maria Ludowika stand Goethe als stiller Verehrer nahe; sein Briefwechsel mit ihrer Hofdame, der Gräfin O'Donell, galt auch seinen mehr als freundschaftlichen Gefühlen für die hohe Herrin. Napoleon aber erreichte 1812 einen neuen Gipfel seiner Macht. Im Juni 1812 überschritt er mit seinem Heere den Njemen, um Rußland anzugreifen. Goethe befand sich vom Mai 1812 ab in Karlsbad, wo bald auch der Kaiser von Österreich und seine Tochter Marie Luise, die Kaiserin von Frankreich, einen kurzen

Aufenthalt nahmen; im Juni 1812 verfaßte er auf die Kaiserin Marie Luise ein Gedicht, das mehr eine Mahnung zur Erneuerung des Friedens als ein Lob auf den fortdauernden Frieden aussprechen sollte, der ja tatsächlich nicht mehr bestand. Dieses Gedicht wäre ein bedenkliches Zeugnis des Byzantinismus, wenn es sich nicht aus dem unbedingten Vertrauen Goethes zu dem Erfolg der göttlichen Friedensaufgaben Napoleons und zu seinem Friedenswillen erklärte. Denn abermals wird Napoleon als die Naturkraft gefeiert, die den Ausgleich der Revolution herstellt, und seine Gemahlin als die Göttin der Eintracht zwischen deutschem und fränkischem Stamme, die mit dem neugebornen Prinzen die Dauer dieser Eintracht gewährleistet.

Sie, die zum Vorzug einst als Braut gelanget,
Vermittlerin nach Götterart zu sein,
Als Mutter, die, den Sohn im Arme, pranget,
Befördre neuen, dauernden Verein;
Sie kläre, wenn die Welt im Düstern banget,
Den Himmel auf zu ew'gem Sonnenschein!
Uns sei durch sie dies letzte Glück beschieden —
Der alles wollen kann, will auch den Frieden.

So tief und nachhaltig sind die Folgen der Tage in Erfurt und Weimar.

Daß Goethe im Juni 1812 in Karlsbad die Aufforderung des Grafen Friedrich Leopold v. Stolberg ablehnt, an dem 'Vaterländischen Museum' mitzuarbeiten, ist daher nur natürlich, ebenso daß sich Stolberg diese Ablehnung damit erklärt, daß der Dichter „allzu kalt und vornehm geworden und nichts mehr von jenem patriotischen Feuer besitze, das auf der Reise in die Schweiz so mächtig in ihm sprühte".

Noch als Goethe in Teplitz weilte, hatte sich die Kette der Ereignisse so schnell entwickelt, daß die ersten Kriegsringe in die letzten Friedensringe eingriffen. Napoleon siegte am 17. August 1812 bei Smolensk, am 7. September bei Borodino, und am 18. Oktober mußte er seinen verhängnisvollen Rückzug aus den Ruinen des abgebrannten Moskau antreten. Nach der Katastrophe von Moskau schreibt Goethe am 14. November an Rein-

hard: „Daß Moskau verbrannt ist, tut mir garnichts. Die Weltgeschichte will künftig auch was zu erzählen haben. Dehli ging auch erst nach der Eroberung zugrunde, aber durch die ††††† der Eroberer; Moskau geht zugrunde nach der Eroberung, aber durch die ††††† der Eroberten. Einen solchen Gegensatz durchzuführen, würde mir außerordentlichen Spaß machen, wenn ich ein Redner wäre." Solche Worte sind freilich nur bittere Ironie Goethes; denn er fährt fort, von einem „ungeheuern, unübersehbaren Unglück" zu sprechen, durch das wir „fühlen, in welcher Zeit wir leben und wie hochernst wir sein müssen, um nach alter Weise heiter sein zu können".[1])

„Immer kränklich und niedergeschlagen" verlebte Goethe den dunklen Winter 1812/13. Am 25. Januar 1813, dem Begräbnistage Wielands, spricht er das schon erwähnte resignierte Wort

[1]) Da der Württemberger Karl Friedrich v. Reinhard (1761—1837) zu den vertrautesten Freunden Goethes gehörte, so dürfen wir vielleicht zwischen den Zeilen dieses Briefes „Geheimstes aus dem Hintergrunde" Goethischer Gedanken lesen. Der Brief vom 14. Nov. 1812 ist mit größter Sorgfalt entworfen, im Konzept oft geändert, ein Teil des Konzeptes an der Stelle über Moskau abgeschnitten worden; dazu schreibt Goethe im Anfang des Briefes: „Was ich Ihnen jedesmal schreibe, ist eigentlich nur zwischen uns beiden." Der französische Vertrauensmann am Westfälischen Hofe zu Kassel Reinhard besaß gewiß ein so treues Napoleonisches Herz wie nur Goethe selbst. Wenn die fünf Kreuze ein derbes Kraftwort für „Dummheit" bezeichnen müssen, so ergibt der Satz den unerfüllten Wunsch Goethes, daß die Russen Moskau nicht hätten verbrennen, sondern Napoleon in ihren Mauern dulden sollen. Dieser Sinn führt uns zu der Wahrscheinlichkeit, daß Goethe insgeheim den russischen Kriegszug Napoleons sehr optimistisch aufgefaßt hat: Napoleon hat Rußland in Besitz nehmen wollen, um dann mit der Macht des Weltherrschers der ganzen Welt den Weltfrieden und die Weltkultur geben zu können (außer England, das aber ohne Rußland ungefährlich war); denn anders hat ja Goethe sich auch den französischen Einbruch in Deutschland nicht zu deuten vermocht. Diese schönste Hoffnung Goethes aber haben „die Eroberten" in ihrer „Dummheit" vernichtet; er ahnt daher mit hellseherischem Auge die schlimmsten Katastrophen für die Zukunft, möchte aber doch, daß der erfahrene und in Kassel genau unterrichtete Diplomat die Befürchtungen des Freundes zerstreue.

zu Falk aus, daß „die Zeitumstände ihm nicht erlaubten, die ‘Natürliche Tochter’ fortzusetzen“.

Der fieberhaften Tätigkeit der Deutschen, ihre Kräfte zum Freiheitskampfe zu sammeln, sah er auch jetzt noch ratlos zu. Er durfte und wollte sein Ideal gerade in der Gefahr nicht verleugnen. Und doch überwand er sich gelegentlich, wenn er die reine Begeisterung und Todesverachtung der deutschen kriegsfreiwilligen Jugend erblickte. Als am 20. April 1813 eine Kompanie Lützower Jäger, lauter Studenten, in Meißen seinen Wagen umringte, nahm sich der mit August v. Goethe befreundete junge Friedrich Förster ein Herz und bat „den Alten, der sich noch mehr in die Ecke des Wagens drückte“, um seinen Segen. Da sagte dieser, indem er seine Hand auf das Gewehr des Jägers legte: „Wenn ihr jungen Vaterlandsbefreier meint, daß mein Segen für eure Waffen von Erfolg sein könne, so sei er euch hiermit von ganzem Herzen erteilt!“

Gleichsam um diese treubrüchigen Worte gutzumachen, die er doch nur in bedingtem Sinne ausgesprochen, sagte Goethe am 21. April zu Christ. Gottfr. Körner, der ihm die Hoffnungen der freiwilligen Jäger schilderte: „Schüttelt nur an euren Ketten, der Mann ist euch zu groß; ihr werdet sie nicht zerbrechen!“ Ja, Goethe hoffte noch Ende Mai, als schon der Krieg an allen Enden angefangen hatte, auf eine gütliche Beilegung des Streites durch die Nachgiebigkeit Napoleons. An einem herrlichen Frühlingstage in Teplitz schließt er voller Andacht ein Gespräch, das zwischen ihm und zwei österreichischen Hauptleuten stattgefunden, mit folgenden Worten: „Wenn ich des morgens so erwache und mit der dampfenden Sonne auf meinen schönen Schloßberg gehe und mir denke, daß in diesem gottgesegneten, stillen Tale nur allein die Herzen der Kinder noch ruhig schlagen, während die Ruhe und der Friede aller anderen Bewohner schon jetzt bedroht und gestört sind, so möchte ich gerne dem gigantischen Helden unseres Säkulums, um ihm Friedensgedanken einzuhauchen, auch nur den hundertsten Teil jener Empfindungen eingeben können, welche mich jeden Morgen für die Menschen in diesem Paradiese durchströmen.“ Noch im August äußerte sich Goethe über Napoleons Aussichten in der Zukunft ruhig: „Er ist

wie ein gehetzter Hirsch; das macht ihm aber Spaß." Während der Leipziger Völkerschlacht war er still und abgesondert mit vergleichender Anatomie, mit chinesischer Literatur beschäftigt und schrieb den Epilog zur „unerfreulichen Aufführung" des Banks-Dykschen Trauerspiels 'Essex'; diesen Gegensatz erklärt er selbst als eine Eigentümlichkeit seiner Handlungsweise: „Wie sich in der politischen Welt irgendein ungeheures Bedrohliches hervortat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste" (Werke 36, 85). Er will sich die niederziehenden Eindrücke des Zweifels an seinem Ideal und die Furcht vor dem beginnenden Weltgericht über Napoleon von der Seele schaffen. Denn was soll er auch mit seiner Weltanschauung anfangen, wenn dieser Träger göttlicher Naturkraft so leicht von Menschenhand auszuschalten ist?

Freilich tritt gelegentlich schon ein leises Ahnen der endlichen Lösung ein. Als Goethe sich klar macht, daß Napoleon des eiligsten Rückzuges bedarf, um nicht abgeschnitten zu werden, fragt er Ende Oktober 1813 den Dichter und Reiteroffizier Fouqué mit tiefernstem Blicke: „So wäre er denn also wirklich schon vollständig geschehen, der entscheidende Schlag? Desto besser!" Es handelt sich dabei aber nur um vorübergehende Stimmungen; denn schon nach einem Monat hat er sich getröstet und hegt neue Hoffnung. Daher läßt er seinen Sohn August sich nicht den Freiwilligen anschließen, obgleich dieser es wünscht und in kein gutes Licht durch sein Fernbleiben gestellt wird. Auch dem jungen Naturforscher und Arzt Kieser redet er im November zu, in Weimar zu verharren. Dem Professor Luden gegenüber faßt er noch einmal im Dezember alle seine Sorgen um Deutschland zusammen: Ist Napoleon wirklich endgültig besiegt? und wenn er gänzlich besiegt ist, was soll aus Deutschland werden? Ist denn wirklich das ganze Volk erwacht? Weiß es, was es will? Ist der gemeine Mann nicht aus einem festen Schlafe aufgestört, in den er nun wieder versinkt? Wir sind von den Franzosen befreit, um in die Hände der Kosaken, Baschkiren, Kassuben und ihre Ketten zu geraten. Goethe hoffte in allen diesen schweren inneren Zweifeln und Kämpfen auf ein Zeichen, das für ihn den letzten Ausschlag geben sollte als eine Offenbarung von Gott-Natur, ob „sein Kaiser" wirklich auch

vom höchsten Gericht verworfen wäre; das Warum? würde dann freilich immer noch ein schweres Werk der Betrachtung gewesen sein. Diese bedeutungsvolle Frage an das Schicksal kleidete er in die Form einer scherzhaften Wette, damit keine Menschenseele den Ernst der Sache merken solle. Er wettete am 16. August 1813 in Dresden mit dem Regierungsrat Peucer, ob Napoleon über den Rhein zurückgehen werde, und vor allem, ob die Deutschen ihm siegreich nach Frankreich folgen würden.

Mitten in den Wintertagen 1813 fallen die Würfel: Goethe erfährt, daß die Verbündeten in der Neujahrsnacht 1813/14 den Rhein von Hüningen bis Koblenz, Blücher bei Caub, ohne Widerstand überschritten und ihren Marsch nach Frankreich hinein siegreich fortgesetzt haben. Das neue Jahr 1814 hat mit nunmehr gewisser Hoffnung auf Sieg seinen Anfang genommen. Goethe kam dadurch über die letzte Kluft hinweg, die ihn von dem deutschen Volke der Freiheitskriege trennte. Von diesem Tage ab ist kein Wort der Hoffnung auf Napoleons Triumph zu finden. Daß die Siege der Verbündeten, vor allem bei Leipzig, seit dem Gottesgericht in Rußland ihre Berechtigung erhielten, wurde ihm nun sonnenklar: Napoleon hatte schon lange diese Züchtigung verdient; er mußte bereits vor seinem Zug nach Rußland ein anderer geworden sein, sonst hätte er dieses wahnwitzige Unternehmen nicht wagen können. Goethe wartete jedoch bis zum 14. Februar 1814, ehe er eingestand, jene Wette verloren zu haben. Denn früher vermochte er, selbst im Innersten erschüttert, die scherzhafte Form seiner Antwort nicht zu ertragen, die doch nötig war, um seine eigenen Gedanken zu verhüllen. Er schickte dem Regierungsrat Peucer einen rheinischen Golddukaten, der zierlich, von gemalten Blumen umgeben, in ein Lederbüchlein eingefügt ist, mit dem Verschen:

Nein, frechere Wette verliert man nicht,
Als an der Elbe ich dazumalen.
(Dresden, 15. August 1813)

Jetzt, da man überm Rheine ficht,
Will ich mit Rheingold sie bezahlen.
(Weimar, 14. Februar 1814)

Ein Rezensent der ersten Cottaschen Einzelausgabe (1814) von 'Hermann und Dorothea', der Professor Michaelis in Tübingen, forderte den Dichter in der 'Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung' (März 1814, Nr. 45) zur Fortsetzung von 'Hermann und Dorothea', d. h. zu einem Nationalepos der Gegenwart auf: denn „der Stoff ist da. Zu schauen ist, wie ihn Gottes Hand unmittelbar in Rußland bereitete. Welche Einleitung zu jenem Epos, dessen Aufgabe der Sieg der deutschen Nation über die ungeheure, stets bewundernswürdige Persönlichkeit eines Einzigen wäre!" „Wer kann mehr zu einem solchen Epos berufen sein", so fährt Michaelis fort, „als wer so die deutsche Nation aufrief und zugleich der Riesenkraft, bei welcher zuletzt nur Erde und Meer noch Gewicht hatten, ohne Scheu und ohne Schmeichelei huldigte!" Diese Worte mußten Goethe im Innersten ergreifen; denn sie wurden auch seiner Verehrung Napoleons gerecht, besonders aber auch seiner Auffassung, daß dieser Mann eine Riesenkraft war, die nur durch die elementaren Mächte der Erde und des Meeres im Auftrage von Gott-Natur, aber nicht von Menschenmacht ins Wanken gebracht werden konnte.

In den Erfurter Tagen steht Napoleon mit dem Willen zum Frieden und zur Förderung der Weltkultur auch nach Goethes späterer Ansicht auf der Höhe seines Schaffens. Anfang 1812 versagt er kurz vor der Zeit, da Goethe sein Friedensgedicht voll Dank gegen Napoleon der französischen Kaiserin Marie Luise widmet. Aber des Dichters Augen waren dieser Wandlung verschlossen geblieben. Erst durch den Rheinübergang der Verbündeten wurde er sich völlig klar. „Die Dämonen des Krieges, der List und der Unterdrückung" hatten dem Kaiser kurz vor dem Auszug nach Rußland „ein Bein gestellt". Seine von Goethe so oft gerühmte Mäßigung hatte ihn verlassen, das Streben nach dem Absoluten, der Größenwahn, die Hybris hatten ihn überwältigt. Er konnte aber in der Schlacht bei Leipzig nur deshalb von seinen irdischen Feinden besiegt werden, weil das Universum selbst ihn schon im Winter 1812/13 durch den Untergang seines Heeres in den Schneewüsten Rußlands zur Vernichtung durch Menschen reif gemacht hatte. Diese göttliche Naturkraft konnte nur von Gott-Natur selbst gestürzt werden.

Die eigentümliche Art seiner Wandlung bestätigen endgültig 'Des Epimenides Erwachen' und das kurze Gedicht 'Timur'. Noch lag ihm im Anfang 1814 die Mahnung der österreichischen Kaiserin und des Tübinger Rezensenten, ein Nationalepos zu schreiben, auf dem Herzen wie die schwere Last einer unerfüllten Pflicht, als eine neue Mahnung ähnlichen Inhalts ihn aufregte. Er wurde unerwartet durch den Berliner Theaterintendanten Iffland am 7. Mai 1814 aufgefordert, ein Festspiel zur Feier der siegreichen Heimkehr des Königs Friedrich Wilhelms III. zu dichten. Der Antrag war zu schmeichelhaft, als daß Goethe nicht alle seine Kräfte hervorrufen und einen Versuch hätte machen sollen, wie Ifflands Verlangen zu erfüllen wäre. Er freute sich, eine Gelegenheit zu haben, und zwar eine so würdige, der Nation auszudrücken, wie er Leid und Freude mit ihr empfunden habe und empfinde. Er war also dem Herzen seines Volkes durch seine Wandlung seit dem 1. Januar 1814 näher gerückt. Noch war der 'Epimenides' nicht aufgeführt, da verzeichnet Goethes Tagebuch seine Beschäftigung mit dem Gedichte 'Timur' des 'Westöstlichen Divan' (Dezember 1814). Am 3. August 1815 notiert Sulpiz Boisserée aus seinen Unterhaltungen mit Goethe: „Neue Arbeit der Divan. Aneignung des Orientalismus, Napoleon, unsere Zeit bieten reichen Stoff dazu. Timur, Dschingis-Chan Naturkräften ähnlich, in einem Menschen erscheinend." Noch einmal und deutlicher am 8. August 1815: „Timurs Winterfeldzug, Parallelstück zu Napoleons moskowitischem Feldzug. Kriegsrat. Der Winter tritt redend als Saturn auf gegen Mars; Fluch oder Verheißung; groß, gewaltig." In dieser zweiten Unterredung bringt Goethe nach seiner Bemerkung, daß Napoleon „den größten Verstand habe, den je die Welt gesehen", mit Genugtuung Bruchstücke aus seinem Erfurter Gespräch mit dem Kaiser vor. Boisserée fügt einsichtig hinzu: Goethe „scheint nicht gemerkt zu haben oder nicht bemerken zu wollen, daß dies alles angelegt gewesen, um ihm zu imponieren, — wie ich mir's auslege."

Goethe hat aus seiner Wandlung in der Beurteilung Napoleons die äußeren und inneren Folgerungen gezogen. War der Kaiser seit 1812 ein wortbrüchiger, wilder Eroberer geworden, so war Deutschland nicht nur in seinem vollen Rechte, sich mit

aller Kraft von ihm loszureißen, sondern es hatte sogar die heiligste Pflicht, Vaterland und Familie von diesem Tyrannen zu befreien. Der Dichter aber selbst war während dieser Zeit blind gewesen, freilich, wie er sich bei seinem Gerechtigkeitsgefühle sagen durfte, nur aus den reinsten Beweggründen; denn er hatte niemals etwas anderes als das wahre Wohl des Vaterlandes, vor allem die Förderung der geistig-sittlichen Kultur erstrebt, aber bei Deutschlands Zerrissenheit die französische Führung für nötig gehalten.

Keines von Goethes Dramen ist mit so aufrichtiger Reue erfüllt wie 'Des Epimenides Erwachen'. Es läßt nicht den Tyrannen Napoleon selbst auftreten, sondern die ihm feindlichen „Dämonen", die ihn auf Abwege führten, die des Kriegs, der List und der Unterdrückung mit ihren irdischen Helfershelfern, dem Pfaffen, dem Diplomaten, dem Hofmann. Der Dämon des Kriegs aber hat eine beachtenswerte Entstehungsgeschichte. Goethe hatte durch die Herzogin Luise während der Arbeit am 'Epimenides' eine Äußerung erfahren, die Napoleon über sich selbst auf Elba getan: „J'ai toujours cherché le merveilleux; j'avais la passion, de surmonter toutes les difficultés, et chaque contradiction me faisait raidir contre elle." Diese Worte mußten den Dichter aufs tiefste bewegen, weil sie mit seiner Lösung des Welträtsels Napoleon übereinstimmten. Dieses Bekenntnis war ihm so wichtig für die Beurteilung der Hybris Napoleons, daß er es in dem Eingang des 'Epimenides' einfügte. Der Dämon des Kriegs entwickelt in einem Monolog sein Wesen:

Dem Wunderbarsten widm' ich mich mit Lust;
Denn wer Gefahr und Tod nicht scheut,
Ist Herr der Erde, Herr der Geister;
Was auch sich gegensetzt und dräut,
Er bleibt zuletzt allein der Meister.
Kein Widerspruch! kein Widerstreben!
Ich kenne keine Schwierigkeit,
Und wenn umher die Länder beben,
Dann erst ist meine Wonnezeit. . . .
Und wär' ich ja aufs äußerste gebracht,
Da fängt erst meine Kühnheit an.
Ein Schauder überläuft die Erde,
Ich ruf' ihr zu ein neues Werde.

Daß Goethe die Wandlung Napoleons zur unheilvollen Gewaltherrschaft Mitte 1812 ansetzt, läßt sich auch aus den beiden Strophen erkennen, die er 1816 dem Stücke als erläuternden Prolog für den Leser vorausgeschickt hat: er nimmt gewissermaßen sein eigenes Friedensgedicht, das er im Juni 1812 an die französische Kaiserin Marie Luise gedichtet hatte, zurück. Denn die letzte Zeile dieses Gedichtes:

Der alles wollen kann, will auch den Frieden,

wird durch die zwei ersten Verse des Prologs zum 'Epimenides' berichtigt:

Den Frieden kann das Wollen nicht bereiten:
Wer alles will, will sich vor allen mächtig.

Napoleon war schon im Juni 1812 auf dem Wege zum Absoluten, zu seinem Unglückszuge nach Rußland. Von da ab beginnt der Schlaf des Epimenides-Goethe, der die innere Erhebung seines Volkes nicht erkannte, nach den großen Erfolgen des Jahres 1813 sich etwas die Augen rieb, aber sie erst am 1. Januar 1814 öffnete.

Wie selig euer Freund gewesen,
Der diese Nacht des Jammers überschlief,
Ich konnt's an den Ruinen lesen,
Ihr Götter, ich empfind' es tief!
Doch schäm' ich mich der Ruhestunden,
Mit euch zu leiden, war Gewinn;
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer, als ich bin.

Mit dieser neuen niederdrückenden Erkenntnis ging aber dem Dichter allmählich eine andere Offenbarung auf, die zu seiner freudigen Genugtuung auch die abwärtssteigende Epoche Napoleons mit dem Grundgesetz der Polarität in Übereinstimmung brachte. War vor dem Jahre 1812 Napoleons Herrschaft die Oberströmung gewesen, durch welche die Unterströmung der Französischen Revolution zum Glück der Nation und der Welt eingedämmt wurde, die Kräfte des Umsturzes geordnet und verwendet wurden, so wandelte sich um 1812 Napoleons Gewaltherrschaft in Deutschland zur Unterströmung und gab die Ursache einer heilsamen Oberströmung, die aus allen reinen

Quellen des deutschen Volkes für den Freiheitskampf die sittlichen und intellektuellen Kräfte vereinigte, welche bis dahin ziellos sich verlaufen hatten.

Den Schlußstein des Verständnisses für Goethes Anschauung von Napoleons Niedergang bildet 'Timur Nameh', dessen Abfassung in den Winter 1814 fällt. Hier lebt er sich „in die asiatische Despotie" ein; aber am tiefsten ergreift ihn und uns das Ende des großen Tamerlan, des mongolischen Welteroberers. Wie Timur gegen das gewaltige chinesische Reich vergeblich ausgezogen war, um es zu unterjochen, so Napoleon gegen Rußland, beide ohne die Schrecken des Winters in den öden Steppen zu fürchten, beide aus dämonischem, unersättlichem Übermut, der Hybris der Alten. Die Elementarkraft zweier Titanen konnte nur durch einen persönlichen Eingriff der Gottheit, durch die Aufbietung eines noch stärkeren Elements, des Winters, überwunden werden.

Nun wird der „sonderbare, aber ungeheure" Spruch: „Nemo contra Deum nisi Deus ipse" völlig klar; denn Napoleon, ein Stück geoffenbarter Natur, hatte zwar als antipolare Kraft die Revolution gemeistert, aber seinen göttlichen Auftrag mißbraucht, um das Absolute zu erringen. Da griff die Natur selbst hemmend ein und erlaubte den sterblichen Menschen, den gestürzten Kaiser vollends abzutun. Napoleons Niedergang war zur Kraft geworden, die alle schlummernden ethischen Mächte Deutschlands nach dem Urgesetz der Polarität erstarken und schließlich den Sieg davon tragen ließ. Der Ruhm seines Aufstiegs bis zu den Erfurter Tagen 1808 und bis zu seinem Friedenswillen bleibt ihm erhalten, nicht minder die tragische Größe seines Untergangs. Über Napoleons Verurteilung am Jüngsten Gericht meint Goethe in den 'Zahmen Xenien': Als der Teufel das große Sündenregister gegen ihn und seine Geschwister abgelesen hat, entscheidet Gott:

Wiederhol's nicht vor göttlichen Ohren!
Du sprichst, wie die deutschen Professoren.
Wir wissen alles, mach' es kurz . . .
Getraust du dich, ihn anzugreifen,
So magst du ihn nach der Hölle schleifen.

Bezeichnend für Goethes reines unparteiisches Denken ist ein Erlebnis im März des Jahres 1826. Als ihm von F. v. Matthisson zwei Eisenfigürchen Napoleons und Friedrichs des Großen gezeigt wurden, betrachtete er sie von allen Seiten mit Freuden. Dann stellte er sie einander gegenüber und sagte: „Der Kleinere [Napoleon] muß doch zu dem Größern [Friedrich dem Großen] hinaufblicken." Auch der preußische Heldenkönig war dämonisch gewesen. So blieb denn Goethe den Gefühlen seiner Kinderzeit treu, als er während der politischen Streitigkeiten in seiner Familie „Fritzisch" wurde, obwohl König Friedrich in seiner Abneigung gegen deutsches Denken und Dichten später ihm die Begeisterung für den Sieg bei Roßbach, den Goethe in seinem 'Götz' verherrlichte, durch heftigen Tadel in seiner Schrift 'De la litérature allemande' sehr übel vergolten hatte. Dem Royalisten Goethe war der Alte Fritz als vollkommener Vertreter des aufgeklärten Absolutismus das Ideal eines Regenten, weil dieser König aus seiner genialen Staatsweisheit zwar nicht durch das Volk oder mit dem Volk regierte, aber alles ohne Ausnahme nur für das Volk getan hatte; Friedrichs Menschen- und Herrscherhoheit konnte sich ungeschmälert erhalten, indessen die gottentstammte Größe Napoleons in überheblicher Menschlichkeit untergehen mußte.

Napoleons Unterredung mit Johannes v. Müller

Von Werner Kirchner (Berlin-Schlachtensee)

Johannes v. Müller, Goethe, Wieland: das waren nacheinander die Vertreter des deutschen Geistes, denen Napoleon auf seinem Siegeszuge begegnete. Aber während die Begegnung des Kaisers mit dem Dichter als ein in seiner Tiefe nie ganz ausdeutbares Ereignis wie ein Mythos weiterlebt, während man auch immer wieder dem Gespräche nachsann, das er dem berühmten Schriftsteller des 18. Jahrhunderts widmete, so hat die Unterredung mit dem Manne, welchen unsere Klassiker und Romantiker als den großen deutschen Geschichtschreiber verehrten, noch nicht die gebührende Beachtung gefunden. Der Grund hierfür liegt einmal in dem Mangel eines Bildes der bedeutenden Erscheinung Müllers überhaupt, und dann im besonderen in der Tatsache, daß der als Historiograph in preußischen Diensten tätige und mit der Kriegspartei verbundene Schweizer dem Kaiser so rettungslos verfiel. Heute, da Müllers Stern langsam wieder aufsteigt, wird sein vielberufener Verrat in neuem Lichte erscheinen. Je mehr man die Quellen aufsucht, anstatt sich mit den überkommenen Vorstellungen zu begnügen, wird man von dem sinnträchtigen Zauber, der von diesem einzigartigen Historiker ausgeht, wieder angezogen werden.

Nach der Niederlage von Jena und Auerstedt flüchtete der preußische Hof nach Tilsit. Müller blieb wie gelähmt in Berlin zurück. Schon längst hatten ihn apokalyptische Ahnungen befallen. Aber auf diesen Ausgang war er nicht gefaßt gewesen. Jetzt schien ihm durch Napoleon eine alte, morsche Welt bei der bloßen Anrührung zusammengebrochen zu sein und ein völlig neuer Abschnitt der Universalgeschichte zu beginnen. Zum

Bleiben ermunterte ihn auch Alexander v. Humboldt, sein Gartennachbar am Schiffbauerdamm. Die beiden berühmten Gelehrten wurden von den Franzosen mit gesuchter Aufmerksamkeit behandelt: man verschonte ihre Häuser mit der Einquartierung und lud sie meistens zusammen ein. Maret, der damalige Minister-Staatssekretär und spätere Herzog von Bassano, war es, der, durch Humboldt genauer unterrichtet, dem Kaiser von Müller erzählte und ihm nahegelegt haben mag, den erlauchten Geschichtschreiber zu gewinnen.

Die Audienz fand am 20. November 1806 abends 7 Uhr statt. Wir besitzen einen klassischen Bericht in einem Briefe Müllers an seinen Bruder Johann Georg in Schaffhausen (vom 25. November 1806: Johannes v. Müller, 'Sämtliche Werke', Tübingen 1811—1819, 7, 243f.). Maret stellte vor. Napoleon saß auf einem Sofa. Wenige Personen, die Müller nicht kannte, standen entfernt im Zimmer. „Der Kaiser", heißt es dann, „fing an von der 'Geschichte der Schweiz' zu sprechen: daß ich sie vollenden soll; daß auch die spätern Zeiten ihr Interesse haben. Er kam auf das Vermittlungswerk, gab sehr guten Willen zu erkennen, wenn wir nur uns in nichts Fremdes mischen und im Innern ruhig bleiben. Wir gingen von der schweizerischen auf die altgriechische Verfassung und Geschichte über, auf die Theorie der Verfassungen, auf die gänzliche Verschiedenheit der asiatischen (und derselben Ursachen im Klima, der Polygamie u. a.), die entgegengesetzten Charaktere der Araber (welche der Kaiser sehr rühmte) und der tartarischen Stämme (welches auf die für alle Zivilisation immer von jener Seite zu besorgenden Einfälle — und auf die Notwendigkeit einer Vormauer führte —); von dem eigentlichen Werte der europäischen Kultur (nie größere Freiheit, Sicherheit des Eigentums, Humanität, überhaupt schönere Zeiten, als seit dem XV. Jahrhundert); alsdann, wie alles verkettet und in der unerforschlichen Leitung einer unsichtbaren Hand ist, und er selbst groß geworden durch seine Feinde; von der großen Völkerföderation, deren Idee nicht Heinrich IV. gehabt; von dem Grund aller Religion und ihrer Notwendigkeit; daß der Mensch für vollkommen klare Wahrheit wohl nicht gemacht ist, und bedarf, in Ordnung gehalten zu

werden; von der Möglichkeit eines gleichwohl glücklichern Zustandes, wenn die vielen Fehden aufhörten, welche durch allzu verwickelte Verfassungen (dergleichen die teutsche) und unerträgliche Belastung der Staaten durch die übergroßen Armeen veranlaßt worden. Es ist noch sehr viel und in der Tat über fast alle Länder und Nationen gesprochen worden. Der Kaiser sprach anfangs wie gewöhnlich; je interessanter aber die Unterhaltung wurde, immer leiser, so daß ich mich ganz bis an sein Gesicht bücken mußte, und kein Mensch verstanden haben kann, was er sagte (wie ich denn auch Verschiedenes nie sagen werde). Ich widersprach bisweilen, und er ging in die Discussion ein."

Der Eindruck auf Müller war gewaltig. Unwillkürlich mußte er an das große Ereignis seines Lebens denken, an jenen Tag, als er, freilich weniger ehrenvoll, vor dem greisen Friedrich dem Großen stand. Er fand Napoleon gründlicher und umfassender. Auch Friedrich hatte sich mit dem Geschichtschreiber über historische Dinge unterhalten; aber es waren überlegene Fragen eines kundigen Liebhabers an einen jungen Gelehrten gewesen, der ihm überdies nicht sonderlich gefiel. Napoleon bezauberte Müller vor allem dadurch, daß er ihn auf eine unfaßbare Weise gelten ließ. Es ist dasselbe, was später Goethe und Wieland fast mit den gleichen Worten gestanden, empfunden zu haben: die tiefe Heiterkeit und naturhafte Ruhe, mit der inmitten unerhörter Kriegswirren der Sieger mit ihnen sprach, als gehöre er in diesem Augenblicke ganz zu ihnen und ihrem Geiste. Bei Müller kam noch hinzu, daß er auf seinem eigensten Gebiete mit einer Fülle weittragender Kenntnisse und Blicke überrascht wurde. Zweifellos hat der Kaiser den Schweizer, seine erste große Eroberung im geistigen Deutschland, mit der ganzen Wucht seiner Geschichtseinsichten überfallen und zugleich das Beste aus ihm herausgeholt. Das Gespräch muß sich nach dem vorliegenden Berichte mit hinreißender Lebhaftigkeit zu den erschöpfendsten Fragen entwickelt haben. Alle die geschichtlichen Themen, die später Napoleon mit Goethe und Wieland erörtert hat, sind hier schon besprochen worden, so die Frage nach dem glücklichsten Zeitalter der Menschheit, als welches Müller, wie der Kanzler Friedrich v. Müller in seinen 'Erinnerungen'

wissen will, die Regierung der Antonine erklärte; die Auffassung des Christentums als eines Widerschlags des griechischen gegen den römischen Geist, ein Gedanke, der nach Talleyrands Aufzeichnungen Müller geradezu sprachlos machte; das abfällige Urteil Napoleons über Tacitus; die Betonung der wichtigsten Ereignisse in Cäsars Laufbahn. Der Kaiser hat sich denn auch in Erfurt und Weimar gern auf Müller berufen, und Goethe wie Wieland versäumten nicht, den berühmten Namen in die Unterhaltung einzuflechten. Die Darstellung Talleyrands freilich, wonach Wieland auf die Frage Napoleons zugegeben habe, das absprechende Urteil über Tacitus bereits von Müller erfahren zu haben, ist stark zu bezweifeln.

Napoleon vermied es, die brennende Lage des Augenblicks zu berühren, wenn auch die ungeheuern Geschehnisse noch in den geistigsten Fragen nachzitterten. Müller versichert in einem Briefe an Perthes ('Beiträge zur Geschichte Deutschlands in den Jahren 1805—1809. Veröffentlicht durch den Herausgeber der „Briefe an Johann von Müller"', Schaffhausen 1843, S. 50.), daß der König, die Königin, Preußen und auch sein eigenes Schicksal mit keiner Silbe erwähnt wurden. Nur die Bemerkung des Kaisers, er sei groß geworden durch seine Feinde, fiel offenbar in einem bedeutenden Zusammenhange. Das „Mes ennemis m'ont rendu grand" blieb Müller im Ohr; er führt das Wort ein Jahr später in einem Briefe an Wachler an (3. Oktober 1807: 'Sämtliche Werke', 27, 362.). Im übrigen liebte er es, über die Unterredung ein vielsagendes Schweigen zu breiten. Außer dem treuen und verschwiegenen Bruder hat er niemanden tiefer eingeweiht. Wir besitzen eine längere Äußerung nur noch in einem Briefe an Böttiger (18. Dezember 1806: Ludwig Geiger, 'Aus dem alten Berlin', 'Vossische Zeitung', 1897, Nr. 316), den berüchtigten Nachrichtensammler und Zwischenträger jenes Jahrzehnts, der sich schon länger mit Müller vertraut gemacht hatte und nun, sehr geschickt auf eine Zeitungsnotiz anspielend, versuchte, ihm Weiteres zu entlocken. Es ist bezeichnend, wie Müller, sonst jederzeit leicht bestimmbar, widerstand. Er erzählt in allgemeinen Wendungen, zum Teil mit denselben Worten wie dem Bruder, von der Audienz, fügt

aber hinzu, er habe weder etwas davon aufgezeichnet noch zusammenhängend erzählt. Einiges werde er nie sagen; denn, so begründet er, der Kaiser „sprach so leise, daß nur ich ihn verstehen konnte. Wie sollte ich nun es mißbrauchen, wenn er da offen sein wollte!"

Dementsprechend hat er sich verhalten. In seiner unsicheren Lage erschien es ja überhaupt ratsam, sich zunächst möglichst wenig mitzuteilen. Eine der ersten Äußerungen ist an Friederike Brun gerichtet, die Freundin Bonstettens, und wahrscheinlich für diesen bestimmt; denn die Frau von Staël hatte es durch ihre unleidliche Einmischerei in geistige Vorgänge fertiggebracht, die durch Veröffentlichung der Jugendbriefe bereits ein deutsches Besitztum gewordene Freundschaft des Geschichtschreibers der Schweiz mit dem Berner Patrizier empfindlich zu stören. Dieser Brief ('Sämtliche Werke', 15, 178) war nach Jahren wieder die erste Annäherung, und es heißt darin kurz und bündig: „L'Empereur lui-même m'a fait appeler et s'est entretenu avec moi sur tout ce qu'il y a de plus grand dans l'histoire et des questions politiques; je l'ai admiré, je n'ai pu que l'aimer" (24. Januar 1807). Im Sommer darauf schrieb dann Müller dem Freunde selbst in einem langen Briefe (ebenda S. 183): „Je l'ai vu, j'ai été chez Lui pendant une heure et demie, il parla de toute l'histoire, de tous les gouvernemens, il ne disoit que des résultats, il étoit permis de les contester, et pas honteux de se rendre à des explications ultérieures." Auch hier hebt er den erhaben-heiteren Freimut seines Gedankenaustausches mit dem Kaiser hervor. Später sei ihm noch manches eingefallen, das er gern in dem Gespräche angebracht hätte. „En un mot (qui ne l'a pas vu, et qui ne me connoit pas, ne le croira point, mais vous le concevrez), je ne pus quitter cet homme unique sans l'aimer extrêmement; car la simplicité de sa grandeur, cette cordialité, cette bonté qu'il manifestoit, m'avait conquis."

In dieser Weise erzählte er die Unterredung einer Reihe von Freunden, dieselben Dinge mit immer neuen Worten umschreibend. An v. Hammer: „So geschah, daß Kaiser Napoleon mich unversehens rufen ließ; ich war anderthalb un-

vergeßliche Stunden bei ihm; ich kann dir sagen, eine mannigfaltigere Unterredung nie gehabt zu haben; die Ausdehnung seiner Kenntnisse und die Bestimmtheit seiner Resultate, und eine Art Gemütlichkeit, welche er hatte, machten diese Zeit mir zu einem Augenblick" (30. September 1807: 'Sämtliche Werke', 18, 26 f.). An Hormayr: „Sie werden gelesen haben, daß der Kaiser mich mit einer langen Unterredung beehrte. Sie war in der Tat höchst interessant und gemacht, von seinen umfassenden Kenntnissen und seinen tiefen Blicken mir einen hohen Begriff beizubringen; dabei kann ich das Natürliche, ich möchte sagen Trauliche der Art und des Tones nicht unbemerkt lassen" ('Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst', 1816, S. 475). Nicht mehr besagen auch schon die ersten verhaltenen Andeutungen kurz nach der Begegnung, so an Bertuch: „Dann ließ der Kaiser mich rufen, und nie werde ich die höchst interessante und mehr als gnädige anderthalbstündige Unterredung vergessen" (6. Dezember 1806: 'Im neuen Reich', 1881, 2, S. 625), und am gleichen Tage an Cotta ('Briefe an Cotta. Das Zeitalter Goethes und Napoleons 1794—1815', hersg. von Maria Fehling, Stuttgart und Berlin, 1925, S. 145): „Kaiser Napoleon hat mich mit einer ewig unvergeßlichen anderthalbstündigen Unterhaltung beehrt und war zufrieden, sowie anderseits ich hingerissen." Das einzige, was sich Müller bei seinen Berichten noch mitunter erlaubt, ist eine Aufhöhung in der Art, wie er in seiner Geschichtschreibung heroische Ereignisse darzustellen liebte. „Der Fürst des Zeitalters", schreibt er an Morgenstern, „hat selbst und aufs humanste mit mir gesprochen, und ich habe den unerhörten Reichtum seiner Ideen mit Erstaunen gesehen" (19. September 1807: 'Altpreußische Monatsschrift' 28, 1891/92, 135). Ganz stark monumentalisiert er gegenüber Windischmann: „In der Tat ist nicht möglich, einen Gelehrten ehrenvoller und freundlicher zu behandeln als mich der Kaiser in jener langen Unterredung, und vor und nach derselben die Ersten seines Gefolges und die obersten Behörden. Weder der Kaiser hat auch nur Ein Wort wider die bisherigen Verhältnisse gegen mich ausgesprochen, noch irgend jemand mir etwas zugemutet, was mit irgend-

einer älteren Pflicht gestritten hätte. Man schien mich wie so einen der Alten zu betrachten, der nur in und für die Nachwelt lebt; nie ist die Würde der Geschichtschreiberei besser geehrt worden als von dem, der den reichsten Stoff dazu gibt" (6. März 1807: 'Sämtliche Werke', 17, 437).

Hier wird auf etwas hingedeutet, wovon die Fama, wie Böttiger ('Briefe an Johann v. Müller', herausgegeben von Maurer-Constant, Schaffhausen 1839, 1, 432) melden konnte, sprach und was Talleyrand in seinen Memoiren als Tatsache ausspricht, nämlich daß der Kaiser Müller aufgefordert habe, seine Geschichte zu schreiben. Wie dem auch sei, Napoleon traf ihn hierin nicht unvorbereitet; denn wir finden in einem Briefe an Zimmermann vom 18. November 1806, das wäre also zwei Tage vor der Unterredung geschrieben, folgende merkwürdige ahnungsvolle Auslassung: „Es hat sich noch nicht gezeigt, ob ich hier bleiben oder wie und wo anders ich hingehen soll. Aber überall gedenke ich mich selbst mitzunehmen: so daß, wenn ich Napoleons Zeitalter beschreiben oder über ein Archiv oder eine Bibliothek oder ein Ländchen gesetzt werden sollte, alles mit derjenigen Treue und Wahrheit geschehen wird, welche man dem schuldig ist, dem einmal gegeben ward, über die Welt zu herrschen" (Archenholz, 'Minerva' 1809, 3, 31 f.).

Soweit die Zeugnisse, die Müller uns über seine Unterredung mit Napoleon an die Hand gibt. Außerdem aber sind nun noch einige Einzelzüge überliefert, die andere aus seinem Munde gehört haben. Es ist als sicher anzunehmen, daß er Vertrauten wie z. B. dem Freunde Alexander v. Humboldt sein Erlebnis mit dem Kaiser erzählte und daß in seinen verschiedenen Freundeskreisen manches von Mund zu Mund berichtet wurde. So hat Fernow ein Gespräch mit Goethe aufgezeichnet, in welchem der Dichter sich auf die Frage Napoleons an „den berühmten Johannes Müller" bezog, „ob denn Weimar auch in Deutschland selbst wegen seiner höheren Bildung in demselben Ansehen stehe wie bei den französischen Gelehrten?" ('Goethes Gespräche', herausgegeben von Biedermann, Leipzig 1909, 1, 462). Daß der Kaiser Müller derart über die geistigen Strömungen in Deutschland ausgefragt habe, hat viel innere Wahrscheinlichkeit

für sich. Ausführlich muß sich dann Müller des öfteren in kleiner angeregter Gesellschaft, wo er, zumal wenn ihn der Wein beschwingte, durch kühne, geistreiche Gespräche zu glänzen pflegte, über die Audienz geäußert haben. Eine solche Gelegenheit erlebte Varnhagen und vermerkt darüber in seinen 'Denkwürdigkeiten': „Unter den Gegenständen des Gesprächs, erzählte Müller, kam auch Cäsar vor, in dessen Lob Napoleon eifrig einstimmte. Müller bemerkte dem Kaiser, es sei zweifelhaft, welchen Gebrauch Cäsar, wenn er nicht durch Meuchelmord umgekommen wäre, von seiner errungenen Obergewalt zunächst würde gemacht haben; einige Andeutungen gingen darauf, daß er das Innere der Republik neu anordnen wollen, andere hingegen, daß er die Parther zu bekriegen im Sinne gehabt. Bis dahin hatte der Kaiser ruhig zugehört, dann aber sogleich rasch ausgerufen: 'Il aurait fait la guerre aux Parthes!' und die Worte mehrmals heftig wiederholt“ ('Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften', Mannheim 1838, 3, 9f.). Ein Bericht, zu lebendig und prägnant, um Zweifel an seiner Glaubwürdigkeit aufkommen zu lassen.

Es mögen durchaus noch Züge dieser Art von einigen der vielen Zeitgenossen, mit denen Müller in Berührung kam, festgehalten und an abgelegenen Stellen, namentlich in verborgenen Briefschaften, aufbewahrt sein. Wir dürfen hier aus den Beständen des Goethe- und Schiller-Archivs zu Weimar ein wertvolles Zeugnis beifügen aus einem Briefe des Göttinger Geschichtsprofessors Sartorius an Goethe, ohne Datum, aber unschwer auf den März 1808 anzusetzen.

„Die Gelegenheit, die sich mir anbietet, durch Herrn v. Stackelberg, aus Rußland, der nach Weimar, Dresden, dann nach Italien reist, Ihnen, mein verehrtester Gönner und Freund, ein Zeichen des Lebens zu geben, ergreife ich gern und lege ein Buch bey, welches ich bitte gütig aufzunehmen.

„Wie gern käme ich zu Ihnen, mit welchem Verlangen sehne ich mich nach Weimar! Allein hier sind tausend Schwierigkeiten, die auch der beßte Wille nicht zu übersteigen vermag. Vor allem andern fehlt es an Geld, denn ich habe so eben 1000 Thaler

dem Kaiser des Occidents bezahlen müssen. Es sieht hier sehr Westphälisch aus, das heißt kümmerlich und arm. Sie haben Einen Sturm [er]lebt, hier aber wird systematisch alles westphälisirt.

„Die Studenten-Possen haben mir doch viel Freude gewährt. Müller kam von Cassel herüber und ich habe ihn täglich gesehen. Seine Schicksale sind über alle Maßen wunderbar. Er erzählt gern und alles, sein kindlich Gemüth hat er bey allen Gelegenheiten keinen Augenblick verläugnet. Als er den Kaiser zum ersten Mahle sprach, zog ihn dieser mit seinen zwölf Bänden Schweizer-Geschichte in Folio auf, und meinte, da er erst bis ins funfzehnte Jahrhundert gekommen, so müße er noch zwölf Bände schreiben. Als ihm aber Müller bemerkte, daß der Französische Übersetzer das Buch so ausgedehnt habe, und daß im Deutschen nur vier Bände in Octav erschienen wären, und er hoffe, mit zweyen, die er noch hinzuzufügen gedenke, zu Ende zu seyn; so antwortete der Kaiser: 'Wie, zwey Bände und noch all die bürgerlichen und religiösen Unruhen zu beschreiben!' 'O', versetzte Müller, 'Ihre Majestät werden zugeben, daß Kriege, die kaum tausend Mann gekostet, nicht werth sind, daß man lange dabey verweile.' Solche Antwort mag der Cäsar wohl; weh dem, der sich zuerst verblüffen läßt! Jetzt änderte er auf einmahl sein ganzes Wesen, und laut wie er zuvor in Gegenwart all der Großen mit Müller gesprochen, redete er nun leise über Politik und Geschichte der alten, der mittlern, der neuen und neuesten Zeit fünfviertel Stunden lang. Müller sagt, es seyen die interessantesten seines Lebens.

„Doch ich fühle wohl, man muß ihn selbst erzählen hören, auch ist manches, was einem Briefe nicht wohl anzuvertrauen steht. Als Müller nach Tübingen auf dem Weg war, traf ihn ein Courier aus Fontainebleau, nach vielem vergeblichen Suchen, zu Frankfurt, und brachte ihm den Befehl, sogleich nach dem ersten Orte abzureisen. Das größte Übel war wohl, daß der Courier so in Deutschland lange umhergeeilt war, ohne Müller zu finden, so daß, als Müller in Fontainebleau ankam, der Kaiser bereits nach Italien abgegangen war. Zu solchem Posten, als ihm der Kaiser zugedacht, fühlte er sich nicht ge-

eignet, aber Vorstellungen wollte dort niemand annehmen; denn der Kaiser hatte gesprochen, und es so gewollt. Müller hat jetzt eine ganz glückliche äußere Lage, die ihm um so wohler thut, da er meist mit den Finanzen etwas verwirrt war. Aber seine Sehnsucht nach einer ganz literärischen Muße ist doch groß; der Kaiser hat ihm sein Wohlwollen nicht entzogen, und vielleicht erscheint er bald auf einem andern Theater.

„Ich brauche nicht zu sagen, daß dieß alles nicht geeignet ist, weiter mitgetheilt zu werden. Allein Sie ehren und lieben Müller, und haben seinen Schicksalen in der Ferne nicht ohne Antheil gefolgt. Vieles habe ich sonst noch zu sagen, aber man muß dieß auf mündliche Unterredung versparen. Der Sommer soll nicht zu Ende gehen, ohne daß ich bey Ihnen vorgesprochen habe. So hoffe und wünsche ich wenigstens, aber freylich, was sind in diesen Zeiten alle Plane, die über den Tag hinausgehen?

„Mich würde es recht freuen, ein Wort von Ihnen, von Ihrer so theueren Gesundheit zu hören.

Sartorius."

Das Wichtige an diesem Briefe ist die Vergegenwärtigung der Heiterkeit, die das Gespräch Napoleons mit Müller beherrschte und die dieser in seinen Berichten nicht müde wird zu erwähnen. So bezaubernd wie die Unterredung endete, indem Napoleon dem Gaste zu Ehren einen schweizerischen Kuhreigen aufspielen ließ, so anmutig begann sie auch, indem er den berühmten Gelehrten schalkhaft neckte, der wiederum unbefangen und geistreich genug war, darauf zu antworten. Es wird aber auch angedeutet, welch gefährliche Spannungen, besonders im Anfang, sich unter dem heiteren Hin und Her verbargen.

Bedeutsam ist ferner, was der Brief über das Verhältnis Goethes zu Johannes v. Müller aussagt. „Sie ehren und lieben Müller." Goethe hatte ihn schon lange als eine wichtige Erscheinung in der deutschen Literatur hochgeschätzt; aber seit der Begegnung mit Napoleon war ihm Müller ein Gegenstand unmittelbarster Teilnahme geworden. Goethe billigte, ja bewunderte Müllers Haltung; sie entsprach seiner Gesinnung vollkommen, und er hat seinem Beifall öffentlich Ausdruck gegeben

durch eine Verdeutschung jener verrufenen Rede 'De la gloire de Frédéric', die Müller am Friedrichstage der Akademie für die Franzosen hielt. Über des Freundes weiteres Ergehen ließ er sich ständig berichten. In Kassel, wo Müller als hoher Würdenträger des Königreiches Westfalen sein Leben unselig beschloß, war Graf Reinhard der Gewährsmann, der später in Weimar noch mündlich ausführlich über das Ende erzählen mußte. Die vor einigen Jahren bereits veröffentlichte Antwort Goethes auf den Brief von Sartorius ('Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft', 1 [1914], S. 115) ist bezeichnend genug. Müller, so schrieb er zu der Napoleonszene, sei eine Natur, dergleichen nicht wieder zum Vorschein kommen werde, wie denn seine Art von Bildung für künftige Zeiten unmöglich sei.

Der Schreiber des Briefes, der von dem Dichter geschätzte und geförderte Historiker Georg Sartorius ('Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft', 15 [1929], 3 ff.), verdankte ihm wahrscheinlich auch die erste Bekanntschaft mit Müller; denn Goethe gab für die Studienreise, auf der Sartorius den Gelehrten in Wien aufsuchte, eine Reihe Empfehlungen mit und erhielt in einem Briefe vom 1. Juni 1803 folgenden Bericht (Goethe- und Schiller-Archiv):

„Von allen Menschen, die ich hier kennen gelernt habe, ist der Schweizer Johannes Müller mir am werthesten und liebsten geworden. Daß ich in meinen Leiden hier nicht gänzlich zu Grunde gegangen bin, das verdanke ich ihm. Dieser vortreffliche Mann hat, bey einem unermeßlichen Schatz von Kenntnissen und Gelehrsamkeit, eine so reine Ansicht der Dinge beybehalten, und ein so hohes Gefühl für alles Ideale, daß man viele Belehrung, eine seltene Erhebung des Gemüths und vieles Entzücken in seinem Umgange verspürt. Herr Gries hatte mir zufällig hierher ein kleines Lied von Ihnen: 'Trost in Thränen' zugeschickt. Da der Eidgenoß eben hinzukam, so theilte ich es ihm mit, und ich wünschte, Sie hätten Zeuge von dem Eindruck seyn können, den dieß kleine Lied auf den vortrefflichen Mann gemacht hat. Warum sollte ich Ihnen dieß nicht sagen? Werden doch die Gedichte nicht mehr mündlich einem auserwählten Theile vorgetragen, und wie soll der Dichter, indem er sein Lied

der todten Presse übergibt, sonst erfahren, daß er der glückliche Interpret unserer geheimsten Regungen geworden ist?"

In den Tagen der Franzosenherrschaft fühlte sich Sartorius dem Weimarer Freunde besonders nahe und ließ sich von ihm beraten. Er hatte das Unheil kommen sehen, als er das erstemal die französischen Soldaten erblickte, und traf sich jetzt in seinen Gedanken mit dem verehrten Meister.

Müller seinerseits hatte dem Göttinger Historiker durch eine Rezension seiner 'Geschichte des Hanseatischen Bundes' zu Ansehen verholfen, der ersten jener vielbeachteten Ths-Rezensionen, die er unter den Auspizien Goethes in der neuen 'Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung' veröffentlichte.

Die „Studenten-Possen" weisen auf die wegen des Verbots von Abzeichen und Verbindungen unter den Göttinger Studenten im März 1808 ausgebrochenen Unruhen. Müller, damals Generaldirektor des Unterrichts im Königreiche Westfalen, nannte sie „Auftritte des Faustrechts und der sinnlosesten Roheit", und da diese ungestümen Wirren unter den damaligen Umständen leicht die Existenz der gesamten Universität in Frage stellen konnten, so reiste er nach Göttingen, um persönlich Ruhe zu stiften. Es war zugleich ein Anlaß, nach drückenden Staatsgeschäften wieder einmal unter Gelehrten zu weilen, und Müller, der von den bedrohten Universitäten als ihr einziger Retter betrachtet wurde und für jede Art Ehrung höchst empfänglich war, wird in den wenigen Tagen des geistigen Austauschs sehr gehoben gewesen sein, wobei er denn die von Sartorius berichtete Szene erzählt haben mag.

Sieben unbekannte Briefe des Grafen Reinhard an Goethe

Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs

Mitgeteilt von Max Schaumburg (Weimar)

Für die Beziehungen Reinhards zu Goethe kommen an zusammenhängenden Darstellungen in der Hauptsache zwei in Betracht: der Briefwechsel Reinhards mit dem Dichter, den im Jahre 1850 im Auftrag der Familien Goethe und Reinhard der Sohn Reinhards herausgab, und die Biographie des Grafen Reinhard von Wilhelm Lang, die 1896 erschienen ist. Diese, fast ausschließlich aus Handschriften schöpfend, ist nach Anlage und Darstellung, in den mit reichen Einzelzügen belebten biographischen Teilen sowohl wie in der psychologischen Durchdringung des Stoffes eine eindrucksvolle Würdigung des Dargestellten; der Briefwechsel dagegen — unvollständig im Material, wenig zuverlässig in einzelnen Datierungen, in der schlichten Aneinanderreihung der beiderseitigen Briefe — nach der vorliegenden Form keine einwandfreie Quelle wissenschaftlicher Forschung. Die Berichtigung und Ergänzung des Goethischen Anteils hat inzwischen die Weimarer Ausgabe vorgenommen, die Lücken des Reinhardschen Materials sind neuerdings durch neun bisher unbekannte Briefe aus den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs zum großen Teil geschlossen worden. Von ihnen wurden zwei, in den Jahren 1819 und 1820 aus Frankfurt geschrieben, in der Festschrift 'Vimariensia für Max Hecker', die zum 60. Geburtstag (6. April 1930) des Herausgebers des 'Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft' erschien, veröffentlicht, die Mitteilung der übrigen sieben geschieht auf den folgenden Seiten.

Von der Zeit des Beginns der persönlichen Bekanntschaft Reinhards mit Goethe in Karlsbad 1807, über Kassel und Frankfurt führen sie durch dreiundzwanzig Jahre bis zur Julirevolution 1830 und bieten auch in dieser kleinen Auswahl das typische Bild einer Freundschaft, die, in reifen Mannesjahren geschlossen, in Leben und Lehren, Denken und Urteil, in Neigung und Ablehnung, zwei gleichgestimmte Seelen einte. Auf verschiedenen Wegen freilich waren sie zu dieser Übereinstimmung gelangt. Beide zwar in ihren Anfängen begeisterte Jünger Rousseaus und Freiheitskünder: Goethe in seinen genialischen Jugend-

dramen, Reinhard als leidenschaftlicher Verfechter der Umwälzung von Staat und Gesellschaft. Ihn trieben diese politischen Ideale der französischen Revolution in die Arme und hielten ihn fürs Leben fest: ein tätiges Wirken nach außen im Geiste tiefer Sittlichkeit, im Dienste des Fortschritts der Menschheit. Einer solchen praktischen Tätigkeit an der Welt hatte Goethe inzwischen entsagt. Aus dem großen Freiheitsrufer der Siebziger Jahre war im Zeitalter Napoleons und der Freiheitskriege der große Weise geworden, für den die Ereignisse der Welt, mochten sie sich noch so revolutionär gebärden, belanglos schienen im Vergleich zum Leben im Geiste. Und das dichterische Ergebnis dieser Periode der reinen Welt-Betrachtung ist der 'West-östliche Divan'. Es war die Flucht in den „reinen Osten" aus dem chaotischen Zustand westlicher Kultur. Goethe sendet dem Freunde die ersten Fragmente der Dichtung an den Main: dieser erfreut sich ihres Genusses in glücklichen Stunden der Muße, die er sich als Ausgleich seiner oft stürmischen öffentlichen Wirksamkeit für Wochen und Monate durch sein ganzes Leben zu schaffen gewußt hatte. Ihrem Schöpfer bedeutete dieser Geist der „intellektuellen Anschauung" dem Leben gegenüber das Letzte und Tiefste, Reinhard blieb bis ans Ende dem tätigen Leben zugeneigt: der letzte Brief dieser kleinen Sammlung aus dem Jahre 1830 war kaum geschrieben, als die Julirevolution ihn aus seiner ländlichen Beschaulichkeit riß und er siebzigjährig noch einmal ins aktive politische Wirken zurückkehrte.

Erster Brief:

[Karlsbad, 31. Mai 1807.]

Ich hatte, um den Bordeaux, den meine Prager Wirtinn mir versagte, zu ersezen, einige Bouteillen Burgunder einpaken lassen, der mir zwar alt und ächt scheint, aber doch meinem Magen weniger zu sagt als der portugiesische Wein. Wollen Sie mir erlauben, Herr Geheimer Rat, meine kleine Provision mit Ihnen zu theilen? Ich hoffe Sie wollen es, weil ich mir nichts entziehe und weil ich auf der Wein-Liste des gräflichen Wirts noch keinen Burgunder gesehn habe.

Mit inniger Verehrung

Reinhard.

Goethes Tagebuch erwähnt Reinhard zuerst am 29. Mai 1807: „Besuch vom Residenten Reinhard, Schilderung von Jassy, der Lebensart, Bauart daselbst u. s. w." Am folgenden Tag trafen sich Goethe und R. morgens am Neubrunnen, und noch vor Tisch erwiderte Goethe R.s Besuch. Am 31. verzeichnet das Tagebuch: „Über Tisch Burgunder von

Reinhard." — Der gräfliche Wirt: Graf Bolza, Besitzer von R.s Quartier „Zum goldnen Schild" (vgl. 'An Silvie von Ziegesar, Karlsbad zum 21. Juni 1808', Werke 4, 236, Vers 42).

Zweiter Brief:

Cölln, d. 24sten Dezember 1807.

Wenige Tage vor meiner Abreise aus Paris erhielt ich, mein hochverehrter Freund, Ihren Brief vom 16ten November. Ich hatte damals bereits den Zwek meiner Reise erreicht, und wurde nur noch durch ein Geschäft zurükgehalten, nach dessen Beendigung mir kaum noch zwei Tage für Abschiedsbesuche und Reise-Anstalten blieben. Den zehnten bin ich hier angekommen. Ich habe meine Frau in erträglichem, meine Kinder im besten Wohlseyn getroffen. Ich habe Falkenlust in Augenschein genommen, und selbst in dieser winterlichen Jahrszeit bin ich von dem Reiz seiner herrlichen Lage hingerissen worden. Es ist ein ehmaliges Jagdschlos des Kur-Fürsten von Cölln, vor etwa 60 Jahren erbaut, am Ausgang eines dazugehörigen Busches, eine Viertelstunde vom Park des Brüler Schlosses gelegen, mit der Aussicht links auf Cölln, rechts auf eine sehr malerische Hügel-Kette, gerade vorwärts auf den Rhein, auf Bonn und das Siebengebürge, dem jene Hügel entgegenlaufen. Noch von einem andern Flek, dessen Lage als Einzig gerümt wird, bin ich Mit-Eigenthümer geworden. Es ist der Apollinaris-Berg zwischen Bonn und Coblenz. Vormals ein Wallfarts-Ort mit einer Kirche, deren Erhaltung mein schlauer Geschäftsfürer den umliegenden Ortschaften, um ihre Konkurrenz zu vermeiden, so förmlich zusagte, daß ich, gern oder ungern, werde Wort halten müssen. Der Heilige Apollinaris nemlich war im Gefolge der Gebeine der heiligen drei Könige von Mailand hergekommen, und wie er in seiner Barke den Rhein herabschwamm, seis weil er Sinn für schöne Aussichten hatte, oder weil er sich vor den 11 000 Jungfraun scheute, denen er in der heiligen Stadt Cölln solte beigestellt werden, kurz die Barke machte Halt am Fusse des Berges, und da sie nicht mehr aus der Stelle gebracht werden konnte, errieth man die Absicht des Heiligen, und begrub seine Gebeine auf dem Berge, der von ihm seinen Namen erhielt.

Eine Kapelle wurde drübergebaut, ein Prieuré daneben, und 60 oder 70 Morgen Landes lieferten Rheinwein für den Dienst des Heiligen und der Mönche. Von diesem allem ist nun die Hälfte mein. Es wird von mir abhangen, ein Gnadenbild aufzustellen und der Stifter einer neuen, frommen Andacht zu werden. Meine Frau schlägt unsern Freund F.[riedrich] Schlegel zum Kaplan vor, dem sie, ich weis noch nicht ob mit Verläumdung oder mit Warheit nachsagt, daß er an die Ächtheit der Reliquien der drei Könige aus Mohrenland glaube; und von dem ich, um nicht aus dem Zusammenhang zu kommen, Sie sogleich unterhalten will. Er ist in den lezten drei Monaten beinahe der Einzige Gesellschafter meiner Frau gewesen, und hat sie mit seinen Kenntnissen, Meinungen und Prätensionen zuweilen harmonisch, zuweilen unsanft angeregt. Übersezungen aus dem Samskrit sind seit einiger Zeit seine Haupt-Beschäftigung gewesen; für eine Verbesserung seiner sehr beschränkten Glüksumstände ist noch keine nahe Aussicht. Meine Frau hatte auf seine Bitte diese Angelegenheit der Frau von Wolzogen empfolen, ohne damals noch zu wissen, wie sehr sie dadurch die Grosmut dieser Dame in Anspruch näme. Wie dem sei; ich theile mit ihr den Wunsch einer sorgenfreieren Existenz für diesen Mann, die, wie mir scheint, allein fähig seyn wird, das schwankende seines Karakters und seiner Ansichten vestzustellen.

Ich habe hier die Bekanntschaft noch eines andern Mannes gemacht, für den Sie sich interessiren; es ist der Maler Hof[f]mann. Ich habe die Skizzen seiner Preis-Stüke gesehn, und ich hätte den Flus-Göttern in Augias Stalle, wie Sie, den Preis zuerkannt. Ob sein Paris und Helena eben so glüklich seyn werde, weis ich nicht. Paris steht da, wie ein schlechter französischer Schauspieler, und Helena, im gemeinen Ausdruk des Zorns und der Überraschung, hebt den Schleier, den sie müste fallen lassen. Aber die symbolischen Andeutungen sind gut. Man behauptet hier, daß jeder von H. gewonnene Preis eigentlich zweien gehöre, ihm nur für die Ausfürung, einem andern für die Idee. Dieser andre ist der Kanonikus Wallraff [Wallraf], ein sehr achtungswerther Mann, der mit rastloser Thätigkeit und mit einer sehr lobenswürdigen Kenntnis der Kunst und der Kunstgeschichte,

besonders der lokalen von Cölln, seit vielen Jahren Kunstschäze sammelt, und dadurch schon manches bedeutende Denkmal vom Untergang gerettet hat. Überhaupt hat die lezte Umwälzung aus Kirchen und Klöstern manches an den Tag gebracht, was auch Ihnen zu sehn erfreulich seyn würde; und insofern ich die Hofnung noch nicht aufgebe, daß irgend ein Ereignis Sie noch einmal in die Nähe des alten Rheins führen könne, fül' ich mich glüklich, ausser der Freude, die Sie durch einen Besuch uns Neophyten des Landlebens gewähren würden, Sie noch zu wirklichen Kunstgenüssen in unsrer Nähe einladen zu können. Ich habe hier Gemälde von nicht gemeinem Verdienst gesehn, die, wenn die historischen Merkmale ächt sind, lange vor Johann von Eyk, die Kunst, Farben und ihren Glanz zu verewigen, und den Styl einer vor-italiänischen Epoche zeigen.

Lassen Sie mich nun auf unsre besondre Angelegenheit übergehn. Ihre Nachricht von den Akyanobleponten hab' ich zu spät erhalten, um den angedeuteten Aufsaz noch in Paris lesen zu können, und bis hirher scheinen die Archives litt.[éraires] nicht zu kommen. Aber Ihre Idee, eine kleine Gegenschrift aufzusezen, ist vortreflich, und past ganz zu dem, worüber ich mit Vanderbourg übereingekommen bin. Ich habe diesem nemlich versprochen, von hier aus in einige Verbindung mit seiner Zeitschrift zu treten, besonders wenn es mir leicht werden solte, einige Verbindung mit der neuern deutschen Literatur selbst zu unterhalten. Jener Aufsaz, wodurch Sie Ihre Lehre wenigstens mittelbar selbst einführten, würde die glüklichste Veranlassung seyn, Ihr Werk, seinen Zwek und seinen Umfang anzukündigen, und mich zugleich von einer gewissen heiligen Scheu entbinden, die mich bis jezt zurükhielt, auf so schlüpfrigem Boden ohne Führer den ersten Schritt zu wagen. Von den optischen Mémoires ist mir, troz meinen Bemühungen, nichts weiter weder zu Gesicht noch zu Ohren gekommen; nur Wünschens Broschüre hab' ich in der Bibliothek des Instituts gefunden. Cuvier hat Ihr Buch gelesen, und hier haben Sie sein Urteil: il y a beaucoup de choses qu'on sait déja; mais il y a aussi beaucoup de choses neuves. Damit must' und wolt' ich mich begnügen; denn ich sah, daß diese Professor-Kälte nicht über den Gefrierpunkt zu

treiben wäre. Ich glaube Ihnen schon geschrieben zu haben, daß er gerade von den neusten deutschen Chemikern und Natur-Philosophen umlagert war, um daraus die Quintessenz für s. grossen Rapport sur les progrès des sciences dépuis vingt ans zu ziehn. Wie sich diese Quintessenz in der Quintessenz und im französischen Gefühle verflüchtigen wird, werden wir ja sehn, und wer weis, ob da nicht auch schon ein Tröpfchen Optik hineinfliest? Übrigens fand ich ihn einmal voll tiefen, und wie mirs scheint, nicht ungerechten Unwillens über Steffens, vor dessen neuster Schrift er da stand, wie vor einer unauflösbaren Hieroglyphe, und wo es ihn besonders beleidigte, daß St. einen Osten und einen Westen statuire, da doch ein Kind wisse, Ost und West seien nur relative Begriffe.

Wolzogens hab' ich oft, besonders in der ersten Epoche gesehn, wo Er und ich noch mehr Musse hatten. Ich erwarte aus Paris Nachricht ob sie ihren Entschlus, in der Mitte dieses Monats abzureisen, ausgeführt haben. Der Rükweg solte über Strasburg gehn; aber für künftigen Sommer ist mir die Aussicht auf ein neues Zusammentreffen geöfnet, und ich habe, auch um des ganzen Zusammenhangs mit Weimar willen, sie mit Freuden ergriffen. Freilich bis auf den Sommer sind noch sieben oder acht Monate, und für das Jahr 1808 sind uns wieder grosse Dinge verheissen, die auch nur im Vorbeistreifen unsre kleinen Plane so leicht zerstören können! Doch ich wenigstens, zusammengeschrumpft wie ich bin, hoffe noch so unterzutauchen, daß auch keiner der Haare des fliegenden Kometen mich erreichen könne. Aber für W.[olzogens] Gesundheit bin ich bange. Es scheint ein Wechsel von Wohl- und Übelbefinden in einem an sich sehr unbehaglichen und villeicht gefährlichen Zustand zu seyn. Was Sie mir von den Ihrigen sagen, hat mir wahre Freude gemacht. Glükliche Zerstreuung durch eine Welt, in der Sie Schöpfer seyn können! Werden Sie niemals ihr abtrünnig; auch sie wird Ihnen immer treu bleiben.

Um in die meinige einzuziehn, gedenk' ich nicht den Frühling abzuwarten. Noch ein Monat ungefehr wird hingehn für die nötigsten Einrichtungen. Aber so wie die Sonne milder wird, wie die Tage länger werden, sollen sich meine Blumen Zwiebeln in

die Erde senken, und die Fußwege durch meinen Busch sollen hergestellt werden, noch ehe die Blätter aus den Knospen brechen. Was mir in dieser Einsamkeit von Ihnen kommen wird, wird einen hellern Tag bezeichnen, und in die Einförmigkeit eines Lebens, das für mich das wünschenswerthere bleiben wird, eine höhere Würze legen. Mein Plan ist, daß der Garten mir zur Arbeit, das Kabinet zur Erholung werde; und noch einmal, in dieser Musse würd' ich mit Vorliebe mich durch Sie und mit Ihnen beschäftigen.

Meine Frau trägt mir auf, sie Ihnen und den Ihrigen bestens zu empfelen. Führen Sie doch bald den Vorsaz, die Archives betreffend, aus. Diese Zeitschrift scheint mir allerdings das beste Vehikel zu seyn, um weiter zu gelangen. Es bleibt meine Meinung, daß wir durch die Literatur ins Gebiet der Herrn von der Wissenschaft eindringen müssen. Glük zu den Feiertagen und Resignation zum neuen Jahre.

Ganz der Ihrige
Reinhard.

Meine Adresse ist entweder geradezu: M. R. Commandant de la légion d'honneur, Membre de l'Institut de France oder auch chez Mess. Nicolas de Tongres, Negg. à Cologne.

Zweck meiner Reise: In Frankfurt hatte R. den Wechsel im Ministerium des auswärtigen Departements in Paris erfahren: Talleyrand, Prinz von Benevent, war zum Vice-Grand Electeur ernannt worden und hatte das Auswärtige Ministerium an Champagny abgegeben. So mußte R. bestimmte Reklamationen, einige Geldrückstände betreffend, bei dem neuen Minister persönlich betreiben. Der Aufenthalt in Paris, für den ein Monat angesetzt war, verlängerte sich bis November. R. spürte, daß er immer noch alles andere als persona grata war. Am 10. Oktober schreibt er an Goethe, daß im 'Publiciste' mit einem kennbaren Stempel ein Artikel erschienen sei, der ihm seinen Aufenthalt in Weimar und Jena gleichsam vorzuwerfen scheine. Am 13. war er mit Wolzogens zusammen: „Wir waren sechs oder acht versammelt; eine Straßenleyer tönte unten vor der Hausthüre; dieß ist ein Signal; unsere Zusammenkunft stand bereits unter der Aufsicht der Polizei." — Friedrich Schlegel: Im Sommer 1805 — nach seinem Weggang aus Hamburg — hatte sich R. zum Zwecke eines Gutsankaufs an den jungen Sulpiz Boisserée in Köln gewandt. Durch ihn wurde er mit Friedrich Schlegel bekannt, der mit seiner Gattin Dorothea damals in einem Kreise deutschgesinnter Männer in Köln lebte. Gemeinschaftlich wurde eine Fahrt zur Besichtigung einiger

Güter in der Gegend von Bonn unternommen. S. Boisserée schreibt: „Schlegel begleitete uns auf diesem Ausflug, wobei Reinhard und seine Frau sich sehr an der Bekanntschaft des geist- und kenntnisreichen Mannes erfreuten . . ." Dorothea Schlegel erwähnt in einem Briefe an Karoline Paulus vom 13. Juli 1805 die neue Bekanntschaft: „Besonders schienen sie [Reinhards] von Friedrich sehr eingenommen zu sein, von dem sie sich wohl eine ganz andere Idee mögen gemacht haben." Im Winter 1807/08 hielt Schlegel Vorlesungen über Deutsche Sprache und Literatur und brachte eben seine Forschungen 'Über die Sprache und Weisheit der Indier' zum Abschluß. — er glaube an die Ächtheit der Reliquien: eine ähnlich scherzhafte Bemerkung über Schlegels katholisierende Ansichten hatte R. im Sommer desselben Jahres gemacht: er möchte Sulpiz für die 'Farbenlehre' gewinnen, „damit Friedrich Schlegel den Katholiken nicht katholisch mache". Am 18. April gab R. einen Brief für Goethe dem über Weimar nach Dresden reisenden Schlegel mit, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß dieser zwei Tage zuvor mit Dorothea seinen Übertritt zum Katholizismus in aller Stille vollzogen hatte. R. ist durch Schlegels Religionswechsel, zu dem er den Grund in gewinnsüchtigen Erwägungen finden zu müssen glaubte, mißtrauisch und verstimmt worden; vgl. seine Briefe an Joh. Friedr. Jacobi vom 9. Mai und an Goethe vom 11. Mai 1808. Der ausführliche Bericht über Schlegels Glaubenswechsel an Fritz Jacobi vom 17. Juni schließt: „Schlegel scheint durch den Vorhof der Ruchlosigkeit ins Heiligtum eingegangen, wie der Lügner endlich an seine Lügen glaubt, durch den Widerspruch der Einen, durch den Beifall der Andern, durch einseitig auf einen Punkt bezogenes Studium, in den vom Zeitgeist und vom Bedürfnis akkreditierten Paradoxien bis zur Überzeugung gestärkt und zugleich Betrogener und Betrüger zu sein. Welches von beiden er überwiegend sein werde, werden die Umstände bestimmen." (Vgl. hierüber ausführlich bei: Lang, 'Graf Reinhard', S. 328—330.) — der Maler Hoffmann: Joseph Hoffmann (1764—1812) hatte zuerst im Jahre 1800 in der Weimarer Kunstausstellung einen Preis davongetragen, für seine Zeichnung: 'Tod des Rhesus'. Auch im Jahre 1801 erhielt er einen Preis. Für das Wohnzimmer der Herzogin Luise im neuen Schlosse lieferte er auf Goethes Wunsch ein Deckengemälde: 'Diana unter ihren Nymphen'. Im Jahre 1803 wurde ihm wieder ein Preis zuerkannt für seine Zeichnung: 'Ulyß und der Cyclop'. Goethe bittet noch im Jahre 1815, drei Jahre nach dem Tode Hoffmanns, Schelling, nach dem Verbleib des Originals zu forschen, das Hoffmann Goethen geschenkt, aber in München hatte ausstellen lassen, von wo es nicht nach Weimar zurückgekommen war. — Wallraf, Ferd. Franz (1748—1824), katholischer Priester, 1786 ord. Professor der Naturgeschichte, Botanik und Ästhetik an der Kölner Universität, nach Aufhebung der Universität 1799 Prof. der Geschichte und der schönen Künste an der neuerrichteten Centralschule in Köln. Hochverdient als Numismatiker und Historiker; 1799—1804 Herausgeber des

'Taschenbuchs der Ubier'. Seine an seltenen Gegenständen der Kunst und Wissenschaft reichen Sammlungen vermachte er der Stadt Köln; sie bilden den Grundstock des Wallraf-Richartz-Museums. — Akyanobleponten, von Akyanoblepsie: eine verhältnismäßig seltene Art von Farbenblindheit, die Blaugelbblindheit, Abart der Violettblindheit (Blaublindheit, Kyanoblepsie): Gelb und Blau werden nicht erkannt, das Spektrum besteht nur aus Grün und Rot, der violette (blaue) Teil erscheint dunkel. Im Gegensatz dazu die am häufigsten vorkommende Rotgrünblindheit (Anerythropsie nach Goethe): Rot und Grün werden unter sich und mit grauen, gelben, braunen Tönen verwechselt. Das Farbenspektrum besteht nur aus einem gelben (nach dem roten Ende hin) und einem blauen (nach dem violetten Ende hin) Teile, die in der Gegend des Grüns zusammenstoßen. — Gegenschrift: R. hatte Goethen angeboten, im Institut de France über seine 'Farbenlehre' zu sprechen, Goethe bittet ihn aber noch zu warten, da er nach seiner viermonatigen Abwesenheit von Weimar noch nicht genügend vorbereitet sei, ihm geeignetes Material zu geben. Er dachte an einen „Prospektus", den man französisch und deutsch mit dem Werke herausgeben könnte. Das Historische sollte, auf Anraten R.s, zur Einleitung, „das Polemische kurz und bündig, wie man an die Newtonische Epoche käme, sowie alles übrige Polemische, gegen die Epikurische Vorstellungsart und sonst am gehörigen Orte, zwar kurz aber hinreichend" aufgestellt werden. — Vanderbourg, Martin Marie Charles de Boudens, Vicomte de, französischer Literaturforscher (1765—1827), Mitherausgeber der 'Archives littéraires de l'Europe'. — Wünsch, Christian Ernst, Mathematiker, Physiker, Professor in Frankfurt a. O. (1744—1828), verspottet in den 'Xenien' (Werke 5, I, 230 Nr. 175). — Cuvier (1769—1832), der große Naturforscher, ist ein Landsmann R.s, der mit ihm fast gleichzeitig als Hauslehrer nach Frankreich gekommen war, hier mehr und mehr zum Franzosen wurde und 1807 als Sekretär der naturwissenschaftlichen Klasse des Instituts bereits eine hervorragende Stellung in der Pariser Gelehrtenwelt einnahm. R. hatte ihm am 5. Oktober die gedruckten Aushängebogen der Goethischen 'Farbenlehre' eingehändigt. — Steffens, Henrik, Naturforscher, Philosoph, Schriftsteller, Universitätslehrer (1773 bis 1845). In Norwegen geboren, später ganz Deutscher geworden, nahm er von Breslau aus tätigen Anteil an der deutschen Freiheitsbewegung. Er wirkte als Professor in Berlin bis zu seinem Tode. Die von Cuvier beanstandete Schrift waren die 'Grundzüge der philosoph. Naturwissenschaft' (Berlin 1806). — Wolzogen, Wilhelm v., befand sich damals zugleich mit Kanzler v. Müller mit diplomatischen Aufträgen des weimarischen Hofes in Paris. Seine Bekanntschaft mit R. ging ohne Zweifel in ältere Zeit zurück. R.s Biograph Wilhelm Lang vermutet, daß sie sich schon kennenlernten, als Wolzogen noch in der Karlsakademie war. Seit lange kränkelnd, ist er 17. Dez. 1809 gestorben.

Dritter Brief:

Cassel, d. 4ten April. 1810.

H.[err] — — dessen Namen mir so eben entschlüpft, Ex-Direktor des deutschen Ex-Theaters zu Cassel, wird Ihnen, mein verehrter Freund, diesen Brief überbringen, als Vorläufer oder als Nachfolger dessen, den ich dem Fürsten Repnin mitgebe, unter dessen Flügeln H. — — sich in Weimar zu produziren gedenkt. Der gute Mann, dessen Frau wenigstens nicht ohne Talent ist, hat mich durch die heitre Resignation gewonnen, mit der er sich seinem hiesigen Schiksal unterwirft, wobei er noch immer strebt, von der Woche, die in der leonischen Theilung der französischen Truppe ganz zugefallen ist, wenigstens die zwei Tage, wo diese Truppe nicht spielt, für seine deutsche Oper zu erbetteln. Aber da auch dis Schwierigkeiten findet, deren Entscheidung wenigstens bis zu der Zurükkunft des Königs ausgesezt bleiben mus, so will er die Zwischenzeit anwenden, um in Erfurt, Gotha und besonders Weimar die christliche Leidenswoche für seinen Beutel in eine Freudenwoche zu verwandeln, bis zu der künftigen Auferstehung seines Theaters in Cassel, die sich aber leider nicht mit völliger Zuverlässigkeit prophezeihen läst.

H. Willmann (so eben stellt sich der Name wieder ein) der sich von Ihrem Einflus in Weimar alles, und von einem Brief von mir an Sie etwas verspricht, hat mich gebeten, sein Anliegen Ihnen zu empfelen; und ich thue dis gerne, weil ich über die Aufhebung des hiesigen deutschen Theaters einen recht bittern Groll habe, der sich dann natürlich in Gunst und Vorliebe für H. Willmanns verwandelt, den ich übrigens nicht kenne.

Ganz der Ihrige

Reinhard.

Dem Schauspieler Willmann war gemeinsam mit dem Schauspieler Kruse das unter dem vorangehenden Intendanten gesunkene Deutsche Theater in Kassel im Jahre 1804 als Privatunternehmen eingeräumt worden. Die neue Gesellschaft hatte einige berühmte Namen aufzuweisen: die Familie Engst, den Baß-Buffo Wachsmuth, die wegen ihrer Stimme und ihrer Schönheit viel gefeierte Sängerin Haßloch, vor allem die Primadonna Willmann (die Frau des Direktors). Diese Künstlerin galt damals für eine der vorzüglichsten deutschen Sängerinnen und war auf

dem Theater Schikaneders in Wien gebildet worden. Willmann hatte künstlerischen Ehrgeiz, er versuchte Goethe und Schiller auf der Kasseler Bühne heimisch zu machen, ohne viel Erfolg zu haben. Die Kriegsstürme von 1806 sprengten die Truppe nach zweijährigem Bestande auseinander, die französische Fremdherrschaft bemächtigte sich auch der Bühne (vgl. Lynker-Köhler: 'Geschichte des Theaters und der Musik in Kassel'). — Aus dem Gastspiel Willmanns in Weimar ist nichts geworden. Ob er überhaupt persönlich bei Goethe war, ist zweifelhaft: weder das Tagebuch Goethes erwähnt seinen Namen, noch kommt Goethe in seinen Briefen an R. auf ihn zu sprechen. Da R. den angekündigten Brief für Goethe noch an demselben 4. April schrieb und ihn dem Fürsten Repnin einhändigte, ist es nicht unmöglich, daß das Schreiben für Willmann als Einlage des größeren Briefs an Goethe gekommen wäre. Reinhard hatte übrigens den Plan, die weimarische Schauspieltruppe einen Monat oder sechs Wochen in Kassel spielen zu lassen, und fragt deshalb bei Goethe an: „Ein französischer Gesandter, geborener Deutscher, darf diesen Einfall wohl dem deutschen Schriftsteller mitteilen, der zuerst die französische tragische Muse im deutschen wohlanschmiegenden Gewand gezeigt und zuerst auf der deutschen Bühne die gefällige gerundete Form der Franzosen übertragen hat." Auch hier blieb es bei dem Einfall.

Vierter Brief:

Apolinaris-Berg, d. 9ten Okt. 1818.

Eben so unerwartet wie Sie, mein hochverehrter Freund, das Pariser Paket mit dem goldnen Innhalt, überraschte mich, auch goldnen Innhalts, das Ihrige. Der Zufall, scheint es, hatte sich vorbehalten, erst wenn ich von Menschen und Geschäften fern wäre, wieder einmal mit mir ein gefälliges Spiel zu spielen. Der Genus, den mir Ihre Sendung gewährte, solle, durch innre Stimmung und durch äusre Umgebungen erhöht, sich zu den frühern Erinnrungen gesellen, die sich in meinem Gemüth an diesen Felsen knüpfen; und da ich weis, daß auch Sie ihn lieben, so solle etwas von der Freude, die Sie mir gemacht haben, auch Ihnen wieder zu Theil werden. Schade, daß unser Freund Sulpiz [Boisserée] noch nicht gegenwärtig war! Kommen soll und wird er; dis ist verabredet, wenn anders nicht dringende Veranstaltungen, die Gemälde-Gallerie betreffend, ihn zurükhalten. Ihr Brief erwartet ihn, wie unsre süssen Trauben; aber jener und diese wollen an Ort und Stelle gekostet seyn.

Ich schreite sogleich zur Beantwortung Ihrer Fragen:

Die Titulatur für den Gros-Kanzler der E.[hren] L.[egion] ist: M. le Maréchal; Votre Excellence. — à S. E. M. le Maréchal Duc de Tarente, Pair de France et Grand-Chancelier de la L.[égion] d' h.[onneur].

An den Herzog von Richelieu: M. le Duc; Votre Excellence. — A. S. E. M. le Duc de Richelieu, Pair de France et Ministre Secrétaire d'Etat des Affaires Etrangères.

Da Ihre Ernennung auf Antrag des Herzogs geschehn ist (selbst wenn ich Ihren Brief recht verstehe, ohne einige Anregung von Seiten H.[errn] Treitlingers) so halt' ichs allerdings für schiklich, an ihn zu schreiben, und ich wünschte, daß Sie die schönen Worte, die Sie dem Marschall bestimmen, an Ihn richteten. Der Marschall könnte sich mit einigen gewöhnlichen Formeln des Dankes begnügen. Meiner Versuche in Carlsbad eingedenk, einige Ausflüsse Ihrer deutschen Feder ins französische überzutragen, hab' ich es gewagt, auch hier mit Ihrem Genius in den Kampf zu treten. Leicht ist mir die kurze Arbeit nicht geworden, und es schien mir über das original und die Übersezung liesse sich ein kleiner Traktat schreiben.

Indem ich die Sache weiter überlege, glaub' ich doch, daß es besser sei, dem Konzept seine Bestimmung für den Gros-Kanzler beizubehalten, aber den Brief an ihn an den Herzog von Richelieu, offen oder sous cachet volant, einzuschliessen, und von der Bitte ihn zu befördern, die Veranlassung zu nehmen, dem Herzog einige Worte des Danks für seinen Antheil an diesem Geschäft zu sagen, oder auch umgekehrt, von diesem Dank auf die Bitte überzugehn. Ich se e, ich gesteh' es, einigen Werth drauf, daß der Herzog wisse, Sie betrachten I h n als die Haupt-Person in der Sache. Wollen Sie alsdann das Paket, freilich beinahe mit umgehnder Post, mir zusenden, so könnt' es sich wohl treffen, daß ich es dem Herzog noch in Aachen selbst übergäbe. Wiewol, wie ich vernehme, der Befehl zur Räumung Frankreichs schon am vierten unterzeichnet ist, und die Monarchen nur etwa bis zum 20sten beisammenbleiben wollen, so ist es doch höchstwahrscheinlich, daß die Minister über so manche andre wichtige Gegenstände, die zwar villeicht nicht zur Entscheidung, aber ganz gewis

zu Besprechungen auffordern, auch nach der Abreise jener ihre Konferenzen fortsezen werden. Ich befinde mich hier Aachen zu nahe, um nicht den Wunsch zu äussern, von der Gelegenheit Gebrauch machen zu dürfen, und auch um andrer Gründe willen scheint mir dis schiklich und nöthig. Ein Wink schon von Paris aus schien mir die Erfüllung zuzusagen, und ich erwarte nun das weitere.

Daß Ihre Briefe immer von irgend einer Gabe begleitet erscheinen, daran haben Sie mich nun einmal gewöhnt; und immer empfang' ich sie, zwar mit frohem Dank, wie billig, aber mit einer gewissen innern Schaam, beim Anblik einer so ruhigen, so liebenswürdigen, so nach allen Seiten hin ausgebreiteten Thätigkeit. Wie gelähmt erschein' ich mir dagegen! ich bin wirklich sehr müde!

Sie haben, wie ich höre, in Frankfurt die Bekanntschaft eines Akyanoblepten gemacht. So viel ich mich aus Ihrem Unterricht erinnre, erscheint einem solchen Menschen alles feuerfarben und gelb. So, dünkt mich, mus ein solcher auch die Geister und Gemüther sehn. Dieser wenigstens, bis zum 14ten Jahr mein Schul-Kamerad, Vetter, und mir immer so fremd, als er mir jezt fern ist.

Was Sie mir über Ihren disjährigen Aufenthalt in Carlsbad schreiben, und von all den prächtigen Gestirnen, neben denen das Ihrige, oder die neben dem Ihrigen glänzten, hab' ich mit vielem Antheil vernommen, theils wegen der heilsamen physischen und geistigen Einflüsse, die Ihnen dort geworden sind, theils weil es überhaupt Freude macht, die Annäherung und gegenseitige Anerkennung so verschiedenartiger Verdienste zu sehn.

Leben Sie wohl, mein verehrter Freund, und vergessen Sie nicht, daß die Einsiedelei, worinn ich jezt lebe, auch auf einem Ihrer klassischen Boden stehe.

Reinhard.

d. 11ten.

Der General Steigentesch, der im Vorbeigehn mich hier besucht, hat den Abgang dieses Briefs verzögert, weil über dem

Geleite, das ich ihm bis zur Rolands-Eke gab, die Poststunde vorübergieng. Abends erhielt ich dann einen Brief von Aachen, der mich bestimmt, meine Reise dahin zu beschleunigen, und aus dem hervorzugehn scheint, daß der Monarchen-Verein wenig über die Mitte dieses Monats hinaus dauern werde. Da in der Zwischenzeit die Ferien des Bundestags beginnen werden, so gedenk' ich, insofern sonst keine Änderung eintritt, den Berg so lange zu bewohnen, als Jahrszeit und Witterung es gestatten; und auf jeden Fall wird es mir Vergnügen machen, der Vermittler Ihrer Danksagungs-Korrespondenz zu seyn.

Das Pariser Paket mit dem goldnen Inhalt: Am 28. Sept. 1818 erhielt Goethe aus Paris die Mitteilung von seiner Ernennung zum Offizier der Ehrenlegion. Die Dekoration — das goldene Kreuz — war beigefügt; das Ritterkreuz hatte ihm 1808 Napoleon verliehen. Die Übersetzung des Goethischen Konzepts für den Großkanzler erfolgte — wie im Briefe erwähnt — zuerst durch Reinhard. Goethe veranlaßte infolge mehrerer Einschaltungen und Auslassungen eine zweite Übersetzung von dem französischen Lektor in Jena Louis Daniel Lavés. Auf R.s Übertragung beruht der am 14. November an Marschall Macdonald, Herzog von Tarent, abgegangene Text (vgl. Briefe 31, 6f. und 287ff.) — Treitlinger: der weimarische Ministeresident in Paris Franz Ludw. v. T. — Aachen: Vom 30. Sept. bis 21. Nov. tagte dort in Anwesenheit der Kaiser von Rußland und Österreich und des Königs von Preußen der sog. Aachener Kongreß, die erste der Monarchenzusammenkünfte, durch die die Heilige Allianz ihr System zu befestigen suchte. Der franz. Bevollmächtigte, Armand Emanuel du Plessis, Herzog von Richelieu (1766—1822), erreichte die sofortige Zurückziehung des Besatzungsheeres aus Frankreich und eine Milderung der zu zahlenden Kriegsentschädigung; ferner wurde am 15. Nov. der Beitritt Frankreichs zu der Friedenspolitik der vier Mächte ausgesprochen. — manche andere wichtige Gegenstände: auch über sonstige internationale Angelegenheiten, Sklavenhandel, Rangordnung der Diplomatie usw. faßte der Kongreß wichtige Beschlüsse. — Bekanntschaft eines Akyanoblepten: siehe Brief 2. Über die erwähnte Begegnung schreibt Sulpiz Boisserée in den Tagebüchern: „Sonntag, 3. Septemb. [1815]: . . . Syndikus Schmid ist da, ein Akyanoblept. Frau Städel hat ihn geladen, ein Schwabe, Schulkamerade von Reinhard und Paulus; er erzählt sehr hübsche Geschichten von ihren Klosterschulen in Bebenhausen u. s. w., wie sie Komödie gespielt in ihren Betten, alle Vorhänge zusammengenäht, und dann aufgezogen haben, und wie sie Pharao gespielt haben und vor den Probst und Rektor citiert wurden. Der eine war ein sehr strenger pedantischer Mann, und er und Paulus hätten schon gemeint, es ginge

zu den härtesten Strafen, auch habe eben der Pedant schon seine Zornrede anstimmen wollen, da sei der andere ihm zuvorgekommen, habe gesagt: 'Es ist, Herr College, das edele Spiel, heißt Pharao, hab's in England oft gespielt.' — Sehr merkwürdig ist die Geschichte von Reinhard, — wie er sich mit dem [Tübinger Professor Christ. Friedr.] Schnurrer, der ein sehr despotischer Mann, in Tübingen überworfen beim Examen hat. — Da habe Reinhard sich auf die Bank der Doctores setzen wollen, was er, streng genommen, nicht eher gedurft, bis er examiniert gewesen. Schnurrer weist ihn herunter, und Reinhard wird dadurch so disgustiert, daß er ins Ausland geht und Hofmeister in der französischen Schweiz wird. Ein anderer Schulkamerad, ein oberflächlicher Mensch, wird Hofmeister in Montpellier, treibt nebenbei einen kleinen Handel mit grains d'abondance. An diesen wendet sich Magister Reinhard, als er seine Hofmeisterstelle verläßt, um eine neue; er bekömmt sie in der Nähe von Bordeaux, bei dem Verfasser der 'Liaisons dangereuses'. Und jener grains d'abondance-Händler, ein gewandter Mensch, kömmt, glaub' ich, durch Reinhard nach Bordeaux, dort ist er in einem Kaufmannshaus — hält mit allen Parteien zum Schein, rettet dadurch seinen Herrn, wird Teilhaber des Geschäfts und sehr reich" (vgl. Ed. Firmenich-Richartz: 'Die Brüder Boisserée', 1, 411—412). — prächtigen Gestirne in Karlsbad: Goethe hatte bei seinem diesmaligen Aufenthalt in Karlsbad eine besonders illustre Gesellschaft vorgefunden. Mit dem Grafen Capo d'Istrias wohnte er in einem Hause. Mehrmals war er mit dem Fürsten Blücher zusammen und verkehrte vertraut in der Fürstlich Schwarzenbergischen Familie, hörte verschiedentlich Madame Catalani usw. — Steigentesch, August, Freiherr von, Diplomat und Lustspieldichter (1774—1826), 1813 Generaladjutant des Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg. Nach diplomatischer Tätigkeit in Norwegen, Kopenhagen, der Schweiz wurde er Wirkl. Geheimrat und Generalmajor in Wien. Seine 'Gesammelten Schriften', 6 Bände, erschienen 1819/20. R. fand in ihm einen geist- und gemütvollen Mann; er machte mit ihm einmal, wie Lang berichtet, eine Fahrt nach Koblenz, wo der österreichische General die neuen Festungsanlagen in Augenschein nahm.

Zwei Briefe Reinhards, vom 8. Sept. 1819 und vom 2. Okt. 1820, sind von Max Schaumburg gedruckt worden in der Festschrift: 'Vimariensia für Max Hecker', Weimar, Herm. Böhlaus Nachfolger, S. 42ff.; der erste bezieht sich auf Goethes Geburtstag, der zweite berichtet die Niederkunft der Herzogin von Berry.

Fünfter Brief:

Frankfurt den 4ten Juni 1822.

Ich bediene mich, mein verehrter Freund, der Hand meiner Tochter, weil die meinige seit sechs Wochen durchs Chiragra un-

brauchbar geworden ist, um Sie zu fragen ob Sie meinen im Februar oder spätestens im Monat März an Sie geschriebenen Brief erhalten haben? — Da die Jahrszeit für die Bäder nun heran rückt, oder vielmehr, von der warmen Witterung begünstigt, bereits eintritt, so wünschte ich, ehe Sie weiter nach Osten sich entfernen, noch ein Lebens- und Freundschafts-Zeichen von Ihnen zu erhalten. Ich selbst gedenke in der Mitte des künftigen Monats nach Baden zu gehen, um gegen meinen häslichen seit einiger Zeit nur allzuhäufig auf mich eindringenden Feind anzukämpfen. Im Monat August würde dann die Reise nach Paris erfolgen, wo ich wahrscheinlich bis zu Ende Septembers oder bis in die Mitte Octobers verweilen werde. —

Nachrichten von Ihnen, die mir seit so langer Zeit auf directem Wege nicht zugekommen sind, erhalte ich seltener durch Ihre hiesigen Freunde als durch unsern gemeinschaftlichen Freund Sulpiz [Boisserée] in Stuttgart — doch scheint alles anzukündigen, daß Sie sich wohlbefinden und in allen Ihren Elementen leben und weben.

Meine physische Paralysie hat auch bis zu einem gewissen Grad die intellectuelle zur Folge. Glüklicherweise bleibt in der großen und kleinen, in der allgemeinen und besondern Politik alles so stationnär, daß von keiner Seite etwas versäumt wird.

Leben Sie wohl, und lassen Sie mich bald vernehmen, daß Sie meiner noch gedenken. — Mit herzlicher Verehrung der Ihrige

Rd.

Baden: Hier traf sich R. mit der Familie seines jüngsten Bruders, der in Christiania als preußischer, hanseatischer, portugiesischer und oldenburgischer Konsul lebte und der nach einer Abwesenheit von zwölf Jahren Vaterland und Familie wiederzusehen gekommen war. Auch sonst fand er anregenden Verkehr; die Freundschaft mit dem Kanzler v. Müller wurde damals begründet. Eine angenehme Bekanntschaft knüpfte sich an mit Wessenbergs Jugendfreund, dem Fürsten Friedrich von Hohenzollern-Hechingen, dessen Gemahlin eine Nichte Talleyrands war, und mit der Schwester des Fürsten, der Prinzessin Julia. Er fragte Müller nach Goethes Enkel, und Müller wußte viel Erfreuliches und Versprechendes von ihm zu erzählen. Es fand sich aber, daß er vom älteren sprach, während R. von dem jüngeren, dem am 18. Sept. 1820 geborenen Wolfgang, hören wollte, der sein Pate war (siehe 'Vimariensia

für **Max Hecker**', S. 48ff.). „Dieß machte mich beinahe ein wenig neidisch", schreibt er an Goethe, „bis ich erfuhr, daß auch der jüngere sich eben so glücklich und hoffnungsvoll entwickle". Der Erfolg der Heilquelle übertraf alle Erwartungen. Neu belebt konnte R. nach vierwöchiger Kur Baden verlassen und Ende August die Pariser Reise antreten.

Sechster Brief:

Paris, d. 7ten Sept. [November] 1825.

Für Sie, mein hochverehrter Freund, ist dieser Tag vorüber, wenn dieses Blättchen in Ihre Hände kommt, aber auch für Sie gehört er zum Beständigen. Mögen Sie nun auf Ihren Lorbeern ruhn! Auch die edle Thätigkeit, die Sie noch an die spätere Mitwelt knüpft, ist Ruhe. Sie stehn über ihren Stürmen. Ich sahe Sie bewegend und bewegt am driten September. Heute sei heiliges Schweigen. So feiert, so segnet Sie der ferne Freund; gedenken Sie seiner mit Liebe. Rd.

Hier wiederholt nach 'Goethe-Jahrbuch' XXIII (1902), 59.

7. September: ein irrtümliches Datum. Das Original zeigt von fremder Hand „Novbr." darübergesetzt. Am 7. November wurde in Weimar das Fest der Erinnerung an die vor 50 Jahren in Weimar erfolgte Ankunft Goethes begangen, dem am 3. September die Feier des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Karl Augusts vorangegangen war. R. nahm aus der Ferne an diesen Festen teil. Dem Kanzler v. Müller schrieb er u. a.: „Auch außer Weimar, auch außer Deutschland finden sich gerührte, dankende, jubelnde Herzen. Eine solche Regierung ist welthistorisch; sie wird nicht nur in der Geschichte, sie wird noch in der Sage leben; vielleicht wenn keine Geschichte mehr ist; denn auch auf die Stämme, die unsere Nachkommenschaft verdrängen werden, wird der Nachklang der Taten und Lieder, werden die Namen der Fürsten und der Heroen dieser herrlichen Epoche übergehen. Ihre Geschichte lebt alsdann in Amerika und im fünften Weltteil . . . . Geben Sie unserem innig geliebten, innig verehrten Jubelsenior beiliegendes Blättchen." Das sind die obenstehenden Zeilen; R. spielt darin mit den Worten: „gehört zum Beständigen" an auf die letzte Strophe des 'Zwischengesangs' in Goethes Festgedicht 'Zur Logenfeier des 3. Septembers 1825' (Werke 3, 68). Am 26. Dezember dankt Goethe.

Siebenter Brief:

Beaujeu, d. 15ten July 1830.

Seit Ihrem l. Brief vom 11ten März, mein hochverehrter Freund, lag in meiner Existenz immer etwas nicht-abgeschlosnes

und doch dem Abschlus nahes, so, daß ich, in dieser Asymptote mich fortbewegend, von Woche zu Woche meine Antwort aufschob. In dieser Lage der Dinge gab ich vorläufige Kunde H.[errn] v. Müller, trat alsdann meine Reise an, und lebe nun seit einem Monat auf diesem Landsiz. Indessen bestimmen mich verschiedne, wiewol dem Punkt, worauf es ankommt, noch fremde Rüksichten zur Rükreise nach Paris, die wahrscheinlich noch vor Ende dieses Monats erfolgen wird; und so benüz' ich die Musse, die, in der Abwesenheit des Eigenthümers, mir hier reichlich zu Theil wird, um Sie von meinen Begegnissen in diesem Zwischenzustand in einige Kenntnis zu sezen.

Für unsre Reise war die Jarszeit die günstigste, weniger die Witterung. Sie hatte den doppelten Reiz der Auffrischung alter Erinnrungen und des Auffassens neuer Gegenstände; jenes z. B. in Lyon, vom J. 1787, bei meinem Eintritt in Frankreich auf der Reise von Vevey nach Bordeaux, es war die Frohnleichnams-Woche; die feierliche Prozession, die mit der Indezenz der nächtlichen, die ich in der Oktave nachher zu Avignon sah, sonderbar kontrastirte; am Abend Franconi; die vier Haymons-Kinder; eine Musik, die, eine Art von Heimweh aufregend, mich sonderbar bewegte, so daß ich, wie nachher an der Wirtstafel ein alter Franzose mich fragte: comment avés vous trouvé Franconi? ihm antwortete: Mr. j'ai pleuré; und dieser mit einer mir unvergeslichen Mine und mit einem: Mr. vous êtes bien bon, mir den Rüken kehrte. Vom März 1793, wo ich im Auftrag Garats den Klubb besuchte, Chalier, des Märtirers, wilden Unsinn hörte, auf der Impériale meiner Kalesche, die Rhône hinunter, meinen rapport schrieb; vom Okt. des nemlichen Jahrs, nach der Vertreibung aus Neapel, 14 Tage nach Übergabe der Stadt an Dubois-Crancé; ein fürchterlicher Abend; die Wirtsleute im Troz der Verzweiflung uns mit dem verpönten „Monsieur“ empfangend, die Stadt wie ausgestorben; Lyon war schon commune affranchie; vom Jahr 1799, nach meiner Quarantäne in Toulon, im drükenden Vorgefül des portefeuille! So in Macon, bei Wieder-Erkennung des Zimmers, wo damals auf dem Kamin einige Pagoden standen, die 1793, zwei Tage vorher, in einem andern Vorgefül, der Duc d'Orléans geköpft hatte;

in Châlons, wo ich im café die Hinrichtung der Girondisten las u. s. w. — Locle u. Lachauxdefonts hatt' ich im Jahr 1801 besucht, nach meinem Rükruf aus der Schweiz; Industrie und Wolstand hatten sich seitdem noch vermert; die damaligen Eindrüke waren mir geblieben; mein Gastfreund, an den der Gouverneur von Neufchâtel mich empfolen hatte, war todt, und sein Sohn fand es auffallend, am neml. Tag die Nachricht vom Tod einer Schwester zu erhalten, die während m. vorigen Aufenthalts nach Kopenhagen reiste. Auch die Peters-Insel wurde wieder besucht; im J.[ean] J.[acques-] Zimmer waren schon 1787 alle Wände beschrieben; alles schien mir noch, wie damals; auch sind diese Besuche seitdem ein wenig aus der Mode gekommen; in den Einschreib-Büchern sind sentimentale Sentenzen selten geworden. Neue Gegenstände fand ich besonders in der Auvergne; der cousin u. s. Sippschaft hielten sich ausschliessend an die quotidienne; ganz in der Nähe lag das Stammhaus der Familie Chabrol. Der Eine, d. Präfekt von Paris, wurde erwartet. Ein Steinbruch von Lava wird nicht nur zu architektonischen Verzierungen, sondern selbst zu Bildsäulen verarbeitet, in Kopien, die einem Natur-Künstler zur Bewundrung gelingen; jedoch scheint für solche Arbeiten die Stein-Art nicht günstig; sie ist grau, körnig und folglich rauh; indessen ist sie dauerhaft und eine reiche Erwerbs-Quelle für die Gegend.

Das Département du Puy de Dôme theilt sich in zwei kontrastirende Bezirke, die herrliche, gras- wein- und obstreiche Ebne du Limague, und die vulkanischen Gebirge. Vom Schlos, das wir bewohnten, mitten in den Vorbergen, lagen beide Bezirke vor unsern Augen; noch mehr vom Puy de Dôme aus, den wir bestiegen, und der, nach Höhe, Form und Umgebungen, dem Vesuv und der Somma auffallend ähnlich ist. Kratern sind ringsumher; alle mit Gras bewachsen, doch hin u. wieder ein See. Die Gebirge des Mont d'or, reich an Heilquellen, sind höher; ihre schneebedekte Kette lag vor uns in der Entfernung von einigen Meilen. Montlosier traf ich in Clermont; er fürte mich zu einem Mineralien-Händler, dem ich Aufträge gab, die der Cousin zu besorgen übernam. Ich hab' ihm seitdem geschrieben, und das Ausbleiben seiner Antwort gibt mir einige Besorgnis.

Die Landstrasse von Clermont nach Lyon ist zugleich die Verbindungs-Strasse mit Bordeaux; in einigen Theilen ein höchst kühnes Werk, das die Vergleichung mit dem Bernardino oder mit dem Simplon aushält. So über die montagne de Thiers (einer wichtigen Stadt v. 15 000 Seelen, die ich auch nicht dem Namen nach kannte) steigt man herab in liebliche Thäler, immer einem Bache folgend, der nach und nach zum Flus wird. Es ist der Lignon. Mit freudiger Überraschung fand ich mich an seinen schäferlichen Ufern, und versezte mich in die Idyllen-Zeit Richelieus und Mazarins. Nah beherrscht sie D'Urfés-Schlos, in einem Perüken-Styl, wie der seiner bergères; es war für mich ein köstlicher Genus. Weiter hin von einer kulminirenden Höhe, erblikten wir den Mont blanc, und in einer Distanz von vier Meilen Lyon und das Rhône-Thal. Dann bergab mit einem betrunkenen Postillon anderthalb Posten in 30 Minuten, im schwindelndsten Wechsel malerischer Gegenstände. Wie dem Lignon, folgten wir nachher dem Doubs; aus den Tannenwäldern des Jura tretend, gelangten wir an seine Quelle, die ein Paar hundert Schritte weiter bereits Mühlen treibt; am Fort de Goux bei Pontarlier vorbei, fanden wir ihn wieder in Besançon, in einem labyrintischen Gewinde von Bergen und Thälern, und im hôtel National einkehrend, lasen wir in der quotidienne die Proklamation des Königs. — En résumé, mein Freund, Frankreich ist ein reiches, herrliches Land.

Die Saone, tiefer hinab einer der bedeutendsten Ströme des Rhône-Systems, ist hier, bei Gray und Beaujeu, wiewol schon für Nachen schifbar und so breit als der Mayn, das Eigenthum der Uferbewohner, und für usines gedämmt. Eine Viertel-Meile von Beaujeu besizt der Herzog einen Gas-Ofen, den er, mit allem Zubehör, von Wäldern, Grabe-Pläzen fürs minerai, Wiesen u. s. w. für 60 000 fr. verpachtet, den Saone-Damm einbegriffen. Weiter unten bei Gray und höher bei Savoyeux ist der Flus für stattliche Mühlen gedämmt. Die leztre Besizung ward mir im Jahre 1817 angeboten, eh' ich, der Unentschlossenheit müde, meine Ferme bei Caen, wie die Kaz' im Sake, kaufte. Welcher Unterschied! Eben so hatt' ich im Jahre 1807 das Wieder-Aufgeben eines schon geschlosnen Kaufs zu bereuen, dem meine

Frau die Nähe von Cölln vorzog. Es war ein ungeheures Closter-gebäude, mit Wiesen, Teichen, Äkern, das nachher der General Maison, mit bonapartischen Forsten dotirt, zum fürstlichen Schlos umwandelte. Wie ich nachher fand, war blos das eichne Gebälke der Kornböden den Kaufpreis werth. Ich verstehe mich nicht auf solche Dinge!

Unser Leben in Beaujeu ist sehr einfach. Ausflüge hat meistens die Witterung gehindert; dafür entschädigt uns der Park mit s. ofnen u. mit s. Schatten-Gängen. Aus der Bibliothek des Herzogs hab' ich mir Bücher aller Art zusammengeschleppt, zwei Jahrgänge der bibliothéque britannique, mannigfachen und wolgewälten Innhalts; l'histoire des Ducs de Bourgogne, von der ich nur die vier ersten Theile kannte; 3 Bände proceedings on crim.[inal] con.[versation or adultery] (z. B. Alfieri u. Lady Ligonier; Lady Grosvenor and the Duke of Cumberland [folgt unleserliche Abkürzung] d. jezige, die Herzoginn v. Kingston u. s. w.), mehrere Mémoires, z. B. die v. Montgaillard; endlich ultime lettere di Jacopo Ortis, den italienischen Werther, aber einen gemachten, der immer zum voraus weis, was er thut u. was ihm begegnen wird. Ich hab' ihn fürs erste bei Seite gelegt.

Wir waren früher als die Familie angekommen; der Herzog selbst konnte nur drei Tage bleiben, und, nach s. verbindlichen Ausdruk, sollen wir s. Abwesenheit ersezen. Virginie ist hier wie auf eignem Grund und Boden mit drei Schwestern, die ältre verheiratet; ich auch, freilich nur im oben angegebnen Sinn. Aber mir liegt dran, entweder hier die Ankunft des Herzogs abzuwarten, oder die Gewisheit, ihn in Paris nicht zu verfelen; Eines oder das andre wird sich noch in diesem Monat entscheiden.

So bin ich nur aus der Ferne Zuschauer unsrer innern Verwiklungen, die sich jedoch, von der Einen Seite, eben jezt auf eine Weise lösen, wodurch auf der andern Seite die Alternative, sich anzuschliessen oder sich abzusondern, immer dringender und unvermeidlicher wird. Heute melden uns die Zeitungen, zugleich mit der Kapitulation v. Algier, das Resultat des ersten Wahl-Tags in Paris. Sie sehn, diese Ereignisse des Innern und des äußern laufen in paralleler Linie, und es ist nicht zu erwarten, daß sie sich schneiden. Bedeutend und trostreich erscheint mir die

Antwort des Königs auf die Anrede des Erz-Bischofs; dadurch wird diese zu einem Hieb in die Luft. Überhaupt, seit ich in Paris lebe, ist mir Frankreichs Zukunft viel gesicherter, und auch für jezt s. Ruhe minder gefährdet erschienen, als aus meinem vorigen Standpunkt, schon darum, weil offenbar die Gefahr nur von der abtretenden Generation kommt. Aber auch für den Augenblik ist viel mehr zu hoffen als zu fürchten; und wenn Sie einst den Standpunkt kennen, woraus mir gegeben ist, diese Dinge zu beurteilen, so werden Sie sich mein Zutrauen erklären, ein Zutrauen freilich, worinn getäuscht zu werden, immer im Reiche des möglichen liegt.

Um nun auf Ihren Brief zu kommen, so ist, wie Sie wissen, die Demoiselle Jacobi nicht nach Paris, sondern nach Düsseldorf gereist. Warum die Dame zurüktrat, ist uns nicht bekannt geworden und kümmert uns auch wenig, seit ich weis, wie wenig meine gar zu gutmütige Besorgnis, jene möchte sich ins Wasser stürzen, Grund hatte. Die Demoiselle hat weder in Frankfurt, noch in Maynz gefallen, und ich halte sie für verschroben auf immer. Es gibt gewisse Züge, aus denen mir in jedem Menschen sein ganzer Karakter hervorgeht; ein Wort, ein Blik, ist zuweilen hinreichend; und an solchen Zügen erkannt' ich schon im J. 1820 die Fräulein Jacobi.

Über die freundlich anfragende Dame hab' ich mich schon gegen H.[errn] v. Müller ausgesprochen; Sie ist eine Närrinn.

Die Sammlung Ihrer Werke besiz' ich nun bis zum 30sten Band, im kleinern Format, das mir durch Sie so lieb geworden ist; das grösre hab' ich meinem Sohn abgetreten. H.[err] v. Müller spannt meine Erwartung durch Ankündigung Ihrer fortgesezten Lebens-Fragmente; die Befriedigung erwartet mich in Paris. So ist nun auch dieses vollendet! aber Sie finden immer Ihre Ruhe nur in Beschäftigung, die nur dann Unruhe gibt, wenn sie, nach Zeit und Maas, nicht von Ihrem Willen abhängt.

Ihre Büste bei David steht unter den andern Büsten, velut inter ignes luna minores, oder besser, wie der Löwe unter den Thieren. Wie klein und manierirt daneben Chateaubriand, wie zierlich Lamartine, beide sehr ähnlich. Selbst Foy, in Lebensgrösse, troz der imposanten Stellung, hat nichts Grosses. Im

Ganzen ist seine Sammlung höchstinteressant, und die Wahl der Subjekte macht ihm Ehre; z. B. Bentham, Grégoire, manche, die im Zeitstrom unverdient untergegangen sind.

Von dem Zuwachs zu dem Kummer, der mir durch d. H. Gemal meiner Tochter und auch durch sie selbst so reichlich zu Theil wird, sind Sie nun Augenzeuge. Über sein Kommen und Zurükgehn, über sein Benemen und über seine ganze Stellung dort unten kann villeicht die Frau Grosherzoginn bei ihrer Zurükkunft Aufschlüsse geben, und diese zu erhalten ist mir sehr wichtig. Ich habe gethan, was mir oblag, um sie an Pflicht, Vernunft, freiwilligem Entschlus und gegebnem Versprechen festzuhalten; zwingen kann ich sie nicht, und selbstgewältem Schicksal müst' ich sie überlassen. Der Bruder entschuldigt sie durch ihre Schwäche; mag ers, aber eben durch diese Schwäche entgeht sie unsern Händen, und der Möglichkeit sie zu retten. Daß eine Frau sich dem Mann auf Tod und Leben hingebe, Verbannung und Elend mit ihm theile, dagegen ist nichts zu sagen; aber dann mus sie auf sich selbst stehn, und ist auf den Mann allein angewiesen. Aber sie auf diesen Mann! — Ich werde nur dann wieder mit ihr in Verbindung treten, wenn ich sie in Wirtemberg weis. Das Glük des Aufenthalts in Weimar hat sie verscherzt; dem Bruder kann sie nicht aufgebürdet werden, und in Frankreich ist für ihre drei Kinder keine Stelle!

Allerdings mus ich der Vorsehung für die Entschädigung danken, die mir mein Sohn gewährt. H.[errn] Bourjots Nachfolger ist nun ernannt; es ist der jezige Gesandte in Cassel, H.[err] v. Cabre, ein geistreicher Mann, mit dem ich immer in nachbarlichen Verhältnissen stand, und der auch meinen Sohn kennt und zu schäzen weis.

Meine Frau verlangt sehr, von Ottiliens Befinden Gutes zu hören; es ist, soviel ich weis, an dieser zu schreiben. Die Söhne wachsen nun heran; ich sehe sie immer, wie sie mit dem Körbchen in mein Zimmer treten. Am 28sten August mich einzustellen, behalt' ich mir vor, freilich nur im Geist; persönliches Wiedersehn ist wol in diesem Leben nicht mehr zu hoffen! Und im andern? Ich stand gestern Abend unter dem unendlichen Sternenhimmel; aber eine Reise durch ihn scheint mir ein greller Materialismus.

Wie Geister sich berühren und erkennen, das ist die Frage; wann und wo, ist eine blos anthropomorphistische Ansicht. Und sodann, für die Zukunft, lassen wir den Vater sorgen, und bleiben uns treu und ihm, so lang wir hienieden sind.

Der Ihrige
Rd.

Landsitz in Beaujeu: Der Herzog von Bassano, von dem R. in der Rue St. Lazare zu Paris ein kleines Haus gemietet hatte, lud ihn, bis zur Fertigstellung baulicher Veränderungen darin, auf sein Landgut Beaujeu in Burgund (zwischen Besançon und Gray) ein, wo R. mit seiner Frau nach Beendigung einer Reise in der Auvergne am 17. Juni eintraf. Von Paris aus hatten sie zunächst einen Verwandten, den Marquis de St. Amand, auf dessen Landgut besucht. Über diese Fahrt berichtet R. zunächst. — Oktave: bezeichnet in der katholischen Kirche die acht Tage dauernde Feier bestimmter hervorragender Feste, insbesondere deren achten Tag. — Garat, Dominique Joseph, Graf, französ. Politiker (1749—1833), von Bordeaux in die Nationalversammlung gewählt. Wurde, als Danton 1792 abdankte, Justizminister und mußte Ludwig XVI. das Todesurteil verkündigen. 1795 Mitglied des Institut de France. Von Napoleon zum Grafen und Mitglied der Ehrenlegion ernannt. — Chalier, Marie-Joseph (1747—1793), studierte bei den Dominikanern Philosophie, trieb in Lyon literarische Studien und reiste 1775 nach Konstantinopel. Der dortige Despotismus machte ihn zum Anhänger der Revolutionsideale; er lernte 1789 Robespierre kennen, war Mitglied der Nationalversammlung, Jakobiner, Organisator der Nationalgarde. Als er 1793 guillotiniert wurde, war sein Tod das Zeichen der Erhebung gegen die Constituante. — Vertreibung aus Neapel: R. war am 16. Febr. 1793 zum ersten Gesandtschaftssekretär in Neapel ernannt worden, als Nachfolger des Hugo v. Basseville, der im Januar auf dem Corso in Rom durch eine wütende Volksmenge ermordet worden war. Gesandter in Neapel war Mackau, der durch seine Taktlosigkeiten die französische Politik bloßzustellen drohte. Der junge R. wurde als Unterhändler gewählt, da er sich bereits durch seine Londoner Tätigkeit als geschickter Politiker erwiesen hatte. Der Aufenthalt währte nur wenige Monate. Am 12. Juli kam der geheime Vertrag des neapolitanischen Hofes mit England zum Abschluß, Neapel war damit der großen Koalition beigetreten und erklärte am 1. September den Abbruch der Beziehungen zu der französ. Republik. Reinhard floh mit Mackau nach Livorno. — Du Bois de Crancé (1747—1814), französ. Generaldeputierter des dritten Standes; Gegner der Girondisten Einnahme Lyons 1793. General der Infanterie 1798. Im folgenden Jahre Kriegsminister von Paris an Stelle von Bernadotte. Nachdem er in Ungnade gefallen war, zog er sich ins Privatleben zurück. Schrieb Memoiren. — Mâcon, Haupt-

stadt des Departements Saône-et-Loire. — Locle und La Chaux-de-fonds, Hauptorte der gleichnamigen Bezirke im schweiz. Kanton Neuenburg. — Peters-Insel, im südlichen Drittel des Bieler Sees, der Zufluchtsort J. J. Rousseaus (J. J.-Zimmer), als 1762 sein Roman 'Emile' vom Pariser Parlament für gottlos erklärt, im Hofe des Justizpalastes zerrissen und verbrannt wurde und der Autor nur durch die Flucht dem Gefängnis entgehen konnte. Nach kurzem Aufenthalt in seiner Vaterstadt Genf wandte er sich nach Môtiers-Travers (Neuenburg), dann auf die Petersinsel, bis er 1765 seine Zuflucht in England suchte. — Der cousin und seine Sippschaft: Der Marquis de St. Amand, ein Verwandter von R.s zweiter Frau, bei dem sie vierzehn Tage zu Gast blieben. — Chabrol: Der bekannteste in der weitverzweigten Familie ist Gilbert Joseph Gaspard Comte de Chabrol de Volvie (1773—1843), nahm an einer Expeditionsfahrt nach Ägypten teil. 1812 Präfekt des Departements de la Seine. Auch unter der Regierung Ludwigs XVIII. und Karls X. Gründete viele Spitäler, vollendete den Canal de l'Ourcq. Unter seiner Verwaltung wurde die Wasserversorgung von Paris begonnen. Er hat den Rompreis geschaffen. 1820 wurde er Mitglied des Instituts. 1816—1830 Deputierter von Paris. Während der Julirevolution erfolgte sein Abschied aus dem Staatsdienst. — Somma: der nordöstliche Gipfel des Vesuvs. — Montlosier: François Dominique de Reynaud, Comte de Montlosier (1775—1838), 1789 Vertreter des Adels in den Generalständen, floh 1791 nach London, war 1800—1812 Napoleons Sekretär. Pair de France seit 1831. Berühmter Publizist in royalistisch-gemäßigtem Sinne. — Mineralienhändler: R. erwarb eine prächtige Sammlung von meist vulkanischen Mineralien aus dem Departement Puy de Dôme, die er in Kisten nach Paris schicken ließ und die er für Goethe bestimmt hatte. — Lignon: Zwei Nebenflüsse der oberen Loire führen diesen Namen. — Doubs: Der größte Zufluß der Saône im östlichen Frankreich. — Ferme bei Caen: Als R. 1815 seine Ernennung zum ordentlichen Staatsrat erhielt und gleichzeitig seine Erhebung in den Grafenstand erfolgte, war er verpflichtet, diese Würde mit einem in Frankreich zu kaufenden Gut zu verbinden. Er erwarb 1817 einige Güter in der Normandie bei Caen, während er von den rheinischen Besitzungen nur den Apollinarisberg vorläufig noch behielt. — 'Histoire des ducs de Bourgogne': von Barante, 13 Bände, 1824ff. — Alfieri und Lady Ligonier: Penelope Pitt (älteste Tochter von George Pitt Graf Rivers) heiratete 1766 Lord Edward Ligonier, stand wenige Jahre später zu Alfieri in intimen Beziehungen und wurde 1771 von Ligonier geschieden, nachdem dieser kurz zuvor mit Alfieri im Hyde-Park in London ein Säbelduell ausgefochten hatte. 1784 verheiratete sich Lady Ligonier wieder, Edward Ligonier starb 1782. Alfieris Denkwürdigkeiten, Teil 1, 10. Kapitel, geben genaue Aufklärung über seine Beziehungen zu Lady Ligonier. — Grosvenor: Henrietta Vernon

(gest. 1828), seit 1764 Gattin des Grafen Richard of Grosvenor, war die Geliebte des Herzogs Henry von Cumberland, des Bruders Georgs III. — Kingston: Elisabeth, Gräfin von Bristol (1720—1788), die Geliebte des Herzogs von Kingston, den sie 1769 heiratete. Nach seinem Tode wurde sie der Bigamie angeklagt und verurteilt. — Montgaillard: Jean Gabriel Maurice Roques, Graf von Montgaillard (1761—1841), einflußreicher diplomatischer Geheimagent in franz. Diensten — ultime lettere: von Ugo Foscolo, erschienen 1802. — Virginie, geb. v. Wimpffen, R.s zweite Frau, eine Tochter des Oberförsters v. Wimpffen in Hagenau, eine Freundin seiner Tochter Sophie. Sie war nach dem Tode ihrer Großmutter in Frankfurt im Jahre 1821 ganz im Reinhardschen Hause aufgenommen worden und der ganzen Familie gleich unentbehrlich geworden. Als dann im Jahre 1825 sich R.s Tochter Sophie mit Georg v. Diemar verheiratete (siehe unten S. 147 f.), verband sich der 64jährige R. am 13. April 1825 mit dem um 39 Jahre jüngeren Mädchen zu überaus glücklich gewordener Ehe. Virginie überlebte den Grafen, mit dem sie 12 Jahre verheiratet war, um volle 40 Jahre. Sie starb, 85jährig, am 18. Dezember 1886 in Maison rouge, einem ihr aus der Familie Wimpffen zugekommenen Landgut bei Paris. — Unsere inneren Verwicklungen: R. hat in den politischen Darlegungen seines Briefes die ernste Lage in Frankreich mit ahnungslosem Optimismus beurteilt. Die Ereignisse der großen Juliwoche kamen am 3. August nach Beaujeu: die Ordonnanzen des Königs, die Erhebung der Hauptstadt, die Ersetzung der Bourbons durch die Orléans. Am 4. August erhielt R. die Nachricht, der Herzog von Orléans habe ihn zum Commissaire provisoire pour les affaires étrangères ausersehen. Sofort reiste er nach Paris; entgegen dem Rat seiner Freunde, die meinten, in seinem Alter habe er alles Recht, vom öffentlichen Schauplatz zurückzutreten, erklärte er sich bereit, von neuem in den aktiven Dienst zu treten. Die ihm zunächst zugedachte Stelle erlangte der Marschall Sebastiani. R. entschied sich für die Gesandtschaft in Dresden, die er Ende des Jahres übernahm (vgl. Lang, S. 517—520). — Demoiselle Jacobi: Auguste, Enkelin des Philosophen Fritz J., 2. Tochter seines 2. Sohnes Georg Arnold aus 2. Ehe (1803—1856), eine geistvolle Frau, die das Interesse Goethes, Reinhards, des Kanzlers v. Müller und aller ihr näher Tretenden gewann, aber von schwierigem Charakter, abhängig von Stimmungen und Launen, die jeden dauernden Umgang mit ihr zur Qual und Verzweiflung ihrer Umgebung machten. Im Jahre 1829 war sie nach endlosem Hin und Her zum Besuch in Weimar im Hause des Kanzlers v. Müller eingetroffen, der namentlich R. für sie auch weiterhin zu interessieren suchte. Auguste war eine Freundin Virginiens und der Tochter R.s, Sophie v. Diemar; sie hatte sich im Hause R.s in Frankfurt längere Zeit aufgehalten. Es scheint, daß sie sich in ihrer Korrespondenz mit Virginie Taktlosigkeiten zuschulden kommen ließ, die zunächst die Einstellung des Briefwechsels zur Folge hatten und endlich zu der

energischen Absage R.s im vorliegenden Briefe führten. Auguste sollte Reinhards in Paris besuchen. Der Grund, weshalb sie diese Reise aufgab, ist nicht bekannt. Weder in den Briefen Müllers an R. (Vater und Sohn) ('Chronik des Wiener Goethe-Vereins', Band 21—24) noch in den Akten des Kanzler v. Müller-Archivs in Weimar findet sich hierüber eine Andeutung, auch nicht über einen etwa geplanten Selbstmordversuch. Goethes Tagebuch 8. März 1830: „Fräulein Jacobi. Ihre Abreise, bisherige und künftige Zustände verhandelt." R., im Begriff, den Dresdner Gesandtenposten anzutreten, schreibt am 19. November 1830 an Wessenberg: „In Metz treffen wir eine Schwester Virginiens, die sich eben verheiratet. Wir werden Station in Mainz machen, wo sie eine vertraute Freundin hat." Lang vermutet, daß es Auguste Jacobi war. — anfragende Dame: die Vicomtesse Henri de Ségur in Paris, deren Brief an Goethe vom 26. November 1829 Graf R. mit Begleitschreiben vom 10. Dezember übersandt hatte. Die Vicomtesse hatte den 'Wilhelm Meister' in einen Auszug gebracht „in usum Delphini, à l'usage des Demoiselles". Sie verstand kein Deutsch und hatte nach einer schlechten französischen Übersetzung gearbeitet. „Die Dame", schreibt R. weiter, „interessiert uns durch ihre Lebhaftigkeit und ihre Sonderbarkeiten. Sie war eine reiche Erbin, vom Vater nach Knabenart erzogen, und wie nach der Heirat der Gemahl sie auf sein Schloß führen wollte, war sie verschwunden. Sie hatte das Courier-Pferd bestiegen und wurde erst in Orléans wieder eingeholt." Goethe hatte am 28. Dezember 1829 eine Antwort entworfen (gedruckt: Briefe 46, 369ff.), auch eine Reinschrift begonnen, die seinem Briefe an R. vom 11. März beigelegt werden sollte; er hatte dann aber doch davon abgesehen und den Freund gebeten, „auch hier sein Bestes zur Ausgleichung zu tun". Inzwischen scheint das Interesse R.s an den Sonderbarkeiten der Dame sich abgekühlt zu haben. — Ihre Büste bei David: Pierre Jean D. (David d'Angers, nach seiner Vaterstadt) (1789—1856), begründete seinen Ruf als Bildhauer mit der Ausführung der Kolossal-Marmorstatue des großen Condé (im Schloßhofe zu Versailles). Bereits 1826 wurde er zum Mitglied des Instituts ernannt. Auf seiner ersten Reise durch Deutschland 1828 schuf er die in der Landes-Bibliothek zu Weimar stehende Büste Goethes. Sie wurde dort am 28. August 1831 — dem letzten Geburtstage des Dichters — enthüllt. Auf seiner zweiten Reise 1834 nach Deutschland modellierte er die Büsten Danneckers, Schellings, Tiecks und Rauchs. — Foy: der Napoleonische General und Militärschriftsteller Graf Maximilien Sébastien Foy (1775—1825). — Der Herr Gemal meiner Tochter: Georg v. Diemar, der im Jahre 1823 die Gräfin Sophie Reinhard in Baden, wo er als Kavallerieleutnant in Diensten stand, kennen lernte, hatte Sophie im Jahre 1825 geheiratet, sie wurden auf dem Stammschloß der Diemars, Walldorf bei Meiningen, getraut (s. oben). Die Verhältnisse ließen bald viel zu wünschen übrig. Diemar war jetzt zwar Kammerherr und Reisestallmeister beim Herzog

von Koburg, hatte aber so gut wie nichts zu tun, verbrauchte das Vermögen seiner Frau und führte ein Leben der Langeweile; überdies war er schwer verschuldet. Graf R., dem diese Zustände unerträglich wurden, erreichte es nach zahlreichen unerquicklichen Verhandlungen und Reisen durch Vermittlung der Großherzogin Maria Paulowna in Weimar, Diemar in russische Dienste zu bringen. Er kam nach Warschau als Major, Sophie ging inzwischen nach Weimar (Juli 1829), wo sie die freundlichste und rücksichtsvollste Aufnahme fand. Sie traf dort ihre Freundin Auguste Jacobi (s. oben), machte sich Goethen wert durch die Fertigkeit, mit der sie Byron ins Deutsche übertrug, und lebte in dem Zirkel der schöngeistigen Gesellschaft Weimars, die unter der Führung Ottiliens v. Goethe die Blätter des 'Chaos' zum Austausch ihrer poetischen Ergötzlichkeiten machte. Georg v. Diemar war erst am Balkan angelangt, als der Friede von Adrianopel den russisch-türkischen Krieg beendete. Der Garnisondienst in Jassy behagte ihm nicht, und im Juni 1830 kündigte er sein Erscheinen in Weimar an. R. verfügte die Überführung seiner Frau nach Württemberg, bevor ihr Gatte ankomme, und wollte die Scheidung durchführen, falls Diemar nicht wieder nach Rußland zurückkehre. Aber dieser erschien vorzeitig in Weimar, reichte ohne Wissen der Familie seine Entlassung ein und hatte sofort die Herrschaft über seine Frau wiedergewonnen. Später wohnte Sophie mit ihrem Gatten in Tübingen; im Jahre 1835 erwarb R. für sie ein Gut im Taubergrunde bei Mergentheim, und hier hat fortan die Tochter R.s mit ihrem Mann ihr Leben zugebracht. Trotz aller Ungleichheit ihrer Erziehung, ihrer Neigungen und Anschauungen haben sie glücklich gelebt. Still und demütig trug Sophie das selbstgewählte Los, auch ihr herbes Geschick als Mutter. Sie hatte zwei Töchter und vier Söhne von unbändiger Art. Alle sind frühzeitig im Leben untergegangen. Nach dem Tode des Majors 1858 verkaufte Sophie das Gut und zog nach Stuttgart. Dort (oder in Tübingen, Lang, S. 567) ist sie im März 1861 gestorben (vgl. Lang, S. 506—08, 518, 528). — persönliches Wiedersehn ist wohl in diesem Leben nicht mehr zu hoffen: Als R. nach der Julirevolution noch einmal ins aktive politische Leben zurückkehrte, machten ihm Alter und seine Gewohnheiten, wie er selbst sagt, einen politischen Quietismus wünschenswert, und er zog den Dresdner Posten allen andern vor. Am 13. Oktober schreibt er an Wessenberg: „. . . Im übrigen werden wir Weimar wieder haben, wo ich gewissermaßen naturalisiert bin, und ich werde noch einmal unsern Patriarchen sehen, von dem ich vor kurzem erst Abschied für dieses Leben genommen habe." Goethe erkrankte bald darauf schwer; als R. nach Weimar kam, fand er den bereits Totgesagten wieder auf dem Wege der Besserung. „Ich fand ihn während der drei Tage, die wir in Weimar zubrachten, sichtlich sich erholend und kräftigend. Er hatte sich noch sehr zu schonen, aber seine Augen hatten nichts von ihrem Ausdruck verloren, und selbst der metallische Ton seiner Stimme kam ihm allmählig wieder."

Goethes Dornburg

Von Hans Wahl (Weimar)

Für den, der Dornburg liebt — und wer hätte es kennengelernt, ohne es zu lieben —, bedarf es kaum einer Rechtfertigung, wenn die Goethe-Gesellschaft als die Eigentümerin der Schlösser in ihrem 'Jahrbuch' gelegentlich der Geschichte Dornburgs einige Aufmerksamkeit widmet, zumal dann, wenn es sich um das Dornburg der Goethe-Jahre handelt.

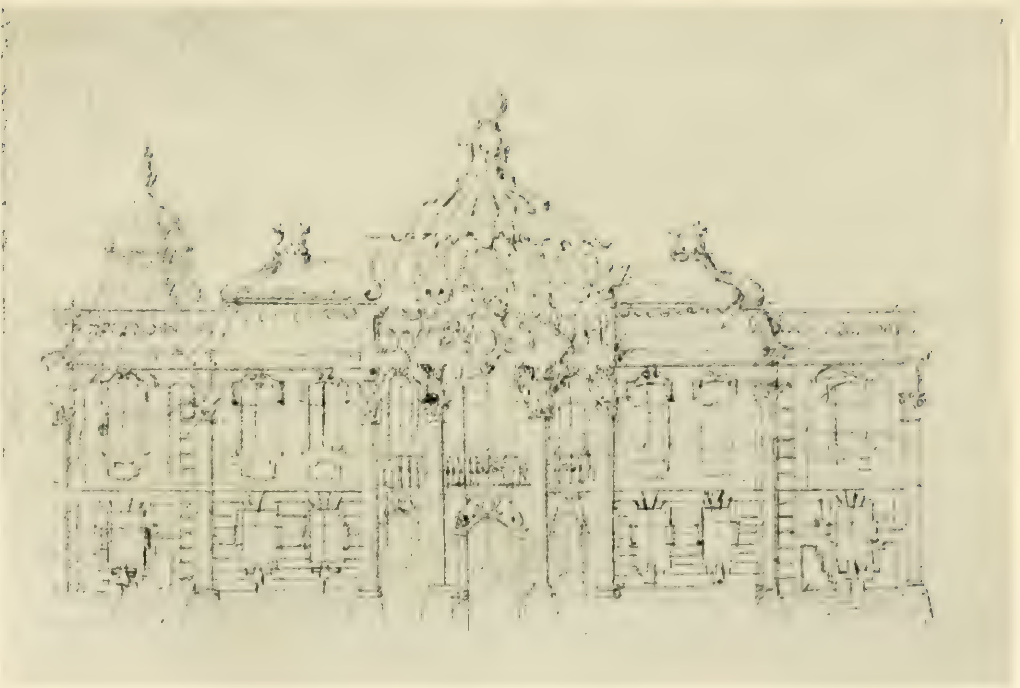
In der kleinen 'Schrift' der Goethe-Gesellschaft vom Jahre 1923 habe ich versucht, die Geschichte Dornburgs knapp zu skizzieren, dann über Schlösser und Gärten nur kurz einiges mitgeteilt, um länger verweilen zu können bei dem Thema: Goethe in Dornburg. Es ist nicht meine Absicht, die summarisch behandelte Vorgeschichte der Schlösser jetzt ausführlicher nachzuholen, so reizvoll sie auch in mancher Hinsicht ist, sondern einige Dokumente vorzulegen, die sich mittlerweile haben finden lassen und die uns das Goethische Dornburg bildmäßig genauer verdeutlichen, als es der gegenwärtige Zustand selbst bei aller Bemühung gewähren kann, die auf eine Wiederherstellung des Zustands vom Jahre 1828 geht; genauer schon deshalb, weil Dornburg selbst sich in dem halben Jahrhundert von 1776—1828 gründlich gewandelt hat. Das Aschenbrödel unter den weimarischen Schlössern ist schließlich die letzte Gartenliebe des alten Großherzogs geworden. Daß es dabei das alte, zerrissene Küchenkleid ausgezogen und ein neues, buntes, fröhliches Gewand übergeworfen hat, ist so natürlich wie im Märchen.

Wenn Goethe zu kurzer Rast „das ruhige überliebliche Schlößchen" aufsuchte, um in den Pausen seiner Dienstgeschäfte an 'Iphigenie' und 'Egmont' zu arbeiten, da war er „dem alten Ernst August" dankbar, der „durch seine Veranstaltung auf

dem schönsten Platz, auf dem bösten Felsen" ihm „eine warme Stube" bereitet hatte; er bemerkte jedoch zugleich den verwahrlosten Zustand der Schloßanlage und schrieb grollend an Frau v. Stein: „Wenn nur die Fürsten sein könnten wie Bürger, wo doch einer des Vaters Gartenhäuser, wenn er einigermaßen kann, in baulichem Wesen erhält! Doch ist's wohl in allen Ständen so, daß unsere Wünsche uns hin- und herschleudern, wir, was wir besitzen, darüber verschleudern und nicht eh' achten lernen, bis es fort ist."

Dornburg zeigte sich ihm als die Anlage eines Rokokofürsten, der zu bald nach der Vollendung des Baues gestorben war, um noch abschließend und einrichtend seine Hand an das Ganze legen zu können. Dann hatte das weimarische Land über ein ganzes Vierteljahrhundert lang — zwei Jahre ausgenommen — keinen regierenden Herzog gehabt. In diesen 27 Jahren hatte sich in Weimar niemand um Dornburg gekümmert. Es wurde recht eigentlich von Goethe erst im Jahre 1776 wieder entdeckt, blieb jedoch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts trotzdem das Stiefkind unter den weimarischen Schlössern.

Mangel an Mitteln und fehlende Teilnahme begünstigten den Verfall der heiteren Anlage Ernst Augusts. Wenn demnach Goethe bei seinem ersten Besuche sicher schon den Spuren des Untergangs begegnete, so ist es gleichzeitig gewiß, daß sich das, was damals verfiel, auch in architektonischer und gärtnerischer Hinsicht ganz anders darstellte als das heutige Dornburg. In den Beständen der Weimarer Landesbibliothek haben sich an unerwarteter Stelle einige Zeichnungen gefunden, von deren Vorhandensein zur Zeit des Abschlusses unserer Dornburg-Schrift noch nichts bekannt war. Der 'Prospect des Hoch-Fürstl. Lust-Schlosses zu Dornburg', den im Jahre 1742 ein uns Unbekannter angefertigt hat, zeigt das Dornburger Rokokoschloß, in dem Goethe als „ambulierender poeta" mehrmals sein Quartier aufgeschlagen hat. Auch bewahrt die Landesbibliothek eine handschriftliche Chronik von Dornburg, die der Konrektor Johann Samuel Schröter um 1760 abgefaßt hat, ein Theologe, der bis zum Jahre 1763 in dem Städtchen tätig gewesen ist. Er hat dem Rokokoschloß ein besonderes kleines Kapitel gewidmet, in dem



Frühester bekannter Entwurf zur Talfassade des Rokokoschlosses

die Baugeschichte erzählt und der Zustand beschrieben wird, in dem Goethe das Schlößchen kennengelernt hat. Der wackere Konrektor berichtet also:

„Dieses Schloß, welches ebenfalls am Berge beynahe in der Mitte der Stadt stehet, ist von dem hochseeligen Herzog Ernst August erbauet, und giebt der Stadt eine besondere Zierde, und unten in der Straße den Reisenden einen anmuthigen Prospect. Vor der Erbauung dieses Schloßes stunden Häußer an diesem Orthe, welche der durchlauchtigste Regente kaufte und niederreißen lies. Die Besitzer aber gedachter Häußer bauten mehrentheils in die Vorstadt, welche daher nach ihrem größten Theil entstanden. [Es folgt eine Aufzählung von 22 Häusern mit den Namen ihrer Besitzer.]

Das Schloß war anfänglich nicht also erbauet, wie es jetzo stehet, sondern der durchlauchtigste Herzog kaufften im Jahre 1734 des Amts Schreibers Völkers Hauß und ließen es unter Direction des Baumeisters Herrn Richters nach dero Gusto ändern und bauen, auch mit einen andern Dache versehen. Auf beiden Seiten ließen sie die Cavalier Häußer, Küche und Ställe anbringen und vorne ein eißern Gatter mit einer Thüre machen, daß also quer vor die Fürstl. Wohnung auf beyden Seiten Häußer und vor gleichsam ein verschloßener Hof war. Seitwärts oben aber war die Haupt Wache. Bey diesen Anstalten waren die Nr. 8 und 9 beschriebenen Häußer Lorenz Friedrich Kaschens und Johann Schmids im Wege, welche sofort auf höchstfürstlichen Befehl niedergerißen wurden. Mit diesem Baue verstrichen zwey Jahre 1734 und 1735. Nachdem aber Ihro Durchlaucht befürchteten, das auf das Völkerische Haus aufgeführte Fürstl. Gebäude möchte nicht Grund genug haben, worinne auch ihre Baumeister übereinstimmeten, so wurde dieß Gebäude samt den neben Gebäuden, und der Haupt Wache, mit den vorher angeführten Bürger-Häußern umgerißen und im Jahr 1736 das jetzige Schloß zu bauen angefangen. Dieses Gebäude dirigierte der damahlige Baumeister Herr Crone, und die Arbeiter und zwar die Mäurer wurden aus Tyrol, der Structur-Macher aber welcher Mons. Puzzi hies wurde von Ihro Durchlaucht aus Italien verschrieben.

Die Arbeit ist so wohl gerathen, daß alle Fremde, die dieselbe gesehen, sie zugleich gerühmt und bewundert haben.

Wenn wir alles, was Sehungswürdig ist, genau beschreiben wollen, so ist es am besten, wenn wir von unten anfangen. Es liegt dieses Schloß auf der Spitze des Berges, und hat sowohl zur Rechten als auch zur Linken eine freye und ziemlich weite Aussicht. Unten am Berge hat man einige und zwanzig Stufen hinunter zu steigen, da man denn auf ein angenehmes und räumliches Fünfeck kömmt. Dieses ist unten hohl, mit einem kostbaren geräumlichen kühlen Gewölbe versehen. Dieses Gewölbe hat auf beiden Seiten Thüren, und zwei Lufft Löcher, in der Mitte stehet ein großer steinerner Pfeiler, welcher den Fußboden dieses Fünfecks trägt. Das Fünfeck selbst, deßen Mauer vier Ellen dicke ist, ist oben mit puren quatrat Stücken gepflastert, und rings umher mit einen eisernen Gatter versehen. Auf jeder Ecke des Gatters befindet sich eine große eiserne Stange mit einer Schraube, darauf man Laternen schrauben kann. Diese hat man offt gebraucht, wenn Ihro Durchlaucht auf selbigen des Nachts gespeißet, oder sich sonst ein Vergnügen daselbst gemacht haben. Am Anfang dieses Fünfecks ist in den Felsen eine Grotte mit Nischen gebrochen, welche mit Stuffen und Muschelwerk haben ausgezimmert werden sollen, in dieser Grotte war die Weinschenke, wenn Ihro Durchlaucht auf dem Fünfeck speiseten. Das unterste Stock des Schloßes ist von der Stadtseite her betrachtet unter die Erde gebauet und bestehet in einem großen Zimmer in der Mitten, und einigen kleinen Zimmern auf beyden Seiten. Das Mittelzimmer hat zwey Thüren, welche auf das Fünfeck gehen und deren Oberes Theil mit Glas-Scheiben versehen ist. Macht man diese Thüren auf, so ist noch einige Ellen breit gerade über der Grotte ein Rundtheil gebauet, darauf Trompeten und Paucken stunden, wenn Ihro Durchlaucht auf dem Fünfeck speißeten. Doch ist dieses Rundtheil nicht heruntergepflastert, sondern unter demselben gehet eine Thür heraus, auf beyden Seiten aber sind ziemlich breite Spaziergänge, welche der jetzige Schloß Vogt zu seinem Vergnügen in Ländereyen verwandelt hat. Fast am Ende eines jeden dieser Spaziergänge ist ein Drey Eck angebracht, auf welche bey dem Daseyn des Fürsten Canonen ge-

pflanzet wurden, am Ende eines jeden Ganges aber ist ein Lust-häuschen gebauet, unter welchen auf beyden Seiten schöne Weinberge angepflanzet sind. Das zweyte Stock bestehet in der Mitte in einem großen und prächtigen Tafel-Zimmer, auf beyden Seiten aber in einigen feinen Neben Zimmern. Das Tafel Zimmer ist oben mit prächtiger Structur versehen, die Seiten aber bis an die Decke, wie auch Pfosten der Thüren sind mit gegoßenem Marmor überzogen, welches, so er ordentlich abgeputzt ist, ein blendender und prächtiger Anblick ist. Auf beyden Seiten aber sind Camine eingebrochen, welche ebenfalls mit gegoßenem Marmor überzogen, oben aber mit Muschel-Structur Werk versehen sind. Eine Treppe höher hinauf sind noch einige Stuben für Domestiquen angebracht, deren Fenster zum Dach herausgebrochen, und jezo vom Schloß Vogt bewohnt werden. Das Dach selbst ist auf Italiänische Arth gebauet, und macht das Schloß selbst einen Prospect mit zwey Flügeln. Auf beyden Seiten des Schloßes in einer kleinen Entfernung von ohngefehr etlichen und zehn Schritten finden sich etliche Cavalier-Häußer, dabey zu bedauern, daß sie jetzo so baufällig sind, daß ihr völliger Einsturz in wenig Jahren zu befürchten stehet. Bewohnt können sie garnicht werden. Auf der einen Seite zur Rechten des Eingangs ist ein angenehmer Lustgarten mit einigen großen Kirschbäumen und vielen geschnittenen Pyramiden aus Dachsbaum, oben quer vor aber sind die Fürstl. Ställe und Küche unter ein Tach gebracht, davon letztere aber mit einigen Zimmern versehen, welche der verstorbene Amtshauptmann der Herr von Harling bewohnet hat. Merkwürdig ist noch vom Schloße selbst, daß dessen Grund nicht wie sonst gewöhnlich aus Quatrat Stücken sondern aus kleineren und Mittel Steinen bestehet, doch sind dieselben dergestalt in Kalg eingeleget, daß eine Senkung dieses Gebäudes nicht zu besorgen ist.

Fürstliche Schlößer sind in Kriegs Zeiten keine Quartiere für Soltaden, und wenn es auch hohe Generals Personen und andere Officiers wären, daher auch dieses Schloß bey den vielen Einquartierungen, welche Dornburg in dem von 1756—1763 geführten Kriege erlitten, jederzeit frey geblieben, ob sich gleich manche Officiers verschiedene Ergötzlichkeiten daselbst gemacht

haben. Nur der durchlauchtige Prinz von Hildburghausen als damahliger Chef der Reichsarmee nahm 1757 dieses Schloß zu seinem Quartier unter dem Vorwand, daß seine Armee und er unmittelbar von dem Kayßer dependiere, welchem alle Oerter und Wohnungen, so zum Reiche gehörten, zu Befehl stünden. Zu eben dieser Zeit und nachher noch einige mahl wurde in diesem Fürstl. Schloße katholischer Gottesdienst gehalten."

Soweit unser Rektor als erster Chronist von Dornburg. Er war, wie er in dem mehr nützlich als erbaulich zu lesenden Kapitel III, Abschnitt II seines Opus, genannt: 'Von denen Rectoribus', über sich selbst aussagt, 1756—1763 in Dornburg beamtet, hat also das Schlößchen nicht entstehen sehen. Als wichtigstes Ereignis im ganzen 18. Jahrhundert nach dem großen Brande von 1717 waren jedoch den Dornburgern die Einzelheiten der Schloßerbauung gewiß gegenwärtig; hatte sie doch das Antlitz ihrer lieben Stadt vollkommen verändert. Der Rektor schöpft also hier aus zuverlässigster Quelle, und den ruinösen Zustand der ganzen Anlage hat er ja selbst täglich vor Augen gehabt. Irgendwelche Verbesserungen sind bis zu Goethes Tagen nicht mehr vorgenommen worden. Wir können bequem mit Hilfe des Rektors und des hier beigegebenen 'Prospektes' das Dornburg der Siebziger Jahre, die Zufluchtsstätte des 'Iphigenien'- und 'Egmont'-Dichters, wiederherstellen. Sie deckt sich fast genau mit dem 'Prospekt' und weicht nicht unbeträchtlich von dem heutigen Zustande ab. Wegdenken müssen wir nur das rechte Hintergebäude und den davor liegenden Garten. Beides hat der baufreudige Großvater Karl Augusts nicht mehr ausführen können.

Kam Goethe reitend von Weimar, so stieg er vor dem geöffneten Tore im mittleren Hintergrunde vom Pferde, das dann wohl in der Stallung zur Linken untergebracht wurde. Über den jetzt noch ähnlich erhaltenen Hof schritt er in das erste Stockwerk des Schlößchens, um — wir wissen nicht mehr wo — sein Quartier aufzuschlagen. Blickte er aus einem der rückwärtigen Fenster, so sah er zur Linken den rechteckigen Rokokogarten mit den Taxuspyramiden liegen, zur Rechten eine Rasenfläche, die sich zwar auf gleicher Höhe wie der Garten darbot, jedoch nicht die

Grundriß der Anlage des Rokokoschlosses im Verfallszustande vom Jahre 1795

formende Hand eines Gartenstilisten erfahren hatte. Rechts und links vom Schlößchen selbst leiteten breite Rasenstreifen zu zwei Pavillons, Miniaturnachbildungen des Hauptschlosses, hinter denen kleine Gärten lagen, linksseitig ein winziger Stilgarten, rechts am Ende einige Nutzbeete. Die beiden Pavillons waren mit dem Hauptgebäude durch Fassadenmauern verbunden, die, wenn man das Ganze vom Tal aus betrachtete, den Eindruck wohnlicher Verbindungsgebäude erweckten. Wollte man auf die Terrasse vor dem Schlößchen gelangen, wo der Herzog Ernst August seine Pauker und Trompeter beim Frühstück aufmarschieren ließ, und zu den dreieckigen Bastionen, wo die Kanonen aufgepflanzt wurden, oder gar auf das tiefer gelegene Fünfeck, wo die Weimarer Hofgesellschaft unter Goethes Führung im Juli 1777 jenen herrlichen Sommermorgen erlebt hat, so konnte man das nur durch das Hauptgebäude hindurch. Die beiden schilderhausähnlichen „Lusthäuschen" rechts und links von der Terrasse vor der Gebäudefront schlossen den herzoglichen Besitz nördlich und südlich damals ab.

Das Dornburg des jungen Goethe stellte sich also als eine wenn auch nicht völlig durchgeführte, so doch überaus reizvolle Anlage des reinen Rokoko dar.

Wie weit die „Vereinfachung und Verbauerung" eines solchen Dokumentes aristokratischer Kultur in wenig Jahrzehnten gehen konnte, das zeigt unsere zweite Beilage: der 'Plan des sogenannten neuen Schlosses zu Dornburg nebst allen dazu gehörigen Gebäuden, Garten und Weinberg Plätzen, aufgenommen von Carl Frid. Steiner junior 1795'. Dieser Grundriß der ganzen Anlage wurde offenbar in Auftrag gegeben, als sich der Herzog Karl August entschlossen hatte, dem unerfreulichen Zustand auf die eine oder andere Weise ein Ende zu machen. Der Plan, der gegenüber dem vorherbetrachteten Prospekt umgekehrt orientiert ist (der Felsenabsturz mit dem Schlößchen liegt jetzt am oberen Rande der Zeichnung), verrät, daß von einem Ziergarten des Rokoko keine Rede mehr war; die Mauern des linken Gartenparterres werden als „verfallen" bezeichnet, der linke Pavillon als „demoliert", der rechte als „ohne Bedachung". Eine allgemeine Vergrasung hatte platzgegriffen.

Der Beschluß, der nach Lage der Dinge und Bestand Herzoglicher Baukasse damals gefaßt wurde, war: vollständige Niederreißung der beiden Seitengebäude und der vielleicht noch vorhandenen Verbindungsfassaden bis auf Gartenmauerhöhe. Die beiden Lusthäuschen am Ende der Bastionsterrasse waren schon längst nicht mehr vorhanden. Die Entzopfung der Anlage, gärtnerisch längst vollzogen, wurde im Jahre 1797 im ganzen vollendet; glücklicherweise blieb wenigstens der dreifache Terrassenunterschied der Gartenstücke hinter dem Schlosse zum Teil bestehen. In diesem Zustande bot sich Goethes Dornburg ihm und seinen Jenaer Besuchern, Wilhelm v. Humboldt und Schiller, am Ende des Jahrhunderts dar. So und nicht anders mag es ihm im August 1806 erschienen sein, als er, für lange Zeit zum letzten Male, hier oben weilte und das liebliche Tal mit der gewundenen Saale, der Brücke und der Mühle zeichnete.

Um zusammenzufassen: wenn Goethe im 18. Jahrhundert in Dornburg weilt und von Dornburg spricht, so ist immer der Bezirk des „mittleren" Schlosses gemeint, der in 60 Meter Breite etwa ein Sechstel der Breite des jetzigen Bergparkes in der Mitte des Kalkfelsens herausschneidet, der nach Norden gegen die alte Burg, nach Süden gegen das Stohmannsche Freigut durch eine Mauer getrennt ist. Das Rokokoschloß Ernst Augusts ist im 18. Jahrhundert, ja, genau gerechnet, bis zum Jahre 1824, das Schloß zu Dornburg.

Erst im Jahre 1817 hat Goethe sein Dornburg wieder aufgesucht. Er fand manches völlig verändert. Vierzig Jahre nach seinem ersten Dortsein war eine entscheidende Maßregel getroffen worden, die das Schlößchen mit einem Schlage anscheinend der Residenz um viele Kilometer nähergerückt hatte: ein bequemer Fahrweg schnitt, schräg aufsteigend, den Kalkfelsen an, wandte sich am Nordrand durch den „Hain" hinauf zum Ort und erreichte das Schlößchen von dort aus. Der alte, ebenso romantische wie für Wagen kaum passierbare Hohlweg, der den Berg- und Stadtfelsen nördlich umging, war außer Kurs gesetzt. Man entdeckte die Dornburgen von Weimar aus zum zweiten Male und diesmal für immer. Vom Jahre 1817 an fand sich der weimarische Hof alljährlich öfter auf dem Felsen-

schlößchen ein; von seinem Jenaer Arbeitsquartier erschien nun als Gast auch manchmal Goethe wieder. Das Schlößchen wurde nun erst vom Großherzog Karl August vollkommen möbliert, und so kam es, daß der reizende Rokokobau es sich gefallen lassen mußte, eine bescheidene Einrichtung aufzunehmen, die den Stil und Lebenswillen einer völlig andersgearteten Zeit zum Ausdruck brachte.

Immerhin, das Schlößchen war bewohnbar geworden. Geradlinige gelbe Schreibsekretäre standen in jedem Wohnzimmer, halbkreisrunde gelbe Konsolschränkchen unter langen rechtwinkligen Spiegeln, steiflinige gelbe Kommoden und kreisrunde gelbe Tische mit schwarzen Beinen, die in Löwenklauen endeten wie die der Schreibsekretäre, waren in jedes Zimmer eingezogen; nur Ernst Augusts Speisesaal im Erdgeschoß bewahrte einigermaßen getreu den Geist des Hauses. Dort herrschte das blauweiße Porzellan: aus dem Saaletal, aus Meißen, aus Holland, aus China. So um vieles wohnlicher als im vergangenen Jahrhundert zeigte sich das Rokokoschlößchen, als Goethe am 23. April 1818, an jenem denkwürdigen Tage, den der Kanzler v. Müller, hier zum Poeten geworden, so reizvoll beschrieben hat, Gast der Gräfin Egloffstein und ihrer schönen Tochter war.

Noch immer begrenzte den Schloßbezirk nach Süden zu jene Mauer, die wir auf dem 'Prospekt' links erkennen, und der größte Teil des Berglandes gehörte einem Landwirt namens Stohmann. Dieser bewohnte das südliche „Schlößchen", jenen Bau aus der deutschen Renaissance, der heute den Namen 'Goetheschloß' trägt und in seinen Räumen am stärksten die Erinnerung an den Dichter birgt. Niemand wußte damals mehr, daß dieses „Schloß" und das dazugehörige Freigut während der Bauzeit des Rokokoschlosses schon einmal fürstlich weimarischer Besitz gewesen war.

Gleich an die Mauer des ehemaligen Rokokoziergartens grenzte die Stohmannsche Scheune mit dem Malzhaus. Eine Porzellanmalerei auf einer Tasse aus dem Besitz des Dornburger Schloßgärtners Sckell zeigt dieses gegenüber dem Ernst Augustischen Marstall gelegene Gebäude, das erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts abgerissen worden ist.

An das Stohmannsche Schlößchen waren drei Häuser angebaut, die auf einigen älteren Bildern, die wir in der Dornburg-Schrift wiedergegeben haben, erkennbar sind, die sogenannten Freihäuser. Diese unterstanden nicht den Amts- oder Ratsgerichten, sondern der eigenen Gerichtsbarkeit des Stohmannschen Freiguts. Ostwärts vor dem Stohmannschen Schlößchen sprang vielleicht schon damals im Rundbeete der Springbrunnen, und hinter ihm bergaufwärts nach der Stadt zu befanden sich sicher schon der Kuhstall, zwei Schafställe, das Gesindehaus, das Frohnehaus, das Kelterhaus, mehrere Scheunen und steil am Rand des Felsens ein aus dem 16. Jahrhundert stammendes Wohnhaus, in dem sich der letzte Besitzer des Freiguts, eben jener Stohmann, im Jahr 1822 erschossen hat. Nur noch dieses Haus, der daran anschließende Nutz- und Ziehgarten und die Hälfte einer Scheune als Geräteschuppen liegen heute nahe dem Schloß; das gesamte übrige Grundstück ist in eine Parkanlage verwandelt worden.

Wie aber sah, so fragen wir, das Dornburg eigentlich aus, das Goethe zum Sommersitz erkor in jenem Jahre 1828, das sich dem Tieferschütterten als eine Zufluchtsstätte öffnete, ihm das grausige Bild des Todes zu verscheuchen und den kraftvoll Genesenden dem Leben zurückzugewinnen? Gewiß nicht so wie heute! Aber auch nicht mehr so wie damals im September 1817, als Goethe das Wohngebäude und die Stallungen Stohmanns mit Teilnahme besichtigte und dabei wohl zum ersten Male das Haus betrat, das durch ihn 11 Jahre später unsterblichen Glanz erhalten sollte. Denn mittlerweile hatte der Großherzog Karl August von den Erben Stohmanns das Freigut erworben und im Jahre 1825 hier mit seiner letzten großen Gartenarbeit begonnen. Ihr Gelingen hatte den Todkranken in den Pfingsttagen 1828 herzlich erfreut, ihn, der so gerne wachsen sah, was er gepflanzt hatte. Goethe hatte seit 1818 keine Gelegenheit gehabt, Dornburg aufzusuchen, hatte also von der gärtnerischen Umgestaltung nichts gesehen, wenn auch natürlich oft davon gehört.

Die 'Geometrische Aufnahme der Gebäude des vormaligen Stomannischen Guthes zu Dornburg' vom Juni 1825, die wir nun-



Geometrische Aufnahme des Stohmannschen Guts
(das Goetheschloß links vorn)
im Zustande von 1825 mit 12 Wirtschaftsgebäuden

mehr vorlegen, zeigt den südlichen Garten um das neuerworbene Schlößchen, nachdem der doppelte Anschluß an den Rokokogarten (rechts) erfolgt ist. Die Freihäuser sind niedergelegt, und ein Englischer Garten ist entstanden, der leider so geometrisch aufgenommen ist, daß er uns weder Baum noch Busch noch Blumenanlagen verrät, die gewiß vom Großherzog bereits angeordnet waren. Sicher ist, daß die Scheune und das anliegende Malzhaus unangetastet geblieben sind bis lange nach Goethes Tagen.

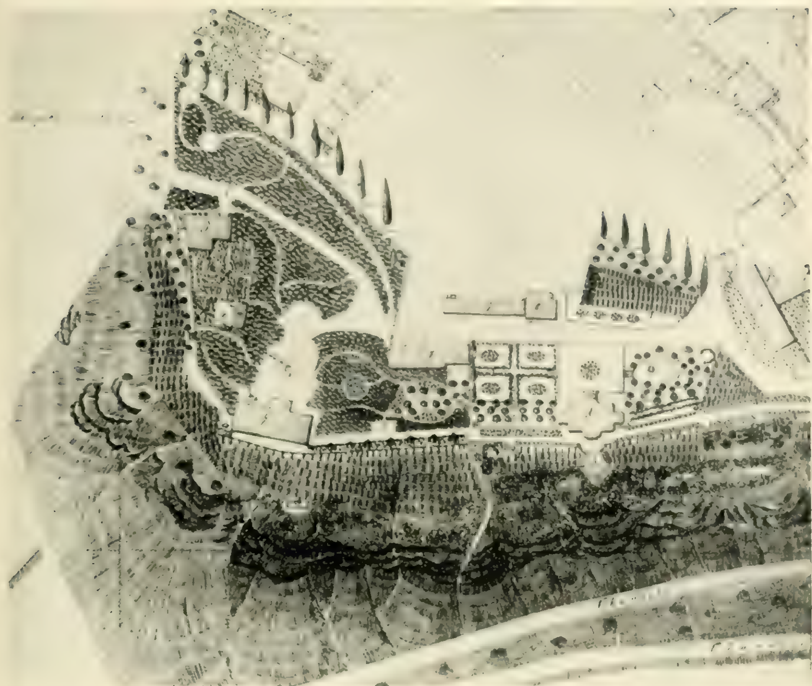
Das Wohnhaus am linken oberen Rande unserer Zeichnung steht noch jetzt. Hier wohnte viel später, wie man in Dornburg noch zu erzählen weiß, der „Domherr", das ist Franz Liszt; hier hatte bis kurz vor der Übernahme der Schlösser durch die Goethe-Gesellschaft die fränkische Dichterin Sophie Hoechstetter ihr Dichterheim aufgeschlagen.

Sah Goethe, wenn er aus dem Portal seines Schlößchens trat, im Sommer 1828 ortwärts hinter dem Springbrunnen die neun Wirtschaftsgebäude vor sich liegen? Oder waren die Gartenanlagen seit 1825 bereits bis zur Gutsmauer mit der Pappelreihe vorgedrungen? War der Schloßgarten damals schon so ausgedehnt, wie ihn der hier beigegebene Plan aus den Dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts zeigt? Wir wissen es nicht. Goethe erwähnt in seinen Dornburger Briefen nichts von einem rückwärts gelegenen Gutsbetrieb, ebensowenig aber auch bergansteigende neue Anlagen. Wollen wir aber das Dornburg bei Goethes letztem Aufenthalt mit Augen sehen, so „spazieren" wir am besten gleich ihm in jenem Sommer beim Lesen seiner Worte auf den Terrassen und in den Gärten auf und ab. So wenig es ist, was sich aus Goethes gelegentlichen Äußerungen ablesen läßt, so lehrt es doch, daß sich das gärtnerische Antlitz Dornburgs seit der Einbeziehung des Stohmannschen Gutsbezirks nicht nur in diesem selbst, sondern im ganzen Berggarten durchaus geändert hatte. Die Weinberge waren schon immer vorhanden gewesen und reichlicher als heute. Aber von „Rosenlauben", „Laubengängen", der „Eschenlaube", von „Blumenbeeten" hören wir in Goethes Dornburger Briefen zum ersten Male. Ein Blick auf den Gartenplan aus den Dreißiger

Jahren verrät uns alles, was wir brauchen. Die Eschenlaube, jetzt Eschengang genannt, zieht sich rechts vom Rokokoschlößchen an der Mauer hin, wo einst der junge Goethe den demolierten Pavillon mit seiner bröckligen Verbindungsfassade erblickt hatte. Der Rokokogarten mit den Taxuspyramiden und Zier-Kirschbäumen, der um 1795 ein stilloser Baumgarten geworden war, wird jetzt durch einen Rosenkreuzgang in vier Teile zerlegt, die von ovalen Blumenbeeten geschmückt werden: Goethes „Rosenlauben". Der Vorplatz vor dem Rokokoschloß nach dem Orte zu wird geziert durch ein kreisrundes Blumenbeet. Wo früher, links vom mittleren Schlößchen, der dachlose Pavillon gestanden, da ist ein mit zwei Reihen Akazien und Linden bepflanzter „Teeplatz" entstanden; lange Blumenbeete ziehen sich an den trutzigen Bastionen rechts und links vom Rokokoschloß hin, an deren Mauern im August die vielfarbigen Malven emporsteigen. An allen Steilmauern der Scheinbastionen ist der Wein an Spalieren in die Höhe geklettert. Die Terrasse vor dem Rokokoschloß hat sich nach Norden und Süden zu erweitert. Sie geht hinter der alten Burg in den 'Hain', den Bergwald, über und wendet sich südlich um das Stohmannsche Schlößchen herum, die alte Stadtmauer bis zu den ersten hochgelegenen Häusern begleitend. Die sechsfachen Terrassen im Schloßgarten Ernst Augusts haben überall Verbindung gewonnen mit den weniger stark im Niveau gegliederten Gärten zur Rechten und Linken. Die Stohmannsche Hofraite ist ein Englischer Garten, oder besser gesagt, ein Ziergarten im Geschmack um 1825 geworden mit gewundenen Wegen, umbuschten Plätzen und bunten Blumenabschnitten.

Überall zeigt sich der gutberatene Natur- und Kunstsinn des alten Großherzogs, der nicht etwa den ursprünglichen Stil wiederherstellen, sondern das Ganze zu einer Einheit verschmelzen wollte, so daß ganz ohne Goethes Wissen und Zutun jene Gärten entstanden waren, deren Anlage und Flor den 79jährigen Dichter entzückt hat.

Dieses Dornburg, das Dornburg Goethes, ist in den Jahren nach 1816, vor allem nach 1824 entstanden. Es ist im 19. Jahrhundert keiner wesentlichen Veränderung mehr unterworfen worden. Der Großherzog Karl Alexander, Karl Augusts kunst-



Grundriß des Dornburger Schloßgartens (südlicher und mittlerer Teil) nach der Vereinheitlichung durch den Großherzog Karl August (1825–28)

A: Rokokoschloß; rechts davon C–D: Eschengang; links Teeplatz und Rosenkreuzgang; G: Goetheschloß

sinniger und in Fragen der Tradition ehrfürchtiger Enkel, der selbst als zehnjähriger Erbprinz Goethes Gast im Stohmannschen Schloß gewesen war, der als regierender Fürst seinen Geburtstag meist auf Dornburg verbrachte, hat darauf gehalten, daß die letzte Residenz Goethes als ein Denkmal besonderer Art erhalten wurde. Trotzdem war es nicht zu vermeiden, daß sich in die bewohnten Räume allerlei Mobiliar einschmuggelte, das den Tagen Goethes fremd gewesen. Wer wollte den Lebenden das Recht, wie ihresgleichen zu hausen, verkürzen? Die jungen Bäume in den Gärten wuchsen heran, wurden betagte Riesen. Im letztvergangenen Menschenalter begannen sich bei zurückgesetzter Pflege die Büsche gewaltsam auszubreiten und überwucherten die gesamte ehemalige Stohmannsche Besitzung. Angeflogene Baumfrucht und Streusaat stieg die Kalkfelsen unaufhaltsam herauf und verdeckte Weinberge und Blumenblüte. Der historische Rosenkreuzgang, Goethes Rosenlaubengang, wurde im Weltkrieg von Schneelasten zusammengedrückt und abgetragen; Ernst Augusts Rokoko-Ziergarten verarmte so abermals und wurde ein viereckiger Acker. Die wundervolle Landschaft des Saaletales mit den gegenüberliegenden Tautenburger Forsten war nicht mehr hineingezogen in die gestaltete Natur des Stohmannschen Gartens, der nur noch dichtumbuschte Wege ohne jeden Durchblick enthielt. So im falschverstandenen Sinne der Romantik verwunschen, so war unser Dornburg, als wir es im Jahre 1923 übernahmen von — niemand, der es haben wollte. Es war für uns außer Zweifel, daß wir nicht das Dornburg Ernst Augusts, dessen schwachen Abglanz der junge Goethe kennengelernt hatte, zu erhalten und wiederzuerwecken hatten, sondern das Dornburg des Jahres 1828.

Das war leichter beschlossen als getan. Denn zunächst hieß es, die erstgestifteten Mittel zu verwenden, um Zucht in das Ganze zu bringen. Während des Krieges und in den folgenden Jahren waren Erhaltungsmaßnahmen aus Sparsamkeit unterlassen worden. Die Wildwüchsigkeit in den Gärten hatte zugenommen. Teile der Zäune waren umgebrochen, auch von Holzbedürftigen zweckdienlich verwendet worden. Ein Stück Terrassenmauer hatte dem Erddruck nachgegeben und war eingestürzt, der Blitz hatte

in das Goetheschloß eingeschlagen, die Wetterwände des Rokokoschlößchens blätterten ab, die Dachrinnen waren schadhaft, der Dachkasten morsch, Wasser lief an Innenwänden hinab, Tapeten klafften, zermürbte Gardinen, zerfetzte Rollvorhänge hingen an den Fenstern, in Möbeln und Dielen hatte sich der Wurm ausgebreitet. Das dritte Haus im Schloßbezirk, das Freihaus, zeigte nach der Abhangseite einen klaffenden Riß vom Dache bis in die Grundmauern. Die Wege waren teils steinig, teils vergrast, teils bei geringstem Regen morastig. Trostlos schaute uns das wildverwachsene Viereck an dort, wo der Pergolakreuzgang, von Rosen überwuchert, Goethes Auge erfreut hatte. Unzählige Dohlen umkreisten das Rokokoschloß; der brüchige Dachkasten war ihr bevorzugtes Schlupfloch geworden. Vom alten Schloß, der nördlichen Burg, hatten sie ihr Hauptquartier in Ernst Augusts Lustschloß verlegt. Dafür waren die Nachtigallen im Steilhang stiller geworden. Zur Nachtzeit trieben sich junge Burschen und Mädchen im Park umher; denn kaum ein Torschloß des Gartens war unversehrt geblieben, und einen Respekt vor der „Herrschaft" gab es nicht mehr. Es war nur zu begreiflich, daß der Vorstand der Goethe-Gesellschaft zögernd an die Übernahme der Dornburgen ging und daß er erst dann zuversichtlicher das Erbe antrat, als wir ein Kuratorium gebildet hatten, das ihm die Sorge abzunehmen freudig gewillt war.

Obwohl noch viel zu tun ist, so dürfen wir doch sagen, daß der damalige Entschluß der Gesellschaft richtig war. Umgebrochene Zäune und klaffende Spalten, zerrissene Vorhänge, morsche Dachkasten und Regenrinnen, eingerostete Schlösser und geborstene Mauern wurden aufgerichtet, ersetzt und ausgebessert. Die Wand des Freihauses wurde von Grund aus erneuert, die Wege von Unkraut gereinigt und neu bekiest; die armstarken Efeustränge, die die wundervolle französische Schmiedearbeit der Umzäunung des Vorgartens zum Rokokoschloß zu zersprengen drohten, wurden herausgebrannt und das prachtvolle Gitterwerk wiederhergestellt. Die gleiche Sorgfalt wurde allen schmiedeeisernen Einfriedigungen und Balkonen zugewendet. Dabei fanden sich auf dem Boden des Goetheschlosses die Windlaternen Ernst Augusts wieder, die der Rektor Schröter in seiner

Chronik von Dornburg erwähnt. Sie kehrten an ihre alten Plätze zurück, so auch die dreieckigen Portallaternen des Rokokoschlosses und die beiden steifen Laternen für die Torpfeiler zum Garten des Stohmannschen Schlößchens.

Vor dem entscheidenden Angriff auf die Gärten war das Augenmerk auf das Innere der Schlösser zu richten. Hier galt es, alte Inventarstücke zu suchen und, was weit schwerer ist, zu finden. Die staatliche Umwälzung war derartigen Forschungen nicht gerade günstig. Das Glück hat jedoch auch hier geholfen, indem es an den Strand unserer Hoffnung ein Verzeichnis trieb, das nach der Übernahme des Stohmannschen Schlößchens im Jahre 1824 angelegt worden war. Es wies uns Stück für Stück die Einrichtung der Schlösser aus dem Jahre 1824 nach; aus seinen Beilagen erhellten die zahlreichen Zugänge und die Umänderungen, die die Auflösung des großherzoglichen Schlosses Nieder-Roßla im Jahre 1857 und die Überführung seiner Bestände hervorgerufen hatte. So konnte vieles ausgeschieden werden und die Wiederherstellung im Rahmen des noch Vorhandenen erfolgen. Aus Goethes Arbeitszimmer verschwanden nun die zahlreichen Kupferstiche aus Nieder-Roßla, und die italienischen Landschaften Harpers aus der Nachlassenschaft des Herzogs von Braunschweig-Oels konnten an ihre alten Plätze zurückkehren. Galvanoplastische Reliefs von Richard Wagner und Franz Liszt, drahtgesponnene Geigen als Blumenbehälter, Vasen aus Papiermaché, gemalte Tische und Stühle mit glasüberdeckten Darstellungen der weimarischen Schlösser, meist Geburtstagsgeschenke für den Enkel Karl Augusts, wanderten ins Depot. Ruhebetten und Sessel, Petroleumlampen aus den Siebziger Jahren mußten den Möbeln weichen, die das Inventar auswies. Die blauweißen Porzellane aus dem Speisesaal Ernst Augusts fanden sich in der Samenstube des Goetheschlosses, die richtigen Beleuchtungskörper in den Dienerstuben des Rokokoschlosses, wo sich auch eine Anzahl der ursprünglichen Einrichtungsgegenstände der Schlösser feststellen ließ. Andere wieder waren innerhalb der beiden Schlösser ausgetauscht worden. Wenige Tage, bevor die Goethe-Gesellschaft zum ersten Male ihr Dornburg besuchte, begann ein Treppauf- und Trepp-

abtragen, ein Schleppen durch die Gärten vom frühen Morgenstrahl bis zur Abenddämmerung. Zur Nacht knarrten die alten Dielen im Rokokoschloß unter der neuverteilten, ungewohnten Last. Es war schauerlich, als einziger Lebender in den Schlössern zu wohnen, bei einer Talgkerze die alten Inventare auszuziehen und zeichnend die Räume der Menschen im wahrsten Sinne wiederherzustellen, die vor hundert Jahren hier gelebt hatten. Es war, als schlichen durch die Zimmer ununterbrochen feindselige Gestalten; manchmal krachten die Bohlen, als fiele ein Schuß. Durch die offenen Fenster drang zarter Fliederduft, und unten im Tale rauschte das alte Wehr der Saale, ruhelos wie vor hundert Jahren. Seit einem Vierteljahrhundert hatte niemand im Rokokoschloß gehaust. Damals wurde die Rückeinrichtung im Prinzip begonnen, an deren Abschluß noch jetzt gearbeitet wird.

Schwieriger war es, in die lebendige Natur einzugreifen; denn hier galt es nicht nur einzudämmen, sondern auch zu vernichten. Liebgewordene Romantik mußte sterben, um einer besser beglaubigten Platz zu machen. Glücklicherweise gingen die Maßnahmen, die sich auf eine Wiederherstellung des Gartenbildes erstreckten, wie es sich Goethen gezeigt hatte, Hand in Hand mit einer Verjüngung des überalterten Gestrüpps, das vor hundert Jahren Ziergebüsch gewesen war.

Dennoch war der Entschluß dazu schwer, schwieriger als jeder andere bisher. Der vielfältig gegliederte Garten war mittlerweile von Fachleuten neu ausgemessen und gezeichnet worden, so daß eine genau überdachte Anordnung der Arbeiten festgelegt und in der zweckdienlichsten Reihenfolge ausgeführt werden konnte. Zunächst erhielten die steilen Terrassen und Weinberge Licht und Luft, dann wurde der überständige Flieder ersetzt, die Längsbeete neu gedüngt und bepflanzt. Der Rosenkreuzgang wurde wieder errichtet und junge Kletterrosen eingesetzt, der morsche Eschengang am Rokokoschloß ebenfalls vollkommen erneuert. Der Englische Garten am Goetheschloß wurde nach mühevoller Ausrodung der Buschwildnis in einen traurigen Acker verwandelt, der sich als vollkommen ausgedörrt erwies. Nach reichlicher Düngung wurde hier die alte Wegeführung von 1825 wieder-

hergestellt, den vollkommen verschwundenen Rasen gelang es herrlich wiederherzustellen, und nun kehrten die Umrahmungen der alten Plätze, die Buschgruppen und Säume von damals wieder, so jung und lebensfrisch, wie sie Goethe im Jahre 1828 gesehen hatte. Die Malvenwände, an deren Blütenflor sich Goethe erfreut hatte, stiegen wieder an den Mauern empor, und die Rosenlauben versprechen sich zu schmücken wie damals.

Als die Goethe-Gesellschaft sich Pfingsten 1928 in Dornburg versammelte, war für die, welche die Gärten und Schlösser schon früher gekannt hatten, die Umgestaltung oder besser die grundsätzliche Rückgestaltung eine nicht immer sofort gebilligte Überraschung; denen, die Dornburg zum ersten Male sahen, mögen sich die Anlagen ungefähr so hoffnungsfroh dargestellt haben wie Goethen selbst vor hundert Jahren, als sie erst drei Jahre alt waren.

Alles das bis zu diesem Centenarzeitpunkt Erreichte war Umriß, war Andeutung dessen, was zu erstreben erwünscht war und ist. Es hat, soweit es naturgebunden ist, stärksten Winterfrost und glühendste Sommerhitze im ganzen tüchtig überstanden, so daß man erwarten darf, daß in wenigen Jahren das Wunschbild wie im Innern der Schlösser, so auch in den Gärten erreicht wird, das Wunschbild, das in diesem besonderen Falle die Aufgabe stellt und nach unserer Meinung stellen mußte, dieses edle Erbe so darzubieten, wie es sich in dem Jahre zeigte, in dem die Weltgeschichte des Geistes Dornburg für alle Zeiten weihend und segnend berührt hat.

Ursprung und Entstehung der Elegie 'Alexis und Dora'

Von Franz Schallehn (Berlin)

„Gewiß gehört diese Idylle unter das Schönste, was Sie gemacht haben; so voll Einfalt ist sie bei einer unergründlichen Tiefe der Empfindung.“ In diesen wenigen Worten hat Schiller alsbald nach Vollendung des Gedichts all das umfassend ausgedrückt, was sodann Wilhelm v. Humboldt, Wieland, H. Meyer, Gleim, Körner, Schlegel und wie viele andere in mannigfaltiger Ausführung bezeugt haben.

Auch die späteren Erläuterer und Betrachter Goethischer Gedichte, Hehn, Viehoff, Düntzer fügten zwar manche Einzelheit hinzu und bewegten sich im wesentlichen in gleichen Gedankengängen. Während aber bis zu einem gewissen Zeitpunkt, im Gegensatz zu den andern Elegien, persönliche Beziehungen zu des Dichters Leben an dieser nicht hatten nachgewiesen werden können, machte v. Loeper darauf aufmerksam, daß Goethe 1796 von neuer Sehnsucht nach Italien erfaßt worden sei, daß er beim Abschiede von der schönen Mailänderin am Tiberhafen zu Rom etwas dem Inhalt der Elegie Ähnliches erfahren habe, und so werde die Elegie nach Italien zurückweisen: der persönliche, in diesen oder anderen ähnlichen Erinnerungen wurzelnde Anteil habe der „Idylle“ den elegischen Charakter gegeben. —

Diese nicht eben vorsichtig ausgesprochene Vermutung fand, obwohl der Wortlaut durchaus nicht überzeugend aufgestellt ist, doch weite Verbreitung, so daß die Elegie heute wohl nach allgemeiner Überzeugung als ein Zeugnis für Goethes leidenschaftliche und fortdauernde Zuneigung zu der schönen Maddalena Riggi betrachtet wird.

Die so entstandene Legende steht aber in schärfstem Widerstreit zu den urkundlichen Zeugnissen über Goethes Erlebnis.

Jene Novelle der 'Italienischen Reise', worin Goethe vierzig Jahre später von der Begegnung mit jener Schönen und dem Abschied von ihr Kunde gegeben hat, spricht nicht eben von „plötzlichem Hervorbrechen einer heftigen Leidenschaft", sondern nur von einem „Offenbarwerden", von „lakonischem Schlußbekenntnis der unschuldigsten wechselseitigen Gewogenheit, das mir auch deshalb nie aus Sinn und Seele gekommen ist". Damit stimmen denn auch als unmittelbare historische Zeugnisse die Nachrichten durchaus überein, welche in den Briefen der Nachgeschichte der Italienischen Reise überliefert sind, indem darin Angelika Kauffmann, wie auch Karl Riggi, der Bruder des schönen Mädchens, mitteilten, daß Signora Maddalena Riggi seit dem Juli 1788 — Goethe hatte am 22. April Rom verlassen! — also keine drei Monate später! — mit dem Sohne des Kupferstechers Volpato vermählt sei. „Ein glückliches Paar, hoffe, sie werden es immer sein", schließt Angelika bedeutsam genug; hatte sich doch unter ihren Augen fast der ganze Verkehr Goethes mit Maddalena abgespielt, von der ersten Bekanntschaft in Castel Gandolfo bis über das Carnaval und den Abschied von Rom. So erzählt denn auch Goethe in seinem Schlußbericht über den zweiten Aufenthalt in Rom von den ernsthaften Absichten eines wohlhabenden jungen Mannes, denen er Erfüllung wünsche.

Wie sollte Goethe, entgegen diesen vollgültigen Zeugnissen früher und später Zeit, sich getrieben gefühlt haben, seiner Sehnsucht nach Italien im Jahre 1796 durch Erdichtung eines leidenschaftlichen Liebesabschiedes Ausdruck zu verleihen, zumal diese Sehnsucht nach allem, was wir wissen, aus den kunstwissenschaftlichen Plänen sich nährte, welche Goethe mit dem bereits nach Italien vorausgegangenen Hausgenossen Heinrich Meyer verbanden. Überdies hat Goethe, während er 'Alexis und Dora' bereits im Mai gedichtet und dem Freunde Schiller mitgeteilt hatte, der im Juli bereits ihren Druck meldet, erst viel später in seinem Brief vom 7. Dezember 1796 an Schiller geschrieben: „Die zweite [Elegie] wird wahrscheinlich die Sehnsucht, ein drittes Mal über die Alpen zu gehen, enthalten".

Die Legende ist gänzlich unhaltbar.

Schon v. Loeper hat von „andern ähnlichen Erinnerungen" gesprochen, die in der Dichtung Gestalt gewonnen haben könnten. So haben auch zwei der frühesten Erläuterer Goethischer Dichtungen, ohne Heranziehung entfernter Möglichkeiten, lediglich aus verstehendem Betrachten der Elegie nach anderer Richtung gedeutet. Victor Hehn in seinen Vorträgen 'Über Goethes Gedichte' (1848, zuerst gedruckt 1911) hebt hervor (S. 284): „Zeit und Boden sind ganz ideal; dennoch rührt alles Dargestellte uns, als wär' es unser eigen Schicksal, und in jedem Zuge finden wir die Erfahrung unseres Lebens, die Physiognomie heutiger Menschengeschlechter wieder." Dora kann „eine griechische Jungfrau sein, die am Götterfeste zum Heiligtum aufsteigt; aber auch ein deutsches Mädchen in irgendeiner Reichsstadt, das im Sonntagsschmuck zur Predigt oder zur Messe geht." „Manches würde, strikt genommen, nur auf das heutige Deutschland, manches andere nur auf Italien oder auf das alte Homerische Griechenland passen: alles aber fügt sich in die Harmonie des idealen Menschen- und Sittenbildes." „Eine andere Seite dieser Idylle:" fährt er dann fort, „die Erzählung hat die Form eines leidenschaftlichen Monologs. Eine innige Rührung durchdringt alles, was das Gedicht an Welt und Leben uns bietet: wir sehen alles durch den Spiegel des lieberregten Herzens." „Die Bewegung des Monologs führt durch alle Empfindungsmomente hindurch, deren eine liebende junge Seele fähig ist." So weist er schließlich darauf hin, wie das plötzliche Erwachen der Liebe in dem Herzen des gereiften Jünglings ebenso natürlich sei wie die plötzliche Aufwallung der Eifersucht am Ende des Gedichts. „Je enger der Moment, desto reicher an unergründlichem Lebensgehalt." Alles beweist, „wie innig dies Gedicht aus Goethes Seele kam".

Hat Hehn mit solchen und anderen Worten in fast acht Seiten langer Ausführung die ideale Allseitigkeit des erlebten Gedichts dargestellt, so deutet Joh. Aug. Lehmann in seinem Buche: 'Goethes Liebe und Liebesgedichte' (1852) in knapper Zusammenfassung, wie ergänzend, auf das Entscheidende hin, indem er, ohne eine Erläuterung der Elegie zu geben, sagt (S. 293): „Nehmen wir dies eine Verhältnis [zu Christiane] aus, das, gleich

nach der ersten italienischen Reise begonnen, jetzt still wirkend fortlebte, so sind alle Liebeslieder dieser Epoche nur aus dem Zurücktauchen in früheres Liebesglück hervorgegangen, also Erinnerungen schönerer Tage und Stunden, so lebhaft und klar, daß sehr viele auch jener schönern Periode seiner Jugendliebe geradezu beigeschrieben werden könnten."

Dies sind immerhin nur allgemeine Betrachtungen; läßt sich neben ihnen ein genauer Weg zu einem bestimmten früheren Erlebnis aufzeigen?

Aus einem Brief Goethes an Körner vom 8. Dezember 1796, worin er schreibt: „Dorchen wird sehen, daß, ich weiß nicht, durch welchen Zauber, meine neue Heldin schon wieder Dorothea heißt" (was sich zunächst auf das Epos 'Hermann und Dorothea' bezieht), hat man auf einen ursprünglichen Zusammenhang der Elegie mit Körners Schwägerin Dora Stock schließen wollen, zumal sie und Körners im Mai zur Zeit der Entstehung der Dichtung in Jena zu Besuch geweilt hatten. Weder das eine noch das andere vermag bei Goethes Art zu dichten jener Vermutung eine Begründung zu bieten; sagt des Dichters Bemerkung doch selbst: es besteht kein Zusammenhang.

Ob ein Anlaß, den Namen Alexis zu wählen, vorgelegen habe, scheint bislang nicht gefragt worden zu sein. Und doch kommt der Name in Goethes Schriften und Gesprächen mehrmals vor, allerdings an ganz entlegener Stelle. So erzählt Goethe die Legende des Heiligen Alexius, oder wie er ihn auch dort mit dem volkstümlichen Namen nennt, des Heiligen Alexis in den 'Briefen aus der Schweiz'.

Auf jener Reise, welche Goethe mit seinem Herzog im Herbst 1779 in die Schweiz unternommen, waren die beiden Reisenden im Rhonetal am 11. November nach ängstlicher Wanderung durch tiefen Schnee in einem Ort Münster angelangt. In dem Mittagsquartier des Tages — der Zusammenhang ergibt, daß es nicht Münster, sondern wohl Flesch gewesen sein mag — begegnete ihnen „was Angenehmes", wie Goethe offenbar im Gegensatz zu den unangenehmen Bildern der Wanderung hervorhebt. Während das Essen bereitet wurde, hatten sie sich in die 'Legenden der Heiligen' vertieft. Im Ab- und Zugehen fragte

die Hausfrau, ob sie die Geschichte des Heiligen Alexis gelesen hätten, und da sie merkte, daß ihre Gäste nicht davon unterrichtet seien, erzählte sie, als das Essen aufgetragen war, mit der Versicherung, daß dieser heilige Mann soviel aus Liebe zu Gott ausgestanden habe und daß ihr deshalb seine Geschichte viel erbärmlicher vorkomme als viele der übrigen: wie der Heilige Alexis, ein Sohn vornehmer und reicher Eltern in Rom, diesen in Frömmigkeit und Wohltun nachgeeifert, ihnen auch in der Wahl einer schönen und vornehmen Jungfrau zur Ehegattin gehorcht, diese aber nach geschehener Trauung um seiner gelobten Liebe zu Gott verlassen habe, eilends ein Schiff bestiegen und gen Asien gefahren, wo er als Bettler gelebt, dann auch von dort geflohen und, durch Sturm verschlagen, wieder nach Rom zurückgekehrt, als Bettler unter der Treppe des väterlichen Hauses gelebt und schließlich verstorben sei; erst nach seinem Tode sei das entsagungsvolle Leben des heiligen Mannes durch wunderbare Erweisungen recht erkannt worden.

Diese rein menschlich einfache Geschichte hatte die Frau mit solcher Rührung und mehrfach von Tränen und Ausrufen unterbrochen erzählt; auch Goethe war so davon ergriffen, daß er kaum die Tränen zurückhalten konnte und, nachdem er den Bericht des Pater Cochem verglichen hatte, das ganze Erlebnis in seinen Reisebericht aufnahm.

Es sei erlaubt, die Untersuchung durch ein Wort über die Quellen zu unterbrechen. Die ‘Legenden der Heiligen’ sind ursprünglich verfaßt von Dionysius von Lützenburg, nach seinem Tode 1705 auf Geheiß der Oberen von seinem Klosterbruder, wie er sich selbst genannt hat: dem unwürdigen Pater Kapuziner, Martin von Cochem überarbeitet und in der Auswahl erheblich verändert. Nach seiner Fassung sind sie dann anscheinend 1705 zuerst im Druck erschienen und seitdem oftmals neu aufgelegt, ohne wesentliche Änderung des Wortlauts. In den deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken sind nur wenige Stücke vorhanden. Diejenigen der Staatsbibliothek Berlin: Köln und Frankfurt 1726 — der Staatsbibliothek Dresden: München und Mindelheim 1740 — der Universitätsbibliothek Kiel: in zwei Teilen:

Landshut 1844, 1845, sind verglichen worden. Der Vergleich ergab im sachlichen Inhalt fast völlige Übereinstimmung.

Welche Ausgabe den Reisenden in Flesch vorgelegen hat, wird nicht mehr festzustellen sein, ist aber des textlich gleichen Wortlauts wegen gleichgültig. Da anscheinend der Herzog und Goethe jeder in einem Bande für sich gelesen haben wird, so steht zu vermuten, daß der dickleibige Band der alten Ausgabe von 1278 Seiten wegen der Unhandlichkeit oder zur Befriedigung des Lesebedürfnisses in zwei Teile gebunden war.

Nicht ausgeschlossen ist es, worauf man erst nachträglich aufmerksam geworden und was bislang noch von keiner Seite erwogen ist, daß in jenem Hause in Flesch die 'Neue Legende der Heiligen' des Paters Martin, in vier Bänden, vom Jahre 1708 vorhanden war. „Nach Ordnung des Kalenders geschrieben", wie es im Titel heißt, wird auch sie die Legende des Heiligen Alexius enthalten haben, im dritten Bande, da der Tag des Heiligen der 17. Juli ist. Von dem Werke, das nur einmal erschienen ist, sind aber nur der erste und zweite Band noch heute nachweisbar. In dem vierbändigen Werk werden im Gegensatz zu dem Text der 'Verbesserten Legende' von 1705 längere Ausführungen und „Anwendungen" gemacht worden sein, von denen weiterhin die Rede sein wird.

Die 'Briefe aus der Schweiz' bieten größere Schwierigkeiten, die zur Zeit ungeklärt sind, da die Herausgeber nachgerade drei verschiedene Fassungen in den Ausgaben der Werke verbreitet haben. Wie bei Goethes andern Reisewerken, so stehen auch hier persönliche Briefe und solche mit Absicht der Veröffentlichung verfaßte nebeneinander. Vom 7. November ab ist die abschließende Bearbeitung der unterwegs nach Gelegenheit gemachten Aufzeichnungen zunächst unterblieben. Das hatte seinen Grund in den mit dem Fortlauf der Reise und dem Wiedereinleben in der Heimat sich aufdrängenden Einwirkungen. Erst nachdem diese überwunden waren, erfolgte der Abschluß auf Grund der mitgebrachten „Zettelgens". Damit war aber gerade, wenn man Goethes bekannte Arbeitsweise in Betracht zieht, nun die ursprüngliche Einheit des Erlebnisses gesichert. Die Reise war unter bestimmten, planmäßigen Absichten unternommen, die Goethe

bei sich entwickelt hatte. Alle Zwischenereignisse wurden benutzt, mußten sich dem ursprünglichen Plane fügen. So steigerte sich die Wirkung von dem ersten Eintritt in das Münstertal, durch das Rhonetal über die Furka bis auf den Gotthard, unter Abwehr aller fremden, störenden Einwirkungen. Selbst das Wunder des Montblanc blieb nur eine Nebenerscheinung. Die späteren Briefe von Zürich bis zur Heimkehr lassen das deutlich erkennen. Nun die weitere Zögerung vom Januar 1780 bis zum endlichen Abschluß im April diente Goethen wesentlich zur Ausschaltung der fremden Einflüsse und Wiedergewinnung des ursprünglichen Bildes des reinen Erlebnisses.

Gerade der Vorgang vom 11. November ist dafür bezeichnend. Die Erzählung am Mittagstisch fand in dem nicht genannten Orte, wahrscheinlich Flesch, statt; gleich danach die Vergleichung der Erzählung mit dem Pater Cochem, der vorlag. Nach einigen Stunden weiterer Wanderung in Münster zum Nachtquartier angekommen, findet er Raum und Muße zur Aufzeichnung des Erlebnisses, dessen künstlerische Anordnung er während der Wanderstunden in Gedanken gestaltet hatte: „Die frühe Nacht und die allgemeine Stille ist das Element, worin das Schreiben recht gut gedeiht,“ schließt er diesen Tagesbericht.

Alle diese in den tatsächlichen Vorgängen gegebenen und sonach unabweislichen Erwägungen lassen jene etwaigen Bedenken unbegründet erscheinen, dem Bericht über die Reisetage vom 7. bis 13. November einen andern Glauben beizumessen wie den früheren, etwa weil sie nicht bereits von unterwegs an Frau v. Stein eingesandt sind. — War auch inzwischen manches erzählt worden, die Reise bereits im Januar als eine wahre Epopöe bezeichnet worden, so lagen doch in Goethes Geist und Gedanken die Kräfte, um ein getreues Bild des ursprünglichen Ereignisses innerhalb eines Raumes weniger Monate wieder hervorzubringen, wobei es ja nicht auf jedes Wort und jeden Buchstaben ankam. Gerade die Einheit stellte die Wahrheit der Epopöe sicher.

So dürfen wir uns für berechtigt halten, die der Herzogin Amalia überreichte Reinschrift, die im Goethe-Archiv vorliegt, für den Umfang und die Darstellung der Reisebriefe aus der

Schweiz vom Jahre 1779 als maßgebend zu erachten (selbstverständlich ohne in die schwebenden textkritischen Fragen einzugreifen).

Für die hier unternommene Untersuchung dies vorauszusetzen, unterliegt sicher keinem Bedenken.

Es scheint ein weiter Weg von der Heiligenlegende zu der idyllischen Elegie. Die mannigfachsten Berührungspunkte lassen jedoch keinen Zweifel: von der Trennung im ersten Augenblick der Angehörigkeit, hier der Neuvermählten, dort der soeben Verlobten, von der schicksalentscheidenden Meerfahrt bis zu der gewählten Form der Darstellung, in der äußere Vorgänge einer kurz abrollenden Gegenwart als Umrahmung und Einteilung eines ganzen Lebensbildes dort aus vergangenen Zeiten von der Wiege bis zur Bahre, hier im Fluge des pulsierenden Lebens mit dem erregten Gefühl der sich soeben vollziehenden Entwickelung sich vereinen, alles wirkt überzeugend: die Legende ist die Chrysalide, aus deren Puppenstande ausschlüpfend die Elegie ihre leuchtenden Schmetterlingsflügel zu muntertätigem Lebensfluge entfaltet hat.

Es bleibt Goethes Bericht über die Erzählung der Wirtin mit der Heiligenlegende des Pater Martin von Cochem zu vergleichen, die wir freilich nur nach der 'Verbesserten Legende' und nicht aus der wahrscheinlich vorhandenen vierbändigen 'Neuen Legende' von 1708 kennen. Goethe hat die Abweichungen der Erzählerin dahin gekennzeichnet, daß sie „den ganzen reinen menschlichen Faden der Geschichte behalten und alle abgeschmackten Anwendungen des Schriftstellers rein vergessen" habe. Das Wort „Anwendungen" ist so eigenartig, daß man dessen Deutung in Grimms 'Deutschem Wörterbuch' mit Bedauern vermißt. Im Sinne von Belehrung oder gar Angriff kann es nicht gesagt sein; denn in der ruhigen und erweiterten Wiedergabe des alten Surius durch Pater Martin sind weder Beurteilungen Andersdenkender noch lehrhafte Aufforderungen enthalten, wohl aber etliche sonderbare Überlegungen des Alexius, und vor allem sehr ausführliche ausschmückende Darstellungen des Tuns des Vaters des Heiligen sowie des Papstes und des

Kaisers: diese Ausschmückungen, applicationes, meint Goethe anscheinend mit den vergessenen „Anwendungen“. Wenn ein neuerer Forscher über Martin von Cochem, Hans Stahl (1909), S. 12 schreibt: Goethe, der es sonst wie kaum ein zweiter verstand, jeder literarischen Erscheinung gerecht zu werden, stehe der Ideenwelt eines Pater Martin völlig fremd gegenüber, so hat er über der literarischen Bemerkung völlig übersehen, welche Wirkung die Erzählung aus Martins Legendenbuch auf den Weltmann Goethe nicht minder als auf die katholische Wirtsfrau gemacht hat. — Maßmann in seiner Schrift: 'St. Alexius Leben' (1843) S. 42, würdigte dies mit den Worten: Goethe habe auf den rein dichterischen, edelmenschlichen Gehalt der Legende hingewiesen.

Nun bringt aber die Erzählung manches, was im Pater Martin entweder gar nicht gesagt ist oder tatsächlich anders berichtet wird: so ist die Stelle bei Martin, daß Alexius im Brautgemach Abschiedsworte an seine Gemahlin richtet und ihr Ring und Gürtel übergibt, von der Erzählerin ganz übergangen: Alexis begibt sich eilend auf ein Schiff. Dagegen spricht sie wiederholt von dem schmerzlich berührten, rein menschlichen Empfinden der Eltern und der jungen Gemahlin, und daß Alexis durch den täglichen Anblick dieses Schmerzes die bitterste Pein erlitten habe. Diese Darstellung ist nun keineswegs auf ein Legendenstudium Goethes zurückzuführen — sie findet sich in keiner Wiedergabe der Alexius-Legende; vielmehr ist sie aus dem lebendigen Umlaufen der mittelalterlichen Alexis-Dichtungen im Volksbewußtsein sehr wohl herzuleiten, das möglicherweise durch die Kapuzinerpatres neben der Heiligenlegende ihres Klosterbruders geflissentlich genährt worden ist. Goethe selbst vermutet ja, die geistliche Bücherei der Wirtsfrau sei wohl eine Stiftung eines geistlichen Verwandten der Frau.

Wie nun aber konnte aus dieser aller weltlichen Liebe abgekehrten Heiligenlegende diese leidenschaftliche Liebesdichtung von Alexis und Dora entstehen? Schon beim Anhören der Erzählung der Frau hatte Goethe kaum die Tränen zurückhalten können: war sein Schicksal doch das gleiche! Hatte er sich doch auch aus den Armen der heißgeliebten Braut gerissen, um sich

in fernen Landen einer gottbestimmten Aufgabe zu widmen — noch jetzt kurz vor der Abreise hatte er in ernster Selbstprüfung sich davon Rechenschaft gegeben! War er doch jetzt nach vier Jahren in die Heimat, in das Vaterhaus zurückgekehrt, hatte er doch vor noch nicht sechs Wochen, am 26. September, die Frühgeliebte in Straßburg besucht, die ein anderer heimgeführt hatte, die auf ihren Armen ein wenige Wochen altes Kindlein trug, das nicht sein Kind war! Führte nicht sein nächstes Reiseziel, der Gotthard, ihn auf denselben Punkt, wo er vor vier Jahren, im Sommer 1775, umgekehrt war, „liebwärts", in die Arme der geliebten Braut, die er dann doch verlor? verließ! — Alle die Verworrenheiten jener Zeit drängten sich ihm von neuem auf, sein Reisebericht gibt davon wiederholt Zeugnis; selbst in der Heiligenerzählung dürfte die Angabe, Alexis sei nach drei oder vier Jahren in die Heimat zurückgekehrt, während die Legendendarstellungen die Aufenthalte in der Fremde wie im Vaterhaus nach sieben, zehn oder gar siebzehn Jahren — so bei Martin von Cochem — bemessen, dürfte ein Zeichen sein, daß der betroffene Hörer sein eigenes Erlebnis in Gedanken mit demjenigen des Heiligen verglichen und sich dadurch verhört habe.

Noch aber ist der Weg von diesem Vergleich bis zu der dichterischen Gestaltung recht weit. Der im Frühjahr 1780 abgeschlossene Reisebericht — „eine sehr subjective Schweizerreise" — kam dem Dichter nach sechzehn Jahren, im Februar 1796, als er, nach einem Beitrag für Schillers 'Horen' suchend, seine „alten Papiere" durchsah, wieder in die Hände, gab zunächst zu anderweiten Plänen Anlaß, die viel später fragmentarisch als Erste Abteilung der 'Briefe aus der Schweiz' veröffentlicht sind, und erschien dann zuerst, von Schiller etwas gewaltsam redigiert, als 'Briefe auf einer Reise nach dem Gotthard' im Herbst 1796.

Daß aber drei Monate nach dem Wiederauftauchen des Reiseberichts die Elegie 'Alexis und Dora' entstehen konnte, dafür hatte bereits im Herbst des Vorjahres 1795 ein anderes Ereignis den Boden bereitet. Und das waren Grüße, die Lili dem immer noch geliebten Freunde und Dichter hatte übermitteln lassen.

Durch die französische Revolutionssoldateska vertrieben, war Lili mit ihrer Familie, nach einem mehrwöchigen Aufenthalt in Frankfurt im Herbst 1794, etwa ein Jahr lang in Erlangen gewesen, von wo sie im September 1795 über Zürich nach Straßburg zurückkehrte. In Zürich suchte sie Goethes Freundin Bäbe Schultheß auf, von der sie durch Lavater gehört hatte, und durch diese erhielt Goethe wohl Anfang November 1795 diese Grußworte Lilis:

„Ich lass' ihn grüßen und freue mich, beim Andenken an ihn das reine Bild, das er durch sein Betragen gegen mich in meine Seele gelegt, darin zu wahren, und werde es durch nichts, das mir gesagt werden mag, verwischen lassen!"

Andere Grußworte waren ihm, „dem unvergeßlichen Freunde, dem allein sie ihre geistige Ausbildung verdanke," durch Frau v. Egloffstein zugekommen. Nachrichten über ihre Flucht aus Frankreich hatte er wohl schon vorher aus Frankfurt erhalten.

Vor allem jene Worte durch Bäbe Schultheß, die ihn nicht nur als Dichter, sondern in seinem ganzen Menschentum bestätigten, durften ihn so beglücken, daß, als er im Februar 1796 zu Jena sich eingehender mit dem wieder hervorgezogenen Reiseberichte von 1779 beschäftigte, aus dem Zusammenklange des jetzigen Grußes mit den im Alexiserlebnis gipfelnden Erinnerungen von 1779 die Elegie sich gestaltete.

Und wie Charakter, Erlebnis und Name des Alexis Goethe für sich aus der Heiligenlegende erkor, so dürfte er auch für die Geliebte Namen und einige Züge aus der rührendsten Legende von der Heiligen Dorothea entnommen haben, wie sie wiederum bei Pater Martin von Cochem schlicht erzählt ist.

Diese Heilige, als sie nach vielen Marterqualen zum Tode geführt wurde, rief mit heller Stimme Dank dem Seelenbräutigam, daß er sie in sein Paradies berufen und zu seiner Hochzeit eingeladen habe. Ein vorübergehender Advokat, Theophilus mit Namen, hatte diese Worte gehört und sagte zu ihr spottweis: „Du Braut Christi, schicke mir aus dem Paradiese deines Bräutigams etliche Äpfel oder Rosen!" Was sie auch zusagte. Und als sie an der Marterstätte ausgebetet hatte, stund ein schöner, in Purpur gekleideter Jüngling vor ihr, der trug

ein Körblein mit drei schönen Äpfeln und Rosen. Die schickte sie dem Theophilus als das Verlangte; er bekannte sich darüber öffentlich als Christen. Und so gingen beide durch den Martertod zu den ewigen himmlischen Freuden ein.

Das einfache Reinmenschliche dieser Geschichte findet sich in dem Tun Doras in der Elegie wieder: die Einladung in den Garten, die Obstgabe, das Körbchen, der Knabe; die duftenden Rosen sind in Myrten gewandelt, die ewigen Freuden in das Gelübde ewiger Liebe.

Wie Goethe später einmal, in anderm Zusammenhange, urteilt: jede Zeile erlebt, und doch keine Zeile so wie erlebt, so steht Dora zu dem Wunder der Heiligen Dorothea. Ein tatsächliches Erlebnis ist in dem dichterischen Gebilde nicht gestaltet.

Wann Goethe die Dorotheenlegende kennengelernt hat, wird nicht zu erweisen sein; vielleicht hat er sie schon damals im Pater Martin zu Flesch gelesen, vielleicht sie erst aufgesucht, um zu der Alexisgestalt einen werten Gegenpart zu finden. Wegzeiger könnte ihm Dorothea Delph, die vertraute Freundin des Schönemannschen Hauses gewesen sein, wie ihm Alexis von Jünglingsjahren her als der Name des besten Freundes überliefert war. Daß er den Brief Schillers, worin dieser um einen weiteren Beitrag zu den 'Horen' bat und dadurch die Hervorholung der 'Briefe aus der Schweiz' verursachte, gerade am 6. Februar, dem Tage der Heiligen Dorothea, empfing, ist zumindest als ein eigenartiges Zusammentreffen zu vermerken.

Stammen sonach die beiden Hauptgestalten des Gedichts aus fernen, frühgeschichtlichen Zeiten, beide erfüllt von rein menschlich beglückender Liebe mit den ihr eigenen Schmerzen, was war natürlicher, als daß der Dichter sie, von der düstern Welt der Martyrien abgewandt, in die heiteren Gefilde der griechisch-römischen Götter versetzte? Zeus und Phoebus, Aphrodite, Amor und die Grazien sind es, die ihren Himmel beherrschen, die sie anrufen, bei denen sie schwören. Und da ist ein Wort, in dem das heidnische Liebesmärchen über die rührenden Legenden des Mittelalters sich weit emporhebt: „Er ist götterbekräftigt, der Bund!"

Im goldnen Zeitalter der Menschheit spiegelt der Dichter sein Liebeserlebnis ab, das ihn zur Stunde noch ganz erfüllt und erschüttert. Ein Zeugnis jenes Abschieds aus Frankfurt, der ihn für immer von der Geliebten schied, liegt uns heute noch vor. Aus dem Reisetagebuch, das der Italienreisende am Mittag des 30. Oktobers 1775 im Gasthaus an der Bergstraße begann — es ist ja über das erste Blatt nicht hinausgekommen! — seien einige Sätze in Erinnerung gebracht: „Bittet, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter noch am Sabbat! ließ mir mein Vater zur Abschiedswarnung auf die Zukunft noch aus dem Bette sagen! — Diesmal, rief ich aus, ist nun ohne mein Bitten Montag morgens sechse, und was das übrige betrifft, so fragt das liebe unsichtbare Ding, das mich leitet und schult, nicht, ob und wann ich mag. Ich packte für Norden und ziehe nach Süden, ich sagte zu und komme nicht, ich sagte ab und komme! Frisch also . . . und eh' es tagt . . . Adieu, Mutter! — Am Kornmarkt machte der Spenglersjunge rasselnd seinen Laden zurechte, begrüßte die Nachbarsmagd in dem dämmrigen Regen. Es war so was Ahndungsvolles auf den künftigen Tag in dem Gruß. Ach, dacht' ich, wer doch — Nein, sagt' ich, es war auch eine Zeit — Wer Gedächtnis hat, sollte niemand beneiden. — Lili! Adieu, Lili, zum zweitenmal! Das erste mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! Es hat sich entschieden — wir müssen einzeln unsre Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für dich noch für mich, so verworren es aussieht! — Adieu —

„Hier läge denn der Grundstein meines Tagbuchs! . . .

Abends sieben. . . . Soviel ist's gewiß, treffliches Wetter ist's, Stern und Halbmond leuchten. — — Wir fuhren um eine Ecke! — Ein malerischer Blick! wollt' ich rufen. Da faßt' ich mich zusammen und sprach: Sieh ein Eckchen, wo die Natur in gedrungner Einfalt uns mit Lieb' und Fülle sich um den Hals wirft."

Dies Blatt hatte Goethe vor langem an Frau v. Stein geschenkt. Aus ihrem Nachlaß ist es der Universitätsbibliothek zu Leipzig zugekommen. Goethe hat es nicht wieder gesehen. Aber Zug für Zug ist das Ereignis im Alexis nachgebildet. Der Segen

des Vaters — Dank für die Fürsorge der Mutter — der Kornmarkt, die nächste Straße zum Hirschgraben: da stand das Schönemannsche Haus, die Schwelle, die er bisheran niemals betreten. Und nun wird sie selbst genannt: Lili, die schöne Nachbarin. Wer könnte noch zweifeln, daß sie es ist, die in all den Zeiten der Jugend ihm vor Augen gewesen, die fromm zur Seite der Mutter zum Gottesdienst schritt, die aufrecht und frisch den Geschäften der täglichen Wirtschaft nachging, die, nie begehrt, plötzlich seine Liebe gewann?

Drei Einzelzüge seien noch erwähnt. Die auf dem Kopf getragenen Früchte, das Wassergefäß auf dem geringelten Tuch, sie weisen doch wohl gewiß nach Italien hin? — Keineswegs! Bereits Werther hilft dem jungen Dienstmädchen beim Brunnen an der Wetzlarer Landstraße das Wassergefäß auf, „nachdem sie sich den Kringen zurechtgelegt hatte". In einem Brief an Frau v. Stein 1779 kurz vor der Reise in die Schweiz erwähnt Goethe die Kringen wieder: „An Orten, wo die Weiber Viktualien u. a. in Körben auf dem Kopfe tragen, haben sie Kringen, wie sie es nennen, von Tuch mit Pferdehaar ausgestopft, daß der harte Korb nicht auf den Scheitel drückt. Manchmal wird mir's, als wenn mir eins das Küssen wegnähme und manchmal wieder unterschöbe." Und 1791 in einem Gespräch mit Wieland und Böttiger bezeichnet Goethe das Tragen einer Last auf dem Kopfe als Ursache einer geraden und freien Haltung. Ob er in diesem Gespräch Italien erwähnt hat, wie Böttiger berichtet, mag dahinstehn. Doch wichtig ist die beigefügte Begründung: es gebe eine sehr angenehme Form im Umrisse, ein schlankes Mädchen mit einem gut geformten Wasserkruge auf dem Kopfe mit größter Leichtigkeit einhergehen zu sehen. Der Hesse Jakob Grimm (im 'Deutschen Wörterbuch') nennt die Gegend um Koblenz diejenige, wo dieses Tragen üblich sei. — Nun ist wohl kaum zu denken, daß Lili Wasser vom Brunnen und Früchte zum Markte getragen habe. Aber die zierliche Gewandtheit und die häusliche Betätigung dienen dem Dichter dazu, den wirtschaftlichen Sinn und die rhythmisch bewegte Schönheit der Geliebten zu schildern, die gerade Haltung und vor allem den Nacken und den Hals vor Augen zu stellen, den zu schmücken das goldne

12*

Kettchen in Auftrag gegeben wird, den dann Amors Bande umschlingen. Es möchte nun auch weiter kein Zweifel sein, daß jenes Lied: 'Mit einem goldnen Halskettchen' vom August 1775:

Dir darf dies Blatt ein Kettchen bringen,
Das, ganz zur Biegsamkeit gewöhnt,

in diesen Zusammenhang hineingehört und daß Lisette eben Lili ist — und das Kettchen ein Mitgebringe von der ersten Fluchtreise nach der Schweiz. Das mag dahinstehn. Doch:

Wahrlich! zur Kette soll das Kettchen werden, o Dora!

Sodann der „schrecklicher donnernde" Zeus! „Donnere schrecklicher! Triff!" Ohne Zweifel ist das hier als Steigerung gesagt. Loeper hat es als Anrede verstanden. Dem widerspricht der Zusammenhang des Gedichts. Zuvor hat Zeus aus heiterer Luft gedonnert, glückverheißend, zur Bekräftigung der Liebesschwüre; jetzt soll er schrecklicher donnern, als Rächer der „frechgebrochenen Schwüre". So ist es zunächst Ausdruck höchster Eifersucht, die dann, in Verzweifelung umschlagend, die eigene Vernichtung begehrt. Und dieser vom Blitze bedrohte Alexis erinnert dann freilich an einen andern, an Alexis den Jugendfreund Luthers, der zu Erfurt an seiner Seite vom Blitze erschlagen ward. Von diesem Blitzschlag hat Goethe in einem Gespräch 1786 gesagt: „Dieser Blitz hat in Deutschland ein großes Licht verbreitet, indem er den jungen Luther, der die Rechte studieren wollte, ins Kloster trieb und dann zur Erkenntnis eines Funkens der Wahrheit brachte." Eine ähnliche Wendung brachte ja auch der dem Eifersüchtigen drohende Blitzstrahl in Goethes Leben hervor.

Im Schluß der Elegie zeigt sich noch einmal eine Beziehung zur Heiligenlegende. Dort heißt es: wer dem heiligen Leichnam nahekam, wurde von allen Gebrechen geheilt. Dem stellen sich die Schlußverse an die Musen gegenüber:

Heilen könnet die Wunden ihr nicht, die Amor geschlagen;
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch.

Dieses Gegenüber läßt klar erkennen, in welcher Weise der Dichter, wie so oft, so auch hier von der produktiven Kritik, wie er selbst es genannt hat, sich hat die Feder führen lassen.

Und mit dieser Erkenntnis erhält auch Goethes Antwort an Schiller über die Eifersucht erst ihr rechtes Gesicht. Die beiden angeführten Gründe — Goethe spricht von der Menschennatur und der Kunstforderung — sind eben in Erlebnis und Dichtung und neuem Erlebnis zusammengetroffen. Der Dichter ist von der Glut der Erinnerung an das Erlebte ganz durchbrandet, und da steht auf einmal neben Liebe und Hoffnung das Gespenst der Eifersucht als die „schmerzliche Freude". Denn indem er den Schmerz des befürchteten Verlustes empfindet, wird ihm bewußt, daß, da er um die Schönste wirbt, sie auch von andern, von vielen begehrt wird.

Und gerade hiervon hat er ja im vierten Teil von 'Dichtung und Wahrheit' des öfteren zu erzählen. So im siebzehnten Buch: „Ich konnte mir nicht leugnen, daß diese Fremden mir zwar einerseits unbequem fielen, daß ich aber doch um vieles der Freude nicht entbehrt hätte, ihre geselligen Tugenden kennen zu lernen und einzusehen, sie sei auch weiteren und allgemeineren Zuständen gewachsen," während er im neunzehnten Buch von dem, „was nur eifersüchtigen Ärger im Herzen des trostlos Liebenden aufregen konnte," und von „dieser noch in der Erinnerung beinahe unerträglichen Qual" zu berichten Anlaß hat.

So bietet die Eifersucht in ihrer besonderen Charakteristik gleichsam das Siegel unter die gefundene Deutung und bekräftigt deren Richtigkeit.

Es wäre noch vieles zu betrachten: die enggedrungene Form; die Verschlingung aller drei Dichtarten: Lyrik, Epos und Drama; die Gliederung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, umrahmt von je zwei Distichen des Eingangs und des Ausklangs. Wer die Elegie in sich aufnimmt, kann sich diesen Eindrücken nicht entziehen.

Aber einer zeitgenössischen, weiblichen Kritik sei noch gedacht. Charlotte v. Kalb urteilt: das sei ja gar kein Liebhaber, das sei ja ein Dichter. Und mit diesem gewollten Tadel hatte sie mehr recht, als sie dachte. Der Liebhaber ist zugleich der Dichter, nicht nur in der Schlußverbeugung vor den Musen, von der Goethe chon sprach. Die breite Schilderung der Meerfahrt, die Beschreibung des Einsamen am Mast inmitten des Schiffsvolks,

der Vergleich mit dem künstlich verschränkten Rätsel, sowie alle die unterbrechenden Ausrufe, alles läßt erkennen: der rhapsodische Monolog bringt nicht die Erzählung irgendeines Erlebnisses, sondern den leidenschaftlichen Erguß eines Dichterherzens, das noch jetzt nach so viel Jahren von den Schmerzen einer Liebe durchglüht wird, die vor mehr als zwanzig Jahren in ihm entflammt ist. Nur ein Dichter kann das erlebt haben, nur der Dichter kann es so zur Darstellung bringen.

So spricht er selbst zu Schiller in bezug auf 'Alexis und Dora' von dem unerklärlichen Instinkt, durch welchen solche Dinge hervorgebracht werden.

Zur „Quellen“-Frage der Erdgeistszene und zur Spinoza-Frage

Ein prinzipieller Versuch

Von Carl Roos (Kopenhagen)

Es ist bekanntlich Graffunder, der zuerst die Erdgeistszene auf ihre etwaigen Quellen hin geprüft hat. Gegenüber der seit Hegel üblichen philosophischen Interpretation, der zufolge Makrokosmos und Erdgeist je eine Gattung der Vernunft, nämlich die der beobachtenden und die der realisierenden, vertreten sollten, stellte er die Behauptung auf, daß es müßig sei, nach der Bedeutung der Erscheinungen zu fahnden, bevor man nicht ihren Ursprung, die Quellengrundlage klargestellt habe.

Seit Graffunder haben mehrere andere Forscher den damit gewiesenen Weg betreten, ohne jedoch trotz großem Aufwande von Wissen und Kombinationskraft zu einer unbestrittenen Lösung der aufgeworfenen Frage zu kommen.

Für alle Forscher waren der gegebene Ausgangspunkt der Untersuchung die Mitteilungen, die Goethe selbst über seine Jugendlektüre macht; als Quellen kommen in Betracht: die 'Ephemerides', die Jugendbriefe und die späteren Mitteilungen in 'Dichtung und Wahrheit'. Von den darin erwähnten Schriften sind diejenigen mit alchymistischem, mystischem, naturphilosophischem Inhalte zu berücksichtigen.

Graffunder kam zu dem Ergebnis, daß Goethes Makrokosmos in diesen Quellen seine hinreichende, geschichtliche Erklärung gefunden hätte; der Erdgeist dagegen schließt sich nach ihm weniger eng dem System der Alchymisten an. Als Keimzelle des Erdgeistes nahm er an: den Archeus terrae, oder wie dieser bei Bruno heißt: die anima terrae. Der Erdgeist soll somit von den Planetargeistern inspiriert sein.

Später (1902) wurde dies von Morris bestritten, der den Erdgeist von Swedenborg ableiten wollte. Allerdings fügt er hinzu, daß man „die grandiose Gestalt des einen Erdgeistes" vergeblich bei Swedenborg suchen würde; diese sei Goethes poetisches Eigentum.

1909 versuchte Goebel eine neue Erklärung. Nicht die Alchymisten des 16., 17. und 18. Jahrhunderts kämen für Goethe in Betracht; der alte Neuplatoniker Jamblichos (gestorben etwa 330 n. Chr.), vor allem mit seiner Schrift 'De Mysteriis', sei die Quelle. Goethe erwähnt allerdings diesen nicht; aber fast Wort für Wort läßt sich die Erdgeistszene mit Ausdrücken aus des Jamblichos Schriften belegen, und somit stellt Goebel mit der größten Zuversicht fest, daß Jamblichos Goethe „die Farben lieferte zu seinem großartigen Bilde von der Erscheinung des Erdgeistes".

1911 veröffentlichte Agnes Bartscherer ihre Paracelsus-Hypothese, indem sie zugleich für die äußere Gestaltung als erste auf die biblischen Berichte von Jehova im brennenden Busche und von dem Pfingstwunder hinweist.

Endlich hat mein Vorgänger im Amt, Christian Sarauw, einer Anweisung Graffunders folgend, die Helmonts in den Mittelpunkt der geistigen Existenz Goethes gerückt. Die Idee des Erdgeistes ist teilweise ihnen entnommen. Daß für die äußere Erscheinung des Erdgeistes Swedenborg wichtige Züge geliefert habe, gibt Sarauw zu; Hauptquelle derselben ist ihm aber Goethes eigene visuelle und visionäre Veranlagung.

Es muß zugegeben werden, daß es jedem der genannten Forscher gelungen ist, die von ihm vorgetragene Behauptung insofern wahrscheinlich zu machen, als wesentliche Züge der Erscheinung tatsächlich in jedem Falle wiederkehren.

Daraus folgt aber zugleich, daß keiner der als Vorbild in Anspruch genommenen Autoren Anspruch darauf erheben kann, als alleinige Quelle zu gelten, und als weitere Schlußfolgerung, daß, wenn ähnliche Züge in allen Quellen wiederkehren, der einzelnen Quelle überhaupt keine Hauptrolle beigemessen werden kann. „Quelle" ist ein ununterbrochener Strom von magischen, mystischen und spiritistischen Vorstellungen, der seit dem Alter-

tum überall, in gelehrten Schriften wie in Volksbüchern und in der Volkstradition, zu spüren ist.

Dieses darf wohl als Ergebnis einer Gedankenarbeit von nahezu fünfzig Jahren gelten. In dieser Richtung haben sich Köster und Petsch ausgesprochen. Und niemand hat, soviel mir bekannt ist, widersprochen, wenn Petsch behauptet, der Erdgeist, so wie er im 'Faust' erscheint, ist der Phantasie Goethes entsprungen.

Von diesem Endergebnis nehme ich meinen Ausgangspunkt, indem ich es so forme: es ist bis jetzt trotz zahlreichen Versuchen nicht gelungen, eine Totalerscheinung wie Goethes Erdgeist in der vorhergehenden Literatur nachzuweisen.

Dies beruht mit darauf, daß man es vorgezogen hat, immer mehr ins Weite zu schweifen, und darum das Gute, das so nahe lag, nicht gesehen hat.

Es ist nämlich so, daß in einem Werke eines deus minor, welches erschien, als Goethe noch Student in Leipzig war, eine Erdgeistoffenbarung zu finden ist, die in ihrer Ganzheit sowohl wie in ihren Einzelzügen mit Goethes Erdgeistszene eine möglichst große Ähnlichkeit hat.

Die Sache verhält sich wie folgt.

Im Jahre 1797 erschienen in Paris die 'Oeuvres de François Joachim de Pierre de Bernis'; hierin findet sich als posthumes Werk ein Lehrgedicht: 'La religion vengée', in dessen 5. Gesang: 'Le Spinosisme' (S. 432) folgende Verse zu lesen sind:

Loin du faste imposant et toujours onereux,
En d'utiles plaisirs couloient mes jours heureux:
Tout entier à l'étude, à mes voeux, à moi-même,
Du profond Spinosa je creusois le systême,
Et de son athéisme éclairant les détours,
A Dieu qu'il outragea j'adressois ce discours:
Descends, grand Dieu, descends dans ma retraite obscure;
Pénètre mon ésprit de cette clarté pure
Dont les sages, témoins de ta félicité,
Partagent avec toi l'heureuse immensité;
Contre tes ennemis viens armer ma jeunesse,
Enflamme mon esprit, et mûris ma sagesse;

Viens à moi, je t'implore . . . Un feu pâle et soudain
De ma grotte à ces mots remplit le vaste sein.
Je crus être témoin de la chûte du monde;
Les astres, égarés dans une nuit profonde,
Sous le grand arc du ciel vainement suspendus,
Roulèrent dans les airs, ensemble confondus.
Tout parut s'abymer; moi seul, calme et tranquille,
Je vis l'affreux chaos entourer mon asyle.
Tu me donnois, grand Dieu, cette intrépidité.
Plongé dans le silence et dans l'obscurité,
Le jour me fut rendu par un coup de tonnerre:
Je vis sortir alors des debris de la terre
Un énorme géant; que dis-je? un monde entier,
Un colosse infini, mais pourtant régulier;
Sa tête est à mes yeux une montagne horrible,
Ses cheveux des forêts, son oeil sombre et terrible
Une fournaise ardente, un abyme enflammé:
Je crus voir l'univers en un corps transformé;
Dans ses moindres vaisseaux serpentent les fontaines;
Le profond océan écume dans ses veines;
La robe qui le couvre est le voile des airs;
Sa tête touche aux cieux, et ses pieds aux enfers.[1])

Ein Bruchstück dieses Lehrgedichts, den zitierten Abschnitt enthaltend, war aber lange vorher gedruckt, nämlich in des begabten Kardinals Jugendarbeit, den 'Oeuvres melées', die mir in einer Ausgabe von 1753 vorliegen. Es steht als Probe eines Lehrgedichts in dem einleitenden 'Discours sur la poésie' (S. VIII).

Von diesem Bruchstück übersetzte Nikolas Dietrich Giseke wiederum ein Bruchstück, welches von dem Herausgeber seiner

[1]) Die Verszähler sind von mir. Ich mache schon hier auf eine Spinoza-Stelle aufmerksam, die an sich schon zu einer solchen dichterischen Ausmalung einladet. Sie findet sich in Ep. 64, wo Spinoza als Beispiel eines unendlichen Modus die „facies totius universi" nennt, indem er auf 'Ethik' II, Lemma 7, Scholium verweist, wo gesagt wird, daß „totam naturam esse unum individuum". — Ich verdanke meinem Kollegen, dem Philosophieprofessor Frithiof Brandt, den Hinweis auf diese Stellen, die Harald Höffding in seiner Schrift: 'Spinozas Ethica', 1918, 29 zusammengestellt hat ('Kgl. danske Videnskabernes Selsk. Skrifter', 7. R. Hist. filos. Afd. III, 3).

'Poetischen Werke', Karl Christian Gärtner, 1767 denselben einverleibt wurde[1]) und zwar als ein Teil des Lehrgedichtes 'Versuch vom Gebete'.

Die Stelle lautet in der Übersetzung so (in Klammern die vorangehenden und nachfolgenden Worte):

(Singe die Misgestalten, in die sie [d. h. die Freigeister] die Gottheit verwandeln,
Gott zu läugnen, und doch nicht Gottesläugner zu heißen.)

Jene zuerst, die dem Bernis in seiner einsamen Grotte
Schrecklich erschien, als sie schnell ein blasses Feuer erfüllte,
Und vor seinem bestürzten Auge die Welt zu vergehn schien.
Durch die Lüfte rollten die Stern' in vermischtem Getümmel
In der finsteren Nacht verirrt, durch einander. Vergebens
Hielten die Wirbel sie. Schon droht alles in Abgrund zu sinken,
Nur der Barde blieb ruhig in seiner Freystatt, und sah sich
Unerschrocken in ihr vom entsetzlichen Chaos umfangen.
Gott, du schenktest ihm Muth, die schreckliche Nacht zu ertragen.
Plötzlich gab ihm den Tag ein Donnerschlag wieder. Und mit ihm
Stieg aus den Trümmern der Erd' ein unermeßlicher Riese,
Eine Welt an Größe! hervor. An Gestalt ein Colossus,
Schrecklich dem Aug', und doch nach Ebenmaaßen gebauet,
Sein gewaltiges Haupt war ein Gebürge; die Haare
Wälder; sein schreckendes Aug' ein entzündeter Feuerofen,
Oder ein flammender Abgrund. In Einen Körper verwandelt,
Stand vor dem Dichter die Welt. In seinen kleinsten Gefäßen
Flossen die Bäche gemächlich, und durch die schwellenden Adern
Brauste das Weltmeer dahin. Sein Kleid war der Schleyer der Lüfte;
Seine Füße berührten die Hölle, sein Haupt den Himmel.
(Also träumte Spinoza sich Gott).

Daß eine schlagende Ähnlichkeit zwischen dieser Dichterstelle und der Erdgeistszene besteht, braucht nicht erst gezeigt zu werden. Auch nicht, daß diese Ähnlichkeit nicht in Einzelheiten zu suchen ist, sondern gerade da vorliegt, wo man bis jetzt überall, wo die „Quellen"-Frage erörtert wurde, haltmachen mußte: in der Totalität der Erscheinung.

An beiden Stellen wird uns in einem geschlossenen Raume ein Mensch vorgeführt, dem sich ein Wesen offenbart als Ver-

[1]) S. 35—36. Unter dem Text steht das Original (Vers 13—34) in getreuem Nachdruck, nur ein paar Druckfehler wären anzumerken.

körperung dessen, was bei dem einen wie bei dem andern Dichter Welt oder Erde genannt wird.

Der Verlauf des Geschehnisses ist an beiden Stellen, bildmäßig gesehen, genau derselbe. Erst kommt eine Szene, wo es Nacht wird. Bei Bernis-Giseke wird es „schreckliche Nacht", bei Goethe wölkt es sich über Faust, der Mond verschwindet, die Lampe verbirgt ihr Licht. Dann eine Änderung: bei Goethe nach einem bannenden Rufe, bei Bernis-Giseke nach einem Donnerschlag. Das folgende Bild erscheint in vollem Licht: ein Geist erscheint in einer Gestalt, die Goethe als „widerlich" kennzeichnet und die dem Beschwörer den Ausruf: „Schröckliches Gesicht!" entlockt; bei Bernis-Giseke entspricht diesem der Vers:

Schrecklich dem Aug', und doch nach Ebenmaaßen gebauet.

Hierbei ist die Bedeutung des Wortes „widerlich" in Goethes damaliger Sprache zu beachten, die Collin ('Goethes Faust in seiner ältesten Gestalt' S. 73 ff.) klargelegt hat. „Widerlich" soll nicht das Häßliche an und für sich bezeichnen, sondern etwas, das schon durch seine Größe die Fassungskraft des inneren oder äußeren menschlichen Auges übersteigt und dadurch allein ein ethisches oder ästhetisches Unbehagen hervorruft. Damit stimmen auch die späteren Anweisungen Goethes für das Bühnenbild überein (1808), die ausdrücklich besagen, der Geist dürfe keine „widerliche" (hier in neuem Sinne) Erscheinung sein; er solle im Gegenteil wie der Zeus von Otricoli aussehen. Somit ließe sich wohl in den 'Urfaust'-Ausdruck „widerlich" eine Übereinstimmung mit Bernis-Giseke: „schrecklich und doch nach Ebenmaaßen gebauet" hineinlegen.

Die Unterschiede zwischen den beiden Dichterstellen erklären sich teilweise als Folgen der verschiedenen dichterischen Gattungen. Die epische Ausmalung der Bernis-Giseke-Verse (14—20) konnten in einem Drama keinen Platz finden. Es entsprechen ihnen bei Goethe die Worte: „Der du die weite Welt umschweifst."

Der Hauptunterschied ergibt sich aber aus der verschiedenen Situation. Bei Bernis-Giseke ist von keiner Geisterbeschwörung die Rede, auch von keiner Forderung des Menschen an den Geist, infolgedessen auch von keiner Zurückweisung.

Wenn mir nun die schlagende Ähnlichkeit als Tatsache zuzugeben ist, so gehe ich zu der nächsten Frage über: war dieses Fragment Goethen bekannt, als er die Erdgeistszene schrieb?

Ein Zeugnis dafür liegt nicht vor. Allerdings nehmen die Erklärer an, Goethe sei in seiner Anakreontischen Periode mit Bernis, der sich unter den Dichtern der Poésies fugitives eines großen Ruhmes erfreute, nicht unbekannt gewesen[1]); aber der Name Bernis kommt bei Goethe selbst erst in den späten Achtziger Jahren vor, und zwar aus ganz unpoetischen Gründen. Bernis war französischer Gesandter in Rom, als Goethe Italien besuchte.

Den Namen Gisekes nennt Goethe meines Wissens nie.

Es besteht aber noch eine dritte Möglichkeit, daß Goethe das Fragment gelesen habe, auch wenn weder Bernis noch Giseke je in seinen Gesichtskreis getreten sind. Denn Gisekes Gedichte wurden schon bald nach ihrer Veröffentlichung, schon 1768 in der 'Allgemeinen Deutschen Bibliothek' mit Abdruck des in Frage kommenden Fragments besprochen, und diese Besprechung war verfaßt von Herder ('Sämtliche Werke', Suphan, 4, 271 ff.). Daß diese Besprechung Goethen vor Augen gekommen sei, läßt sich nun allerdings auch nicht mit Zeugnissen bestätigen. Ich werde jedoch versuchen, durch einen Wahrscheinlichkeitsbeweis außer Zweifel zu setzen, daß Goethe, ob er auch weder das Original von Bernis noch Gisekes Gedichtband noch die Besprechung Herders gelesen haben mag, doch mit der Erdgeisterscheinung bei Bernis nicht unbekannt geblieben sein kann.

Ausgangspunkt ist, daß Herder damit bekannt war.

Wenn es sich nun sicherstellen läßt, daß Herder das Bernis-Giseke-Bild des Erdgeistes nicht vergessen hat, wenn es sich weiter sicherstellen läßt, daß er auf diese Erscheinung anspielt in einem Zusammenhange, der ein Hauptgegenstand seiner Gespräche mit Goethe in jenen Straßburger Monaten war, wo der junge Goethe durch ihn zur Entdeckung seiner selbst gelangte, dann sind wir doch wohl gezwungen, die Schlußfolgerung zu ziehen, daß Goethe damals mit der Erdgeisterscheinung bekannt wurde.

---

[1]) Siehe z. B. in der Cottaischen 'Jubiläums-Ausgabe' die Anmerkung zum Gedichte 'Luna' (1, 312).

Der in Frage kommende Hauptgegenstand der Straßburger Gespräche ist Shakespeare. Das erste Werk, worin Goethes neuer Geist sich offenbarte, ist die im Jahre 1771 geschriebene shakespearisierende 'Geschichte Gottfriedens von Berlichingen'; eine der ersten Arbeiten, die Herder in Bückeburg nach der Straßburger Zeit vornahm, war der Shakespeare-Aufsatz, der 1773 erschien, aber an dem er schon im Sommer 1771 arbeitete. In diesem stehen folgende Worte ('Sämtliche Werke', Suphan, 5, 225): „Die ganze Welt ist zu diesem großen Geiste [Shakespeare] allein Körper: alle Auftritte der Natur an diesem Körper Glieder, wie alle Charaktere und Denkarten zu diesem Geiste Züge — und das Ganze mag jener Riesengott des Spinosa: 'Pan! Universum!' heißen."

Daß der Ausdruck: „jener Riesengott" (von mir hervorgehoben) dem Wortlaute nach eine Anspielung auf eine großartige plastisch-bildhafte Vorstellung sein muß, welche entweder als allgemein bekannt vorausgesetzt wird oder auch dem Verfasser persönlich vertraut war, liegt auf der Hand. Nun war aber eine solche großartige plastisch-bildhafte Vorstellung des Spinoza-Gottes nicht allgemein verbreitet[1]), folglich muß sie dem Verfasser als sein relativ persönliches Eigentum zugesprochen werden. Wenn wir darauf Herders Ausdrücke: „die ganze Welt ist zu diesem großen Geiste Körper", „alle Auftritte der Natur an diesem Körper Glieder" mit Bernis-Giseke's Schilderung vergleichen, so dürfte es feststehen, daß sich diese Herdern mit solcher Kraft eingeprägt hat, daß sie noch 1773 in dem Shakespeare-Mittelpunkt seiner Gedanken haftete und daß er somit auch zu Goethe davon gesprochen haben wird.

Damit wäre der Beweis geführt: Goethe muß, ehe er die Erdgeistszene schrieb, die schon vor ihm geschaffene monumentale Erdgeistszene gekannt haben. Im Gegensatz zu den früheren Forschungen darf also behauptet werden: wenn von Goethes

[1]) Wenigstens ist mir dies nicht bekannt. In der Spinoza-Literatur habe ich nichts finden können. Nur ein Bild mit Bezug auf Spinoza habe ich gefunden, jenes von Lessing in seiner Unterredung mit Jacobi gebrauchte: ein toter Hund (Jacobi, 'Über die Lehre des Spinoza', 1785, S. 27).

„Quelle“ zum Erdgeist die Rede sein soll, so braucht man nicht disjecta membra aus fünfzehn Jahrhunderten zusammenzuraffen: die ganze Gestalt als Totalbild war schon da, und dieses Bild stand spätestens seit Straßburg vor Goethes innerem Auge.[1])

Ehe ich nun die Untersuchung weiterführe, will ich vorausschicken, daß die ganze „Quellen“-Frage meines Erachtens an sich wenig ergiebig ist. Daß Goethe, wie alle Dichter, mehr als einmal von ihm ungenannte Vorlagen bearbeitet hat, steht ja längst fest. Der vorliegende Fall scheint mir aber in größere Zusammenhänge hinüberzuleiten und somit dem Verständnis jenes Geistestypus, der von Goethe vertreten wird, förderlich werden zu können.

Ich muß nun scheinbar etwas weit ausholen und auch schon Bekanntes berühren. Meinen Ausgangspunkt nehme ich teils von der Form des Gedankens bei Bernis-Giseke: dem Bilde, teils von dem stofflichen Gehalte des Bildes: Spinozas Gott.

1. Es steht fest, daß es das Bild ist, das den jungen Herder, und so viel wir wissen, ihn allein, so stark ergriffen hat. Mit der Spinozistischen Philosophie wurde er erst später, seit 1774, näher bekannt. Wenn ein Bild dieser Art an sich einen so starken Eindruck macht, so muß diese Wirkung auch dadurch bedingt sein, daß bildhafte Verdichtungen philosophisch-transzendentaler Vorstellungen nicht auf der Tagesordnung standen, aber einem individuellen Bedürfnis entgegenkamen.

Daß dem so war, darf als eine geschichtliche Tatsache gelten, die ich nichtsdestoweniger mit ein paar in vorliegende Sonderfrage einschlägigen Beispielen belegen will.

In der Vorrede zu der zweiten Ausgabe seines ‘Gott’ (1800) (‘Sämtliche Werke’, Suphan, 16, 405) redet Herder von den sich widersprechenden Anschauungen, die früher über Spinoza laut geworden seien. Man habe behauptet, „Spinoza habe Gott

[1]) Man darf sich wundern, daß Bernis-Gisekes Gedicht nicht schon längst einer näheren Betrachtung unterzogen worden ist, um so mehr, als Collin (a. a. O. S. 75) das Fragment mit den Worten: „interessant zur Vergleichung“ in einer Anmerkung abdruckt.

zerteilt, ihm das Denken geraubt; sein Gott sei nur ein Kollektivname", und dennoch habe man fortgefahren, auch zu behaupten, „unter diesem Kollektivnamen liege bei Spinoza alles in Ketten blinder Notwendigkeit gefangen. Spinozas Gott sei ein despotischer wilder Polyphem, dem er das Auge geraubet".

Ob nun in dem letzten Satz eine neue Anspielung auf des Bernis Riesengott vorliegt, mag dahingestellt bleiben. Worauf es in diesem Zusammenhange ankommt, ist der stilistische Übergang vom Abstrakten zum Konkreten, zu dem Bilde.

Vergleichen wir die Stelle bei Leibniz, an die Herder sicher denkt, den § 173 der 'Theodicée': „Spinoza paroit avoir enseigné une nécessité aveugle, ayant refusé l'entendement et la volonté à l'auteur des choses" ...[1]), so ist das stilistisch Interessante daran die reine Abstraktion.

Diesem für die damalige Behandlung philosophischer Fragen maßgebenden, bildlosen Stile stellen wir gegenüber Hamanns Wort ('Aesthaetica in nuce', 'Schriften' 2, 259): „Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntnisse und Glückseligkeit".

Es wäre verfehlt anzunehmen, daß Herder den Weg des bildhaften Stiles betrat, weil er Hamanns Schüler gewesen war; das Umgekehrte wäre zutreffender: er wurde in dieser Beziehung Hamanns Schüler, weil seine Natur zum Bilde drängte, weil ihm das Bild Erkenntnisquelle war.

Als Beleg hierfür führe ich an seine Übersetzung der Naturhymne Shaftesburys ('Sämtliche Werke' 27, 397), die er eine „Jugendarbeit" nennt und die somit in die Sechziger Jahre zu verlegen ist. Jedenfalls ist sein Shaftesbury-Studium älter als sein Spinoza-Studium. Der ἐν και παν-Gedanke, von dem er in der Straßburger Zeit wie besessen war, hat nicht bei Spinoza, sondern bei Shaftesbury seinen Ursprung. Er hatte damals, so

---

[1]) Man beachte die Fortsetzung, die einen anderen Spinoza-Gedanken enthält, der für die Goetheforschung von gewisser Bedeutung ist: „et s'imaginant que le bien et la perfection n'ont rapport qu'à vous et non pas à lui".

erzählt Jung-Stilling, nur „einen Gedanken, und dieser ist eine ganze Welt“ ('Sämtliche Schriften' 1, 277).

Es ist mir unbekannt, ob diese Naturhymne bislang von der 'Faust'-Forschung mit in Betracht gezogen worden ist; einzelne Strophen, die ich folgen lasse, zeigen merkwürdige Parallelen.

In dem zweiten Gesang wird der Geist der Natur als Geist der Erde angerufen:

Allbelebender Geist, o du Begeisterer,
Kraft der Kräfte, du Quell jeder Veredelung,
Quell auch meiner Gedanken,
Inhalt meiner Gedankenkraft.

Ein Geschlecht nach dem anderen ruft dieser Erdgeist, der das ewige Leben selbst ist, hervor, ja

Der Verwesungen selbst grause Naturgestalt
(Schaudernd zittern von ihr Blick und Gedanken weg)
Ist die Pforte zum Leben,
Neuer Jugend Erschafferin.

In dem dritten Gesang wird der Geist der Natur im Sternenhimmel angerufen, mit charakteristischer fortschreitender Personifikation: die Hymne wird an die Sonne als die Verdichtung des Sternenhimmels gerichtet, aber weiter gewinnt die Sonne, als an sich zu abstrakt, menschliche Gestalt:

Allmächtig Wesen, Bild des Allmächtigen,
Des Weltenhalters, Grund der belebten Welt,
An Anmut unvergänglich, ewig-
Ewig ein Jüngling und schön und lieblich.

Wenn wir als sicher annehmen dürfen, daß die Übersetzung schon lange vor der Straßburger Zeit entstanden ist, wenn wir aus Jung-Stillings Worten schließen dürfen, daß Shaftesburys Weltbild, sein *ἑν και παν*, Herder in Straßburg erfüllte, wenn wir endlich in der zweiten hier angeführten Strophe eine deutliche Parallele zu des Erdgeistes Worten „Geburt und Grab, ein ewiges Meer, ein wechselnd Leben“ finden, dann fehlt uns für die Annahme, daß neben dem Bilde des Spinoza-Gottes auch die Welt- und Erdgeister-Bilder Shaftesburys durch Herder Goethen nahe getreten seien, eigentlich nur eine unmittelbare Bestätigung.

Insofern findet sich diese Bestätigung, als Shaftesbury von Goethe zuerst 1771 wenn nicht genannt, so doch mit unter den „edlen Philosophen“ begriffen ist, deren Worte daselbst zitiert werden. Von Shaftesbury stammt ('Der junge Goethe', 6, 192) das überaus wichtige Zitat, in dem das Prometheus-Symbol auf den Dichter angewendet wird; auch der Zusammenhang ist zu berücksichtigen. Es steht in der Shakespeare-Rede 1771, wo Goethe schon in anderer Beziehung in den Spuren Herders wandelt.

Ich gestehe gern, daß der Wahrscheinlichkeitsbeweis in diesem Falle nicht so zwingend ist wie oben. Aber wenn von „Quellen“ die Rede sein soll und ich die Wahl habe zwischen dieser Shaftesbury-Stelle und der von Sarauw ('Goethes Augen', S. 174) herangezogenen Helmontstelle, die Sarauw als den „rohen Stoff“ bezeichnet, aus dem Goethe seine Erdgeistszene geschaffen, dann bekenne ich mich zu der ersten.

Der Sachverhalt liegt nach dem Vorhergehenden so.

Hamann vertritt symptomatisch die Umkehr der Stiltendenzen des gedanklichen Ausdrucks nach 1750. Herder schließt sich mit seiner verwandten Natur ihm an, indem er sich vom Bilde hinreißen läßt. Weil er aber ohne schöpferische Dichterkraft ist, kommt er über die Bewunderung, die sich in Übersetzungen auswirkt, nicht hinaus. Als kritisch denkender Geist nimmt er sogar gelegentlich Abstand von Hamanns Auffassung des Bildes als einer Erkenntnisquelle und schreibt z. B. in den 'Frankfurter Gelehrten Anzeigen' 23. Oktober 1772 mit einer gewissen Geringschätzung: „Ich betrachte sein [eines englischen Philosophen] System, wie das System des Spinoza, bloß als Dichtung“.

Goethe dagegen, der schöpferische Dichter, wird von dem Bilde nicht nur überwältigt. Es reizt ihn (wir kennen seine Art) zur Produktivität. Was Herder trotz aller seiner synthetischen Geisteskraft schließlich doch zerlegen muß, um es zu verstehen, gestaltet Goethe zu einem großartigen Symbol, wo die ursprüngliche Totalität, die ihm die Inspiration gab, zu einer dienenden Rolle herabgedrückt wird.

Wenn wir nun die hier vertretene Anschauung der Inspirationsquellen des Goethischen Erdgeistes neben die bisherigen stellen, so besteht der grundsätzliche Unterschied, von dem rein faktischen abgesehen, in folgendem. Man hat sich früher bemüht, Einzelzüge der Erdgeistererscheinung in verschiedenen „Quellen" nachzuweisen, indem man Goethes Verdienst darin sah, dieselben zu einer monumentalen Ganzheit gesammelt zu haben. Die unausgesprochene Voraussetzung einer solchen Annahme ist, daß der Dichter eigentlich wie der Wissenschaftler verfährt, sich keinen Zug des Gesamtbildes erlaubt, den er nicht in den Quellen, wenigstens als potentielle Möglichkeit, nachweisen kann.

Ich dagegen meine, daß es umgekehrt ein Bild der ganzen Gestalt war, das den Dichter inspirierte.

Auf die Frage, welche Anschauung mit Goethes Natur am besten in Einklang zu bringen ist, kann die Antwort kaum zweifelhaft sein.

In Goethes Tagebuch vom 26. Februar 1780 lesen wir: „Ich habe immer nur mich aus dem Ganzen ins Detail herausarbeiten und entwickeln können, durch Aggregation begreif' ich nichts." Allerdings brauchen wir keinem Dichter auf sein Wort zu glauben; denn wer ist Bürge, daß irgend jemand, er sei Dichter oder nicht, sich selbst richtig verstanden habe! Aber die ganze Goethische Einstellung ist ja so geartet, daß wir dieser Selbstbeurteilung Glauben schenken müssen. Der Quellpunkt aller seiner Gedankengänge, aller seiner Vorstellungskreise sind ja tatsächlich Ganzheiten, und zwar solche, die er mit seinem geistigen oder leiblichen Auge mehr oder weniger deutlich geschaut hat.

Wenn die Untersuchungen der visuellen und visionären Veranlagung Goethes, die in Sarauws tiefgründigem Werke 'Goethes Augen' glänzend gipfeln, nicht als leeres Spiel mit den Worten gelten sollen, so müssen wir die Folgerung ziehen: die Aneignungs- und Ausdrucksform Goethes war die plastische Bildlichkeit.[1])

---

[1]) Ich verweise auf Koch, 'Goethe und Plotin', S. 20, wo einige Beispiele von Goethes Bildgedächtnis gesammelt sind; vgl. außerdem

Ich habe diese Folgerung gezogen und muß also meinen, daß die spezifisch Goethische Psychologie es wahrscheinlicher macht, daß Goethe für die Erdgeistszene sich von einer bildhaften Totalität habe inspirieren lassen, als daß er zum Behufe dieser Gestalt eine Reihe Einzelzüge zusammengefügt habe.

So würde der Fall liegen, auch wenn literaturgeschichtliche Untersuchungen uns nichts von wirklichem Vorhandensein einer solchen bildhaften Totalität berichten könnten. Weil es aber möglich ist, eine solche von Goethe zweifellos gekannte Totalität nachzuweisen, wird umgekehrt die Theorie seiner visuellen Einstellung durch diesen Sonderfall beglaubigt.

Es fragt sich nun, welche Bedeutung dies haben kann für den zweiten Punkt meiner Untersuchung.

2. Die Spinoza-Frage.

Es erübrigt sich für meinen Zweck, auf die Goethe-Spinoza-Literatur näher einzugehen; das Quellenmaterial hat Hering in seiner ausgezeichneten Dissertation (1897) zusammengestellt. Über die Schlußfolgerungen, die er aus diesem Material zieht, gehen die Ansichten bekanntlich auseinander. Kühnemann, in seinem geistreichen Vortrage auf der letzten Tagung der Goethe-Gesellschaft, dem ich, wenn auch vorliegende Abhandlung im großen Ganzen schon durchgedacht war und feststand, bevor ich seine Anschauung (im 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft') kennen lernte, Anregungen verdanke, hält, scheint mir, zu wenig von dem Werte des Materials.[1])

Folgendes steht wenigstens nach dem Material fest. 1770 schreibt Goethe in den 'Ephemerides' eine Äußerung über Spi-

Goethes eignes Bekenntnis, die kleine Abhandlung: 'Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort' (1823).

[1]) Gleichzeitig preßt er den wichtigen Brief an Höpfner (April—Mai 1773) zu stark, wenn er von seinem Inhalt sagt: „Dies bezeugt also so ausdrücklich wie möglich eindringliches Mühen um das Werk." Von eindringlichem Mühen steht im Briefe nichts; Goethe dankt für den geliehenen 'Spinoza' (es werden die 'Opera posthuma' gewesen sein) und fügt hinzu: „Ich will nur sehn, wie weit ich dem Menschen in seinen Schachten und Erzgängen nachkomme." Man darf nicht Plan mit Ausführung verwechseln.

noza nieder, nach der er als ganz in der landläufigen Verurteilung des Atheisten befangen erscheint. 1774 spricht er zu Lavater und zu Jacobi von Spinoza mit einer Begeisterung, die Jacobi noch ein Menschenalter später nicht vergessen hat.

In die Zwischenzeit fällt Goethes erste Bekanntschaft mit Spinoza.

Auch die Entwicklung dieser ersten Bekanntschaft und ihr Charakter läßt sich, glaube ich, mit ziemlicher Sicherheit feststellen. Ende 1770 oder Anfang 1771 ist Goethe zuerst mit dem Spinoza-Gott in Bernis-Gisekes Gestaltung bekanntgeworden. Von einer Spinoza-Lektüre ist aber keine Spur; auch Kestner erwähnt einer solchen nicht in seiner Goethe-Schilderung aus Wetzlar, was anderenfalls in Betracht des Inhalts ihrer Unterredung, die auch die religiöse Frage berührte, nahegelegen hätte.

Dennoch ist es übrigens nicht gleichgültig festzustellen, daß Goethes Frommsein, so wie es Kestner kennzeichnet, kaum anders hätte sein können, wenn es dem Spinoza nachgebildet gewesen wäre, und genau dem Standpunkte entspricht, den Goethe im Juni 1774 Lavatern gegenüber behauptet haben will, als dieser ihm die Wahl stellt: Christ oder Atheist: „Mein Verhältnis zu der christlichen Religion lag bloß in Sinn und Gemüt“ ('Dichtung und Wahrheit', Werke 28, 258 f.), ein Gedanke, der sich eng mit Spinozas Brief an Burgh berührt (vgl. Hering, S. 40) und übrigens ein Faustischer Gedanke ist.

Erst ein halbes Jahr nach der Rückkehr aus Wetzlar (Mai 1773) entleiht Goethe durch Merck den 'Spinoza' Höpfners und verspricht ihn zu studieren. Unter 'Spinoza' sind hier, wie in 'Dichtung und Wahrheit' gesagt wird (Werke 29, 9), die 'Opera posthuma', die sowohl die 'Ethica' wie die Briefe enthalten, zu verstehen. Die späte Nachricht in 'Dichtung und Wahrheit' wird bestätigt dadurch, daß in Goethes Brief an Pfenninger vom 26. April 1774 als erstes Spinoza-Zitat Goethes ein Wort aus dem Anhang zum ersten Teil der 'Ethica'[1]) („aller Controversien

[1]) Vgl. in 'Dichtung und Wahrheit' (Werke 29, 11): „Denn daß niemand den andern versteht, daß keiner bei denselben Worten dasselbe, was der andere, denkt . . . . hatte ich schon allzu deutlich eingesehen.“

Quelle" sei die Subjektivität unserer Anschauungen) vorkommt. Im Juni ist er, wie uns Lavaters Tagebuch berichtet, Feuer und Flamme für Spinoza: Goethe „behauptet, keiner hätte sich über die Gottheit dem Heiland so ähnlich ausgedrückt wie er. Er sei ein . . . homo temperatissimus. . . . Sein Briefwechsel sei das interessanteste Buch, was man in der Welt von Aufrichtigkeit, Menschenliebe lesen könne".

Aus eben dieser Zeit stammt die begeisterte Aussprache, deren Jacobi noch ein Menschenalter später gedenkt.

Das alles darf uns nun nicht zu der Annahme verleiten, Goethe hätte tatsächlich den Spinoza „studiert". Noch am 9. Juni 1785 (an Jacobi), während eifrigster Beschäftigung mit Spinoza, gesteht er: „Ich kann nicht sagen, daß ich jemals die Schriften dieses trefflichen Mannes in einer Folge gelesen habe, daß mir jemals das ganze Gebäude seiner Gedanken völlig überschaulich vor der Seele gestanden hätte. Meine Vorstellungs- und Lebensart erlauben's nicht. Aber wenn ich hineinsehe, glaub' ich, ihn zu verstehen, das heißt: er ist mir nie mit sich selbst in Widerspruch, und ich kann für meine Sinnes- und Handelnsweise sehr heilsame Einflüsse daher nehmen."

Er hatte ihn, zumal vor dem Jahre 1774, eben nur „durchblättert" ('Dichtung und Wahrheit', Werke 29, 9, $_4$).

Wenn ich 'Dichtung und Wahrheit' als Quelle für Goethes Jugendverhältnis zu Spinoza verwende, muß ich, weil auch in diesem Punkt der Quellenwert des Werkes beanstandet worden ist, darauf verweisen, daß der gebrauchte Ausdruck „durchblättert" dem Ausdruck von 1785: „wenn ich hineinsehe" genau entspricht. Ein Ausdruck, der für 1785 Geltung hat, wird sie auch für 1773/4 beanspruchen dürfen.

Durch Verbindung der Quellen erster Hand mit 'Dichtung und Wahrheit' ergibt sich nun folgendes Bild.

Im Jahre 1773 „durchblätterte" er den Spinoza; davon blieb ihm ein Totaleindruck, den er in 'Dichtung und Wahrheit' als „Friedensluft" bezeichnet, ohne daß er sich „des Einzelnen hätte erinnern können". Ein Niederschlag davon kann das Zitat vom 26. April 1774 sein.

Im Frühjahr — Goethe sagt: nach Beendigung des 'Werther', also im Juni[1]) —, nimmt er wieder den Spinoza vor. Der Eindruck der erneuten Lektüre war also ganz frisch, als im Juni und Juli die Gespräche mit Lavater und Jacobi stattfanden.

Wenn es in 'Dichtung und Wahrheit' heißt, Jacobi sei der erste gewesen, den Goethe in das in ihm von Spinoza hervorgerufene „Chaos“ blicken ließ, so steht es in scheinbarem Widerspruch damit, daß die Gespräche mit Lavater im Juni stattfinden, während Goethe Jacobi erst im Juli trifft. Es liegt aber anders. Lavatern, dem in diesem Punkt Unwissenden, hat Goethe von Spinoza erzählt; von Jacobi, der ihm, wie er in 'Dichtung und Wahrheit' sagt (Werke 28, 289), „in philosophischem Denken, selbst in Betrachtung des Spinoza weit vorgeschritten war“, hat er sich versuchsweise auch zum besseren Verständnis leiten lassen.

Wie läßt sich nun aber dieses mit Jacobis Bericht in Einklang bringen, daß Goethe „über Spinoza, mir so unvergeßlich“ sprach. Danach scheint doch Goethe der Gebende gewesen zu sein.

Mit Hilfe der Angaben in 'Dichtung und Wahrheit', die sich auch in bezug auf die Spinoza-Frage in Einzelheiten irren können, aber doch im wesentlichen die Wahrheit berichten, erklärt sich die Sache.

Fest steht, wenn wir uns an 'Dichtung und Wahrheit' halten, daß es erst die zweite Spinoza-Lektüre war, die in Goethe das „Chaos“ entfesselte. Fest steht weiter, daß es nicht seine religiösen Anschauungen sein können, die dadurch chaotisch wurden; fest steht endlich, daß er Jacobi über den philosophischen Gehalt des Spinoza nicht belehren konnte.

Worin bestand aber dann das Chaotische, und womit hat er den tiefen Eindruck auf Jacobi gemacht?

Meine Behauptung ist die: Durch die erneute Lektüre hat

---

[1]) Auf diese chronologische Bestimmung lege ich nicht zu sehr Gewicht; wichtig und glaubhaft ist nur die Mitteilung, daß Goethe den Spinoza zu zwei verschiedenen Zeiten las. Bei der ersten muß an die Zeit nach April 1773 gedacht werden; bei der zweiten an einen Zeitpunkt, wo er den 'Werther' unter den Händen hatte und der vor Juni 1774 liegt, d. h. Frühjahr 1774. Das Briefzitat aus dem April-Brief kann sich also auch aus der erneuten Lektüre erklären lassen.

Goethe entdeckt, daß, um mit Kierkegaard zu reden, die Subjektivität die Wahrheit ist. Niemand kann aus seiner Haut heraus. Man kann nur werden, was man schon ist. Was Spinoza war, konnte nicht Goethe werden.

Diese Behauptung verteidige ich folgendermaßen:

Im 16. Buch von 'Dichtung und Wahrheit' heißt es: „Ich ergab mich dieser Lektüre und glaubte, indem ich in mich selbst schaute, die Welt niemals so deutlich erblickt zu haben."

Im 14. Buch schildert Goethe das Ergebnis dieser Welt- und Selbstschau: Es „möge . . . nicht verkannt werden, daß eigentlich die innigsten Verbindungen nur aus dem Entgegengesetzten folgen. Die alles ausgleichende Ruhe Spinozas kontrastierte mit meinem alles aufregenden Streben; seine mathematische Methode war das Widerspiel meiner poetischen Sinnes- und Darstellungsweise, und[1]) eben jene geregelte Behandlungsart, die man sittlichen Gegenständen nicht angemessen finden wollte, machte mich zu seinem leidenschaftlichen Schüler, zu seinem entschiedensten Verehrer. Geist und Herz, Verstand und Sinn suchten sich mit notwendiger Wahlverwandtschaft, und durch diese kam die Vereinigung der verschiedensten Wesen zustande."

Goethe hat mehrmals ausgesprochen, daß er sich zu dem „System" Spinozas nie bekannt habe. Aus dieser Stelle geht mit aller Deutlichkeit hervor, daß es überhaupt nicht das „System", weder seine Form noch sein Inhalt, war, das er sich zu eigen zu machen versuchte; was ihn fesselte, war die Psychologie Spinozas, und zwar sowohl Spinozas psychologische Erkenntnis als auch der psychologische Charakter, der sich in jener ausdrückt. Es ist eine psychologische, keine erkenntnistheoretische Erkenntnis, die er dem Philosophen verdankt. Zum ersten Male in seinem Leben sah Goethe hier ein Bild der inneren Welt aufgerollt, auf dem sich diese in ihrer Totalität dem das Ganze suchenden Blicke darbot.

Da schaute er eine Ganzheit, die facies totius universi[2]), die Allwirklichkeit, deus sive natura, in welcher sich die Kräfte

[1]) D. h. „und dennoch".

[2]) Auf das rechte Verständnis dieses Wortes als eines philosophischen Fachausdrucks kommt es hier nicht an, nur auf das Bildhafte.

alle bewegen; aber zugleich, daß keine der Kräfte das ganze All sein kann. Das große Spiel besteht in einer ewigen Wechselwirkung zwischen Kräften, die sich anziehen und abstoßen. Da schaute Goethe zum ersten Male das Gesetz der dynamischen Polarität, das jedem Einzelwesen seine beschränkte Aufgabe anweist und, indem es zu Gliedern des Allebens macht, was ewig zum Alleben strebt, demselben ewig verbietet, sich als All zu fühlen. Da erlebte Goethe, daß Prometheus gestürzt wurde: das war das Chaos, in welches er Jacobi hineinblicken ließ. Da ist der Quellpunkt seiner „Entsagung“.

Was Ganymed verlangt und was Werther verlangt, daß der alliebende Vater sich freundlich zu ihm neige, verlangt Goethe fortan nicht mehr. Fortan klingt es anders, mit Benutzung des Spinoza-Wortes ('Ethik' V. prop. 19): „Qui Deum amat, conari non potest, ut Deus ipsum contra amat.“

Dieses Wort geht von jetzt an wie ein Leitmotiv durch seine Werke. Zuerst 1782 in 'Wilhelm Meisters theatralischer Sendung' aus Philinens Munde (Werke 52, 212), dann lateinisch 1786 (an Herder, 20. Februar) und wiederum deutsch 1796 in 'Wilhelm Meister' (Werke 22, 57), und endlich wird 1812 noch einmal in 'Dichtung und Wahrheit' (Werke 28, 288) „jenes wunderliche Wort“ wiederholt: „Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe.“

Spinozas wunderliche Lehre, daß Gut und Böse menschliche Werturteile seien, die im Göttlichen keinen Grund hätten, hatte es ihm angetan. Im Polaritätsgesetz hebt sich der moralische Gegensatz auf; was bleibt, ist das Spiel der Kräfte; denn die Kräfte sind alle, auch wo sie sich feindlich gegenüberstehen, göttlich: „Nemo contra Deum nisi Deus ipse.“

Dieses Wort[1]), das als Motto vor dem vierten Bande von 'Dichtung und Wahrheit' steht, in welchem wir die Hauptstelle für die Spinoza-Frage gefunden haben, hat man bis jetzt nicht nachweisen können. Es ist sozusagen die Quintessenz des ganzen Goethischen Spinozismus, und sein Ursprung wäre somit in der

[1]) Von Goethe schon im Juli 1810 im Gespräch mit Riemer zitiert; vgl. 'Goethes Gespräche', hrsg. von Biedermann, 2. Aufl., 2, 81.

Spinoza-Schicht der Goethischen Lektüre zu suchen. Tatsächlich finden wir auch in Kohlers Spinoza-Buch und bei Bayle, die ja beide Goethen bekannt waren, den Gedanken. Es heißt wiederholt bei ihnen, daß, wenn Gott und Natur zusammenfallen, Gott sein eigener Feind ist, indem er z. B. in seiner Modifikation als Türke gegen sich selbst in seiner Modifikation als Deutscher kämpfe.

Um das Gesagte, das nicht nur durch eine „reine Schau", sondern durch Deutung der Quellen gewonnen ist, kurz zusammenzufassen, so ist meine Auffassung die, daß Goethe zuerst in der ersten Hälfte des Jahres 1774 Spinoza im eigentlichen Sinne gelesen habe, nachdem er schon im vorhergehenden Jahre einen Gesamteindruck, wenn auch nur einen hastig erworbenen, seiner Eigenart erhalten hatte.

Diese zweite Lektüre, obwohl auch sie kein „Studium" war, stürzt ihn in ein seelisches Chaos, das nicht durch Spinozas System (seinen metaphysischen und psychophysischen Parallelismus) hervorgerufen wurde, sondern durch die tief erlebte psychologische Schilderung der inneren Welt. Indem Goethe seine Eigenart, an die er gefesselt war, als eine solche erkennen mußte, die derjenigen des von ihm liebend bewunderten Spinoza polar entgegengesetzt war, erkannte er, der sich bis jetzt als beglückter Schüler verschiedenen Meistern angeschmiegt hatte, zugleich, daß zwischen dem Menschen und Menschen unüberbrückbare Klüfte aufgetan sind; jeder ist in seiner Eigenart ganz allein. Aber über den Abgrund hin spinnt die liebende Bewunderung ihren Faden. Was in der Natur getrennt ist, fühlt sich dennoch eins vom andern angezogen. So entdeckt Goethe das Gesetz der Polarität und legt zugleich den Grund seiner Entsagungslehre.

Es liegt auf der Hand, daß, wenn dem so ist, diese Erkenntnis für die Deutung des 'Faust', des Hauptwerkes dieser Zeit, der innersten Zelle des Goethischen Geistes jener Jahre, von Bedeutung werden muß.

Ich kann mich hier teilweise, und gerade in einigen Haupt-

punkten, Kühnemanns großartiger Darstellung anschließen. Einmal bin ich mit ihm einig, daß von „irgendeiner Art philosophischer Schulabhängigkeit“ gar keine Rede sein kann, schon weil wir „schwerlich einen größeren Gegensatz denken können als den zwischen Spinoza und Goethe“. Zweitens bin auch ich der Ansicht, daß die Makrokosmos- und Erdgeist-Szene und der Übergang von der einen zu der anderen im Anschluß an Spinozas psychologisches Weltbild zu deuten sind.

Wie Kühnemann meine auch ich, daß Goethe durch Spinoza die Eigenart seiner eignen Natur erkannt habe. Aber daß für Goethe das trostreiche Ergebnis gewesen sein sollte: „In dir wogt das All“ (Jahrbuch' 15, 291), will mir nicht einleuchten. Im Gegenteil, das Erlebnis ist das schmerzhafte: Du bist und kannst nur sein ein Teil des Alls! Die Individualität, die notwendige Form des menschlichen Lebens, ist ein Zwang, wir sind an unser Ich gebannt; Entsagung des All-Lebens ist unser Los. Dies ist das Urerlebnis Goethes, das sich, durch den ihm wesensfremden Spinoza angeregt, in den Makrokosmos- und Erdgeist-Szenen auswirkt.

Vor dem Makrokosmos-Zeichen steht Faust wie Goethe vor Spinozas psychologischem Weltbilde. Die Harmonie, die alles ausgleichende Ruhe, reißt ihn hin. Weil aber sein Selbst sich rührt, genügt ihm das „Schauspiel“ nicht. Ihn drängt es, das eigene Ich zu behaupten, und so wendet er sich zum Erdgeiste, zu dem Vertreter der „facies totius universi.“ Seine Sehnsucht (Goethes „alles aufregendes Streben“) ist jedoch größer als seine beschränkte Individualität; er wird auf den Geist, den er begreift, verwiesen.

Man muß hier erneut fragen, warum der Erdgeist ihn zurückweist. Die gewöhnliche Erklärung, Faust verrate durch sein Wort: „Geschäftiger Geist“, daß er das Wesen des Erdgeistes nicht begreife, d. h. verstehe, erscheint mir wenig befriedigend. Wer den Makrokosmos begreift, würde wohl auch den Erdgeist begreifen können; daß er ihn begriffen hat, erhellt schon daraus, daß er ihn hat herbeibeschwören können.

Die Sache liegt wohl anders; es kommt auf die Deutung des Wortes „begreifen“ an.

Das Wort „begreifen" wird von Goethe in doppeltem Sinne gebraucht. Einmal als „geistig erfassen", „verstehen", zweitens in der älteren Bedeutung: „greifend umfassen", „umspannen". So noch im Briefe an Jacobi vom 1. Juni 1791:

> Will ich den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen,
> Nenn ich, Sakontala, dich, und so ist alles gesagt.

Nehmen wir hier das Wort in diesem Sinne, so will der Erdgeist sagen: Du gleichst dem Geiste, den du in dir tragen kannst, den dein Ich umspannen kann, nicht mir, der ich nicht eine Einzelindividualität bin, sondern die facies totius universi. Blähe dich nicht zu hoch! Gedenke daran, daß du ein Mensch bist, nicht ein unendlicher Modus, sondern eine endliche Modifikation! Suche deine Individualität und ergib dich als solche den Möglichkeiten deines Schicksals!

Ein Geist, den Faust in diesem Sinne begreifen kann, ist Mephistopheles, an dessen Seite er zuerst recht eigentlich die Erde betritt, um ein rein individuelles Leben zu beginnen.

Wie weit ein solches individuelles Leben führen konnte, blieb dem jungen Goethe verschlossen.

So aufgefaßt, wären diese Szenen eine Bestätigung der entwickelten Hypothese, das Spinoza-Erlebnis sei ein psychologisches, durch das Goethe die naturgegebene Notwendigkeit der Entsagung gelernt hätte.

Es fragt sich nun, ob sich für diese Deutung sonstwo Stützpunkte finden lassen, mit anderen Worten, ob die angenommenen Faust-Entwickelungsstufen sonstwo bei Goethe vorkommen. Man braucht nicht lange zu suchen. Goethes zweites Hauptwerk schildert in ähnlicher Stufenfolge, wie ein Mensch aus dem Himmel seiner viel zu großen Träume gestoßen wird und als kleiner Einzelmensch von vorn anfangen muß. Wilhelm Meister zieht aus, um ein Königreich zu suchen, und wird — Wundarzt.

Dieser Entwicklungsgang ist nun aber, wohl zu merken, nicht als tragischer Einzelfall zu werten, sondern als der typische Lebenslauf eines guten Menschen, der ein echtes Leben leben will. Es ist sein wahres Glück, dem Wilhelm damit entgegengeht.

Er hat, wie Humboldt am 24. November 1796 an Goethe schreibt, gelernt, „daß man, um etwas zu haben, eins ergreifen und das andere dem aufopfern muß. Und was heißt Kunst zu leben anderes als der Verstand, das Eine zu wählen, und der Charakter, ihm das übrige aufzuopfern.“

Und will nicht endlich das Motto zu 'Dichtung und Wahrheit': *῾Ο μη δαρεις ἀνθρωπος οὐ παιδευεται* dasselbe besagen? Geschunden muß man werden, das Fell muß einem abgezogen werden, als nackteste Individualität muß man anfangen, wenn man ein echter Mensch werden will. Wir dürfen wohl also sagen, daß die hier vorgelegte Deutung einer Hauptstelle im 'Faust' auch durch den Vergleich mit anderen Hauptwerken des Meisters gestützt wird.

Es bleibt nur noch eine Frage zu behandeln, die mehr ins Ästhetische schlägt.

Mein Ausgangspunkt war das Bernis-Gisekesche Bild des Spinoza-Gottes. Dieses Bild kann nun tatsächlich nicht Anspruch darauf erheben, als ein echtes Bild des Spinoza-Gottes zu gelten. Bernis hat Spinoza nicht verstanden, und was er dichterisch verkörpert, ist nicht Deus, sondern der unendliche Modus, den Spinoza als facies totius universi bezeichnet. Goethe ist also logisch im Rechte, wenn er diesen Gott als einen Geist auftreten läßt, der nicht Gott vertritt, sondern nur sein „lebendiges Kleid“ wirkt.

Wie sehr er es auch poetisch-künstlerisch ist, möchte ich mit ein paar Worten beleuchten.

Der Makrokosmos, die jede sinnliche Vorstellung und Darstellung grenzenlos übersteigende Ganzheit des Alls, läßt sich nur unsinnlich, durch Worte, deren Seele verschmachtende Sehnsucht ist, vergegenwärtigen. So auch im 'Faust'. Wenn Goethe aber darauf dem Auge ein Ungeheures vorführt, von dem gesagt wird, daß es gegen das Vorhergegangene klein sei wie die Erde gegen das unendliche All, so erzielt er die sinnlich-unsinnliche Täuschung, als ob sich hinter der sichtbaren Erscheinung das unsichtbare Unendliche gleichsam sichtbar in einer unendlichen Dimension erhebe.

So sehen wir den großen Künstler am Werke. Er hat, um mit Molière zu sprechen, sein Gut genommen, wo es zu finden war; er hat aber daraus etwas gestaltet, das nur ihm gehört.

Schluß.

An den Anfang dieser Abhandlung stellte ich eine Übersicht der gelehrten und scharfsinnigen Versuche, die Erdgeist-Erscheinung, teilweise auch die Erdgeist-Idee, geschichtlich zu erklären.

Es wurde, seit der erste Versuch dieser Art hervortrat, diese neue Betrachtungsweise als ein entschiedener Fortschritt über die philosophische Betrachtungsweise hinaus angesehen. Und daß dem so war, wenigstens in einem gewissen Sinne, kann wohl auch jetzt nicht geleugnet werden.

Fragen wir aber, ob die geschichtliche Betrachtung eigentlich etwas Wesentliches zum Verständnis der hier behandelten Szenen an den Tag gefördert habe, so kann man wohl ruhig Nein sagen. Man darf vielleicht sogar behaupten, daß die immer höher anschwellenden Kommentare, in denen immer mehr Verse mit hoch aufgestapeltem geschichtlichem Ballast beladen werden, fast dazu geeignet sind, eine organische Aneignung der Faustdichtung unmöglich zu machen, indem alles im Kleinkram erstickt.

Ich bin mir wohl bewußt, nichts Neues zu sagen, wenn ich die Ansicht ausspreche, daß es jetzt wieder einmal an der Zeit sei, neue Ziele aufzustecken. Ich möchte aber gern an Hand der verschiedenen Abschnitte meiner Abhandlung nachweisen, wie ich hier die neuen Ziele verfolgt habe.

Mit dem Bernis-Giseke-Gedicht ist die Forderung eines Nachweises von Erdgeist-Quellen bei älteren oder jüngeren Autoren als logisch unhaltbar zurückgewiesen. Folgt man mir in der Annahme, Goethe habe das Gedicht gekannt, so ist die Frage damit erledigt; folgt man mir nicht, so muß man bei Bernis dieselbe „Quelle" voraussetzen wie bei Goethe. Da es aber, wie die Übersicht der Forschungsergebnisse zeigt, nicht möglich ist, der einen Quelle den Vorrang vor der anderen zu geben, weil sie alle wesentlich das gleiche enthalten, so ist man auch in diesem Falle keineswegs gefördert.

Es kann sich somit nicht um ein geschichtliches Quellenstudium handeln, wenn man diese 'Faust'-Szenen genetisch erklären will.

Die Erklärung ist auf einem anderen Gebiete zu suchen. Zuerst auf dem Gebiete des Stils. Ich habe die Vermutung aufgestellt, daß des Bernis Ausmalung des Geistes ihren Ursprung hat in einer bestimmten, an sich schon dem Konkret-Bildhaften zustrebenden Spinoza-Stelle, in dem Ausdruck: facies totius universi. Ich habe auf die geschichtliche Tatsache hingewiesen, daß erst im Laufe des 18. Jahrhunderts dem bildhaften Ausdruck für transzendentale und abstrakte Begriffe in Deutschland das Bürgerrecht zuerkannt wurde, der dann in Goethes visuell und visionär eingestelltem Geist seinen Triumph erlebte.

Weiter habe ich durch eine Erläuterung der auf Spinoza bezüglichen Stellen bei Goethe nachgewiesen, daß er in der Zeit, in die die 'Urfaust'-Dichtung fällt, durch eine erneute Spinoza-Lektüre in ein seelisches Chaos gestürzt wurde. Weil es seine Art war, sich durch dichterische Betätigung von überwältigenden Eindrücken zu befreien, so dürfen wir annehmen, er habe es auch diesmal getan. Weil es seine dichterische Art war, zum Bilde seine Zuflucht zu nehmen, so müssen wir annehmen, er würde, wenn er kein passendes Bild vorgefunden hätte, selber eines geschaffen haben. Da aber ein solches schon geschaffen war, das ihm notwendig bekannt gewesen sein muß, so dürfen wir, weil dieses seiner Art entspricht, annehmen, er habe es auch benutzt.

Mit diesem letzten Abschnitt habe ich die Stil-Erwägung mit einer Erwägung der Goethe-Psychologie in Verbindung gebracht.

Goethes Stil ist der Ausdruck seiner Persönlichkeit; in diese dringt man durch jenen hinein, und jener erklärt sich durch diese.

In diesem Sinne kann somit die genetische Erklärung der Erdgeist-Erscheinung nicht weiter zurückverfolgt werden als bis zu Goethes Persönlichkeit, das heißt, sie kann nur psychologisch, nicht geschichtlich erklärt werden. Der rein tatsächliche Umstand, daß Goethe Bernis-Gisekes Gedicht benutzt hat, erklärt nichts. Jeder, der Bernis, Giseke oder Herders Besprechung gelesen, hat dieses Gedicht gekannt; aber kein anderer als Goethe hat es benutzen können.

Aber — so wird man einwenden — wie kann dann behauptet werden, die geschichtliche Betrachtungsweise bedeute gegen den älteren philosophischen Standpunkt einen Fortschritt?

Das hat uns die geschichtliche Betrachtungsweise durch ihre mühsame Bearbeitung der „Quellen" gelehrt, daß die Weltdeutungs- und Darstellungsart, die auch in Goethe waltete, durch die Jahrhunderte wie ein sich ewig gleichbleibender Strom flutet. Ab und zu, Jahrhunderte rollen dazwischen hin, schwillt der Strom an, erhebt sich zu einer schaumgekrönten Welle. Ob der Name, den die Welle rauscht, Jamblichos oder Helmont, Swedenborg oder Goethe heißt: der Strom bleibt derselbe. Die geschichtliche Betrachtungsweise hat uns den Typus finden lassen, der auch in Goethe lebte und dem Goethe über Zeit und Raum hin wie einem Bruder die Hand reicht.

Das Schema im 'Faust'

Von Alexander v. Gleichen-Rußwurm (München)

Das im Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller erwähnte „Schema" zur Faustdichtung ist verlorengegangen. Andeutungen in Karoline v. Wolzogens Briefen und Tagebüchern über Gespräche mit Goethe und Erinnerungen an die beiden Dichter veranlassen mich zu dieser Randbemerkung der ins Ungeheuere angewachsenen Faustliteratur; der Zweck dieses Aufsatzes ist, weiterer Forschung anregend einen Weg zu weisen.

Wenn wir zum erstenmal in die Sixtinische Kapelle treten und den Blick zu Michelangelos Schöpfungsdrama emporheben, so wird es uns schwer, dieses Drama in seinem großen philosophischen und malerischen Aufbau zu erkennen aus der wimmelnden Flut von Gestalten heraus, die seine verschiedenen Teile stützen, binden und umrahmen; denn die hauptsächlichen dieser Schmuck- und Stützgestalten (sie gehören zum Schönsten, was der Meister geschaffen) sind nicht grau in grau oder braun in braun gehalten wie sonst etwa Karyatiden und Rahmenfiguren eines Deckengemäldes, sondern prangen in den Farben des Lebens und drängen sich in unsere Aufmerksamkeit durch ihr plastisch-kühnes Hervortreten.

Eine Entfesselung aller Kräfte hat hier stattgefunden.

Den meisten Menschen begegnet ein ähnliches Phänomen bei Betrachtung eines Monumentalwerkes anderer Art, nämlich des 'Faust', und wie sie auch die Hälse recken oder dickleibige Kommentare studieren, die Verschwendung des Meisters, der auch die Stützfiguren seiner Komposition, seine Karyatiden und anderen Traggeschöpfe mit Leben begabt, macht ihnen Kopfzerbrechen.

Es geschieht, was Goethe am Anfang seines Werkes eindrucksvoll sagt:

> Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht,
> Das Publikum wird es euch doch zerpflücken.

Ehrfurchtgebietend, aber anstrengend, sogar unverständlich und meist unverstanden ragt dieses Monument ein Jahrhundert in die Literaturgeschichte und gibt zu den mannigfachsten Deutungen Anlaß. Und als ein französischer Komponist kam, Gretchens Liebesgeschichte herausgriff und zur Begleitung seiner gefälligen Melodien wählte, schrumpfte Goethes gewaltiges Lebenswerk in den Augen des großen Publikums zu einem verliebten Abenteuer zusammen, das in einen allzu großen Aufwand von Zauberwerk geschlossen war.

Indessen haderten die zünftigen Männer der Literatur um die Buchstaben, oft spitzfindig, fast wie die Talmudisten.

Aber Goethe ist nicht so einfach, wie das Opernpublikum glaubt, nicht so unergründlich, wie seine Talmudisten meinen. Sein Werk ist durchaus nicht verworren, wie romantische Dramen; der große Griechenschwärmer hat zu tief aus Hippokrene getrunken, um sinnlos phantastisch zu bauen. Und auch in hohem Alter, als er das Fehlende da und dort noch hinzugefügt, hat er die Gliederung des Baues nicht aus den Augen verloren. Teils ist es unsere eigene Schuld, wenn wir kurzsichtig davorstehen, teils freilich die Schuld des Meisters, der nach seinem eigenen Maße schuf, ohne Rücksicht auf uns zu nehmen.

So hielt es Michelangelo mit der kraftstrotzenden Decke, die er durchaus ohne Rücksicht auf das Verständnis der Andächtigen aus seinem kolossalen Schöpferdrang heraus bevölkerte, ohne Versuch, diese Schönheiten der großen Menge verständlich zu machen. Wie Michelangelo arbeitete Goethe, systematisch, nicht von ungefähr, wenn auch dieses Stück früher, jenes andere später vollendet wurde. Eines bedingt in strengem Rhythmus das andere, wiewohl jedes für sich einen lebenden Organismus bedeutet.

In Goethes Leben ist es gut zu beobachten, wie er dem deutschen Mittelalter nahetrat, ohne je in Deutschtümelei zu verfallen, wie er der Antike fest und fester in das wundervolle

Maskenantlitz schaute, ringend mit ihr um das Geheimnis der Form, wie er als Sohn seiner Zeit die eigene Gedankenwelt durch die Naturgeschichte befruchtete, die jenen beiden Bildungen noch fremd gewesen war, und endlich, wie er die skeptische Philosophie des 18. Jahrhunderts durchaus nicht verschmähte; denn wir dürfen nicht vergessen, daß Mephistopheles geistig ein Zeitgenosse Voltaires ist, ein feiner und weltgewandter Teufel.

Vier Gedankenkreise, widerspruchsvoll und doch einander ergänzend, brauen Fausts Philosophie zusammen. Die Bibel, Homer, Virgil, Buffon, Diderot, Voltaire können neben dem Puppenspiel als Quellen gerechnet werden. „Was Goethe las," schrieb Karoline v. Wolzogen an ihre Nichte Emilie im Jahre 1828, „was wir, deine Mutter und ich, damals lasen, als wir jung waren und unseren Geist bildeten, sah ich eingefügt in die herrliche Dichtung, ebenso wie die landschaftlichen Erinnerungen an seine Reisen."

Was die Welt ihm als Schauspiel irgend geboten, faßt dieser Theaterdirektor Goethe in einem Riesenschauspiel zusammen, wo Zeiten, Völker, Weltanschauungen mitspielen in einem gewaltigen Mysterium.

Das Leben ist sein Mitarbeiter an dem Stücke und des Lebens Pilgerfahrt sein eigentliches Argument.

Um diesen ungeheueren Stoff zu fassen, bedurfte es einer gegebenen Form. Und diese Form war das Schema. Hier dient jene Bemerkung Karolinens als Hinweis, die ich in ihren Papieren fand und die mich auf den Gedanken brachte, dem Schema nachzugehen, wie es Goethe beim endgültigen Aufbau des 'Faust' vor Augen hatte. Die Bemerkung ist ohne näheres Datum in den Zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts niedergeschrieben und lautet: „Wir sprachen heute bei Tisch mit Goethe über den 'Faust'. Das Schema trat klar zu tage, die Einzelheiten zurück, die mich bisher gestört hatten, alles klar zu erfassen. Das Wesen des mittelalterlichen Mysteriums enthüllte sich vor meiner Seele."

Von dieser festen Weltkonstruktion aus mußte also das Ganze geordnet werden, wenn auch diese Konstruktion für Goethe nur

ein Behelf war und nicht wie bei den Erbauern der naiven Mysterien ein fester Glaube.

Das ist das Täuschende und Schwierige, was ihm selbst so hart und so schwer war, daß er lange an der Vollendung des Werkes verzweifelte. Wie konnte die Pilgerfahrt des Lebens dargestellt werden ohne eine naive, leicht faßliche Weltanschauung? Und war es möglich, in ihre Form einen neuen Reichtum an Gedanken zu gießen?

Die alte Mysterienbühne hatte alles eingeteilt, wie es die Kirche befohlen. Der Himmel war da, die Erde, dann die Hölle: Gott, Mensch und Teufel. Ungeheuere Möglichkeiten für den Dichter — aber waren es nicht Unmöglichkeiten für die philosophische Weltanschauung des Jahrhunderts?

Ihren gesamten Schatz an Allegorien, an dramatischen Konflikten bot die Kirche für den Kampf zwischen Fleisch und Geist, Körper und Seele, Gemeinem und Höherem.

Als Mensch war Goethe in diesen Kampf häufig verwickelt gewesen, als Dichter hatte er ihn mit Sinnlichkeit und Leidenschaft geschildert in Weislingen, in Clavigo, in Werther. Den anderen Widerspruch, den Widerspruch zwischen dem großen Gedanken und dem gemeinen Stoff, der ihn herabzieht, ist in Fragmenten wie 'Mahomet' und 'Prometheus' und in der Gestalt des Götz zu ersehen. Beide Motive sollten nun verschmelzen im Faust, dem typischen Lebenspilger. Aber die Kirche verlangt bei jedem Unterliegen Reue, und Goethe verachtete die unfruchtbare Reue, die zur Verzweiflung führt.

Bereicherung, kräftigeres Auftreten nach jedem Fallen verlangte er von seinem Pilger.

Wie ließ sich eine solche Auffassung als dramatisches Motiv mit der Theorie der Versuchungen vereinen, welche die Kirche mit ihren psychologisch tief begründeten Kenntnissen bot?

Wie konnte der große Theaterkenner das prächtig vorgezeichnete Puppenspiel fallen lassen?

Es galt, die Marionetten bis zu einem hohen Grade zu beleben, aber doch nicht ganz ihrer Puppenhaftigkeit verlustig gehen zu lassen: die Allegorie mußte glaubhaft wirken und dennoch den Charakter der Allegorie durchgängig wahren. Damit

war die Möglichkeit gefunden, durch die Gestalt des Faust mit Teufelspuk und himmlischen Heerscharen, mit der gegebenen Einteilung von Himmel, Erde und Hölle das Menschenleben so darzustellen, wie es dem Dichter vom eigenen Leben als Souffleur eingegeben wurde.

Am 12. Februar 1833 schrieb Karoline an ihre Nichte: „Lies den 'Faust' in dem Sinne, wie er mir durch Goethes Vorlesung einst klar wurde, und du wirst dich nicht mehr fragen, wie Goethe dazu kam, ein erstes Vorspiel unter Komödianten spielen zu lassen."

Das nicht genug beachtete 'Vorspiel auf dem Theater', in dem der Zweifel des Dichters, wie die Sache materiell denn eigentlich zu bewältigen sei, beredt wird, scheint mir in der Erwägung zu gipfeln:

So schreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,

und später wiederholt Faust, nachdem er mit Mephistopheles paktiert hat, diesen Gedanken:

Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen.

Ein vollständiges Bild menschlicher Erkenntnis — nach mittelalterlicher Auffassung: menschlicher Versuchungen — wollte Goethe entwerfen, aber das Material häufte sich so sehr, daß es eine übermenschliche Aufgabe schien, es zu ordnen und Schicht auf Schicht plangemäß aufzutragen. Sie wurde dennoch bewältigt und der ganze 'Faust', dieser Palast des Goethischen Wissens, Stock für Stock errichtet.

Wie komisch, vielleicht auch rührend mußte dem Meister ein Zweiter Teil des 'Faust' dünken, den ein braver Stümper schrieb und dem Dichter widmete. Gretchen ist natürlich die Hauptfigur darin und Faustens Reue der Vorwurf. Aber ein Mensch, der in die Knie sinkt und sich die Brust schlägt, weil er ein Mädchen verführt hat, kann nicht „den ganzen Kreis der Schöpfung ausschreiten".

Das Dämonische, das Goethe dem Faust zuerteilen wollte, ist das Dämonische des genialen Menschen überhaupt, eine Kraft, die gleich der Flamme verzehren muß. Kann man die

Flamme, kann man den Löwen böse nennen, weil sie verschlingen, was ihnen begegnet?

Wenn die Geschichte Gretchens das Um und Auf in Fausts Existenz und Entwicklung wäre, wenn sie sein Ideal, seine Beatrice wäre, die ihm den Weg des Himmels weist, dann hätte der Zweite Teil, wie er ist, wenig Sinn, dann wäre die Walpurgisnacht im Ersten sehr lose mit dem Drama verbunden und Auerbachs Keller hätte kaum Berechtigung. So breit und liebevoll das Gretchenmotiv behandelt ist und obwohl sich Goethe hinreißen läßt, zum Schluß ein Wiedersehen im Himmel mit der Büßerin einzufügen, dieses Motiv ist in der Ökonomie des Dramas doch nur eine Episode und nicht die wichtigste, nicht die für das Leben ausschlaggebende.

Es wächst der Mensch nicht nur mit seinen Zwecken, er wächst auch mit seinen Begierden. Der Faust, der eine Helena begehrt, ist ein ganz anderer Mann als der nach dem schlichten Bürgerkind entbrannte.

Der herrscherhafte Faust des Zweiten Teils legt seiner Liebe eine Welt zu Füßen, wie er, um sie zu erringen, vor keinem Schauer zurückweicht. Gretchens Liebhaber kirrt die Kleine mit einem armseligen Schmuck; er ist voller Zweifel und Angst, nimmt ihr Liebesopfer an, ohne aber ein höheres Verschmelzen mit ihr zu träumen, und denkt nicht einen Augenblick an sie im Sinne einer Genossin oder idealischen Herrin.

Soviel schon über 'Faust' geschrieben wurde, diese einfache Betrachtung scheint mir doch nicht deutlich im Bewußtsein der Goethefreunde zu leben, und vollends Fernerstehende machen sich die Lage der Dinge nicht klar.

Mein Versuch, das eigentliche Schema des Werkes, seine an das mittelalterliche Mysterium angeschmiegte Form und Struktur sichtbar zu machen, läßt den Pfad zur wahren Schönheit des Ganzen vielleicht am leichtesten finden.

Man braucht dem Werk durchaus keine Gewalt anzutun, um das Schema im Auge zu behalten.

Die psychologische Weisheit und Feinheit der kirchlichen Anschauungen des Mittelalters, Anschauungen, die, gepflegt von den feinsten Köpfen, auf dem Wege der Mystik bis ins 18. Jahr-

hundert sickerten, waren dem Dichter wohlvertraut, wie seine Freundschaft mit Fräulein v. Klettenberg beweist. Die kirchliche Lehre von den Anfechtungen und Versuchungen, die der Teufel christlichen Pilgerseelen auf den Weg streut, um sie vom einzig Wichtigen, von der Sorge um das ewige Heil durch allerlei Blendwerk abzulenken, hatte im Lauf der Jahrhunderte kunstvollen Ausbau erfahren. Bei erlesenen Geistern galten die Anfechtungen nicht nur dem Fleisch, sondern dem Geist und Gemüt. Letztere waren einschmeichelnd und die gefährlichsten von allen. Es waren die vornehmen Versuchungen, deren sich der Böse den Allervornehmsten im Geiste gegenüber bediente.

In der 'Nachfolge Christi' des Thomas a Kempis und anderen bedeutenden Erbauungsbüchern ist der dramatische Konflikt, den solche Anfechtungen bereiten, psychologisch vollkommen herausgearbeitet. In solchem Sinn mußte Faust versucht werden, wenn das Puppenspiel Vertiefung erfahren sollte. Aber um Goethes, des modern philosophierenden Dichters Eigenstes auszudrücken, mußte Faust den Anfechtungen anders gegenüberstehen als etwa ein Schüler des Thomas a Kempis. Er durfte nicht der Gottheit, dem Schicksalsherrn gegenüber klein und gedrückt erscheinen, es gebührte ihm, zu wachsen und mehr durch sein Ausreifen als durch Zerknirschung dem Herrn Ehre zu machen.

Der mittelalterliche Schwarzkünstler erhielt Züge vom antiken Prometheus und Ahnungen des modernen Übermenschen.

Als Schicksal für eine solche Gestalt ist ein Gretchen als Hauptfigur zu armselig. Man könnte sich auch wundern, daß es Mephistopheles mit Auerbachs Keller überhaupt nur versucht. Allein Mephistopheles ist ein deutscher, ein höchst gründlicher Teufel und schenkt Faustens großer Seele keine Anfechtung, sondern versucht es mit allem, Stufe für Stufe.

Die großen sechs Stufen menschlicher Erkenntnis, nach altem theologischen Begriff teuflischer Versuchung, sind in dem ganzen Drama majestätisch aufgebaut, die drei ersten im Ersten Teil, die drei letzten im Zweiten Teil, ihrem tiefen Sinne nach untrennbar miteinander verbunden.

Wie vorurteilslose Aufmerksamkeit leicht bemerken wird, sind die sechs Stufen streng und folgerichtig mit entsprechenden Gegenstücken erhöht. Prolog und Epilog im Himmel bilden den würdevollen Rahmen neben der breit angelegten Exposition, die Fausts innerliche und äußerliche Vorbereitung zur Handlung enthält.

Die drei ersten Stufen sind in aufsteigender Linie die Anfechtungen des Fleisches, von der niedersten bis zur verderbtesten. Die drei letzten Stufen sind die Anfechtungen des Geistes bis zur allergewaltigsten.

Den Keller Auerbachs zeigt Mephistopheles seinem Weggenossen, weil es einmal dazu gehört. Hier ist die tiefste Stufe der Sinnlichkeit, ein Genußleben, das zum Tier herabwürdigt. Faust steht voll Verachtung während der witzigen Kunststückchen seines Gesellen, fast teilnahmslos.

Tiefer ergreift ihn schon die Hexenküche, die sowohl zu seiner Verjüngung, dem vorbereitenden äußerlichen Erfordernis, nötig ist, wie sie als Sinnbild niedrig boshafter Hexerei zum untersten Kreise verführerischer Gefahren gehört.

Faust sieht im Zauberspiegel ein schönes Weib.

Irrtümlicherweise hat dieses Spiegelbild oft für Gretchen gegolten; aber es soll schon Helena bedeuten. Faust ist beim Anblick des Bildes noch nicht verjüngt, die Sinne sind noch nicht allmächtig sehnsuchtsvoll. Unklar, schier andächtig erfaßt es ihn beim Anblick der Schöngestalt.

Wohl könnte Mephistopheles hier schon erkennen, wie es um seinen Gefährten steht und daß dieser auf der zweiten Stufe der Fleischeslust nicht erliegen werde, ebensowenig, wie er im Sumpf niedrigster Sinnlichkeit stecken blieb, den die erste Stufe umfaßte. Dennoch versucht der höllische Versucher systematisch weiter; er schenkt Fausten junges Blut, jene jugendliche Tollheit, die so stark nach Sinnenlust verlangt, daß jedes Weib als Helena erscheint.

„Ich hab' dich im Blut", ist ein alter volkstümlicher Ausdruck für plötzlich aufflammendes Begehren. Die heiße Leidenschaft jungen Blutes sollte an und für sich nicht als ein Ding des Übels gelten. Daß es Fausten dabei so schlimm ergeht und seine Liebe

zum Mord von Mutter, Bruder und Kind Gretchens führt, das muß sein, weil hier — wieder im alttheologischen Sinne — allegorisch die zweite Stufe der Anfechtungen des Fleisches bezeichnet ist und sinnliche Freude als Gabe des Teufels gilt.

Das Abenteuer muß sich zu einem grausamen Drama auswachsen, in das die beiden jungen Menschen betört hineinlaufen; denn hier ist die Gefahr der Fleischeslust an sich ausgemalt, aller Jammer, den das Begehren, das einfache, scheinbar selbstverständliche Glücklichsein auf Erden nach sich zieht. Um das rein menschliche Gefühl Gretchen gegenüber nicht in unbefriedigte Trauer aufzulösen, spricht eine Stimme von oben am Ende dieser zweiten Stufe der Versuchungen das Wort: „Ist gerettet!", und um darzutun, wie die Rettung aufzufassen sei, tritt am Schlusse Gretchen als „una poenitentium" im Gefolge der Madonna auf, gnadesuchend an die mystische Himmelsmutter geschmiegt.

Wir sind durch Fausts Liebesdrama besonders erschüttert, weil diese Anfechtung oder diese Stufe der Erkenntnis schier keinem erspart bleibt, weil die Grausamkeit des Begehrens, auch wenn man die Augen zumacht und nicht darüber nachdenken will, von überallher ans Bewußtsein greift, weil endlich Goethe, der sinnliche Mann, mit dieser Anfechtung selbst viel zu tun hatte und alles, was er schon in anderen Dramen und im 'Werther' darüber als Bekenntnis offenbart, hier noch einmal mächtig zusammenfaßt.

Auch sind die dramatis personae hier am jugendlichsten und lebendigsten. Sie erinnern an die antike Fabel, daß Hadesgestalten Leben gewinnen, wenn man ihnen frisches Blut zu trinken gibt. Je mehr Blut, je mehr Leben. Hier hat Faust am meisten Blut bekommen und wirkt am farbigsten, genau wie es auf dieser Stufe der Erkenntnis allen Menschen geht.

Mephistopheles erspart ihm nicht die dritte Stufe der Sinnlichkeit, die den frevelhaften, raffinierten, perversen Genuß bietet. Es ist Walpurgisnacht. Wir müssen uns vergegenwärtigen, was das Mittelalter darunter verstand. Widerliche, freventliche, sadistische und widernatürliche Freuden schlangen den Hexenreigen. Symbolisch war die Nacktheit der Hexen; denn die Freude am nackten Körper war schon Sünde. Alle buhleri-

schen Künste, die eine verderbte Phantasie ersinnen mag, umgeben Faust; allein sie behagen ihm nicht sonderlich. Wenn er auch trotz der Erinnerung an Gretchen, die rührend erscheint, sich in den Strudel stürzt und tanzt, so geschieht es gewissermaßen kühl, aus Wissensdrang, etwa wie ein moderner Gelehrter den Opiumrausch probieren würde, um zu erfahren, was daran ist.

Goethe hätte seine Walpurgisnacht viel unheimlicher gestalten können, wenn er die schauerlichen mönchischen Phantasien über den Incubus und Succubus etwa hätte zuziehen wollen. Das sinnliche Begehren, losgelöst von der Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit als Sünde gedacht, muß als das Scheußlichste und Beleidigendste erscheinen; doch gerade durch das Bewußtsein, daß ein ungeheuerer Frevel begangen wird, und dadurch, daß es wirklich ein Frevel ist, so zu denken, entsteht ein heißer, unheiliger Genuß, den eine unschuldige Sinnlichkeit nicht kennt.

Gretchens jammervolles Ende läßt die Nichtigkeit dessen, was irgend Fleischeslust bedeutet, klar werden. Charakteristisch für die allegorische Auffassung ist es, daß Faust zuerst nicht das von ihm zu Schmach und Tod verdorbene Geschöpf beklagt, sondern mit einem wunderbaren Wort die allgemeinen Folgen zieht: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an."

Dieser Jammer ist an den Faust gelangt, den der Schmerz durchglühte, der das Elend des Fleisches überhaupt und für immer erkennt, sich notwendigerweise von dessen Lust endgültig freimacht und die Stufe solcher Erkenntnis hinter sich läßt.

In dieser Art hat ihm der Versucher nichts mehr zu bieten, und Mephistopheles weiß es wohl.

Er hat mit ihm aber noch die vornehmsten Anfechtungen zu erproben. Ich möchte sie im Gegensatz zu jenen der fleischlichen Sinnlichkeit die Versuchungen der geistigen Sinnlichkeit nennen. Die Lust im gemeinen Sinn hat keinen Reiz mehr für Faust. Er wird nun auf drei weiteren Stufen anderen, für ihn gefährlicheren Berauschungen ausgesetzt.

Faust erwacht beim Klange zarter Geisterstimmen; versunken ist die ausgekostete körperliche Sinnenwelt.

Die erste, unterste der neuen Stufen, auf die er geleitet wird, ist ein wunderbares Gegenstück zu Auerbachs Keller. Ge-

meine Eitelkeit, gemeine Ehrsucht könnte hier gekirrt werden, wie dort ganz unten bestialische Lust. Faust kann am Hofe Günstling werden und geschmeichelt sein, die allerhöchsten Herrschaften amüsieren und mit Geld versorgen zu dürfen. Auf diesen Köder ging schon manch kluger Mann. Wie im Keller macht der Versucher auch hier Kunststückchen; sie sind nur, der höheren Stufe entsprechend, feiner und größer im Ausmaß. Mephistopheles brauchte übrigens nicht so ironisch mit irdischer Majestät zu spielen, sie macht keinen Eindruck auf Faust, er steht, wie in Auerbachs Keller, auch auf dieser Stufe verächtlich, fast gelangweilt neben den Ereignissen und sehnt sich nach Dingen, die ihm an die Seele greifen.

Dies geschieht auf der zweiten, höheren Stufe in der Helenaepisode. Indem er sich an die Überlieferung des Volksbuches erinnerte und auf das Stück des Engländers Hamilton zurückgriff, wußte Goethe diese Episode mit der vorangegangenen Versuchung zu verknüpfen. In Hamiltons Drama beschwört ein Zauberer die berühmtesten Schönheiten vor Königin Elisabeth, und ihrer Herrin zulieb setzen die Hofleute allerlei an der schönen Helena aus. Die Beschwörungsszene endet mit einer Explosion. Beide Motive hat Goethe in seiner Tragödie eingereiht und vertieft.

War Faust bei der Gretchenepisode jugendlich stürmisch wie ein liebestoller Knabe, so sehen wir ihn in der Helenaepisode, die das Gegenstück und gleichzeitig die Idealisierung jenes sinnlichen Abenteuers bildet, als ideal begeisterten, vollwertigen Mann — ähnlich dem Dichter selbst in seiner römischen Zeit.

Übersinnlich, übermenschlich ist Faustens Sehnsucht; kraftvoll streckt er die Arme nach dem Idealbild aus. Im Gretchendrama überläßt er es dem höllischen Begleiter, auf höchst alltägliche Weise den Kuppler zu spielen; um Helena bemüht er sich selbst, steigt zu den Müttern und in den Hades hinab, leidet und kämpft, um sie zu erringen.

Wir dürfen uns nicht irremachen lassen durch das Intermezzo des Homunculus und der Klassischen Walpurgisnacht, dieses Vorspiels des Helenadramas. Es ist bekannt, daß das Helenadrama auf die Verbindung germanischen Geistes mit klassischer Über-

lieferung gedeutet wird; die daraus entsprungene Renaissance sei durch Euphorion versinnbildlicht. Diese mögliche Nebenbedeutung soll nicht das Eigentliche und Logische, im Sinn unseres Hilfsschemas so leicht Verständliche, überwuchern. So trocken ist diese Allegorie nicht gedacht; sie hat einen viel allgemeiner menschlichen, viel allgemeiner Goethischen Sinn.

Erinnern wir uns mit Bedacht der alttheologischen, tiefeingewurzelten Meinung des Mittelalters, das Trachten nach Wissen außerhalb des Glaubens, besonders nach naturgeschichtlichem Wissen, das Trachten nach Schönheit, die nicht der Kirche diente, sei gleichermaßen sündhaft und Teufelswerk. Mannigfach sind die Berichte von unheimlichen Erfahrungen unheiliger Gelehrter und jene von berauschten Liebhabern klassischer Schönheit; sie erzählen, wie etwa aus einem Band Virgil Flammen hervorbrechen, wie sich die Erscheinung der schönen Helena in ein grinsendes Hexenbild verwandelt oder wie Schlangen unter einem nackten Götterbild hervorkriechen.

Immer äußerlich, wenn auch keineswegs innerlich, im Einklang mit den Vorstellungen, zu denen die Erscheinung des Mephistopheles gehört, wird durch die Helenaepisode samt Vorspiel die zweite Stufe höherer Anfechtungen, in der Anlage des Ganzen die fünfte Stufe erreicht.

Wissenschaft und Kunst sind, wenn sie außerhalb des Schoßes der Kirche gedeihen, nach mittelalterlicher Weltanschauung nur Teufelswerk oder hohler Spuk und gefährlicher für die Seele als niedere Gelüste, weil sie den Geist des Menschen irreführen. Homunculus mit den alten Weisen Griechenlands, die Spekulationen aufstellen, wie und woraus die Erde und vielleicht der Mensch entstanden seien, ohne sich im geringsten um die Schöpfungslehre der Bibel zu kümmern, sind Teufelskinder in diesem Sinne, und der nordische Teufel paßt viel besser in die Klassische Walpurgisnacht, als man im allgemeinen annimmt.

„Klassische Walpurgisnacht“ ist ein Name, der leicht irreleiten kann. Er behagte Goethes mythologischer Gelehrsamkeit, die spukhaften Gestalten der Antike denjenigen des Nordens gegenüberzustellen. Allein eine Walpurgisnacht, im mittelalterlichen

Bild eine Nacht toller, sinnlich sündhafter Orgien, war der Antike unbekannt, da ihr der theologische Begriff verwerflicher Fleischeslust, infolgedessen auch die Wollust, der Moral ins Gesicht zu schlagen, unbekannt geblieben war. Darum hat die Klassische Walpurgisnacht nichts mit der von Faust überwundenen Sinneslust zu tun, sondern versinnbildlicht die Seelengefahr, die in der Naturreligion und Naturphilosophie liegt. Ausgedrückt in mythischen Gestalten und Ungeheuern erscheint diese der Theologie feindliche Weisheit der Alten, die zur Schönheit des Altertums gehört.

Wir vergegenwärtigen uns viel zu wenig, wie lockend süß die verbotene Frucht klassischer Schönheit und Weisheit dem mittelalterlichen Gemüte war, welch übermächtige Sehnsucht nach Erkenntnis manches Herz faßte und doch heimliches Grauen vor einer Erkenntnis in sich schloß, die mit berauschendem geistigem Genuß die „arme Seele" verdarb.

Für Goethe war die Antike zwar nicht durch theologische Schranken unnahbar, aber lange Zeit durch äußere Lebensumstände fern. Er konnte also gut verstehen, was eine schmachtende Liebe zu antiker Weisheit und Schönheit bedeutet. In der Helenaepisode hat er der Nachwelt vielleicht sein heiligstes Herzenserlebnis geschenkt. Nicht ohne Zögern und sehr spät, gerade weil es ihm so heilig war, weil es zum andächtigsten gehörte, was er je empfunden.

Es war wohl eine Erinnerung an herbes Weh, an harte Einsamkeit. Begeistert, der Verkünder eines neuen Heils, war er aus Italien heimgekehrt und hatte kalte Herzen, nichts als Abstoßen und Mißverstehen gefunden. So hielt sich Goethe lange Zeit zurück in schroffem Alleinsein mit seinen römischen Anregungen. Wer hätte seinen Durst, seinen Hunger, sein glühendes Schmachten nach dem großen Schönheitstraum mitdenken oder fühlen können!

Aus diesem Schmachten schuf er jene Faustische Helena, die Heine die vollendetste Statue aus der Werkstatt des Bildhauers Goethe genannt hat. Ihre plastisch-strenge Majestät erinnert an die auferstandenen Steinbilder, die Goethe in Rom mit liebebebender Hand betasten durfte. So still und groß, so verständ-

lich und doch so unergründlich schön mußte Helena dem Dunkel entsteigen.

Im Lande der Antike gewinnt auch Mephistopheles eigentümliche Erhabenheit, ja, er verrät sich hier so recht als der Geist, der das Böse will, aber das Gute schafft, indem er Faust rät, den Mantel zu halten, der ihn vor dem Gemeinen rettet.

Wie anders der Abschied von Gretchen, leidenschaftlich und grauenhaft, das Herz mit Jammer und Ekel vor der genossenen, schwer bezahlten Lust erfüllt! In weihevoller Stimmung verläßt Helena den Gatten, den beraubten Vater, fraulich- und mütterlich-groß wie jene Juno, deren Bild Goethe so gebührend bewundert. Hier, wo seine tiefste Liebe spricht, verläßt der Dichter die mittelalterliche Tradition; seine Helena kann nicht zu einem abenteuerlichen Spuk werden.

Wohl muß auch dieses vom Versucher bescherte Glück welken und sterben; aber es klingt wehmütig und weihevoll aus.

In seiner Trauer wächst Faust empor und wird reif für die letzte Stufe, für die erhabenste der Anfechtungen.

Wenn ihm auf der untersten Stufe geistiger Anfechtungen Mephistopheles ein Phantom der Macht als glänzendes Spielzeug zeigte, so lockt er ihn jetzt mit wirklicher Macht, mit höchstem irdischen Ehrgeiz.

Faust darf eine Schlacht lenken, mit eines Kaisers Schicksal spielen. Er tut es leicht blasiert; denn nicht nach solcher Auswirkung gelüstet es seiner Kraft: er will mit seinem Wort das Element zwingen und ein blühendes Land nicht den Menschen, sondern der Natur abringen.

Des modernen Menschen, aller Menschen, die je modern fühlten, großer Traum!

So edel solcher Traum, solches Beginnen ist, vom Standpunkte des Schemas in der Tragödie aus ist er dennoch frevelhaft und vom Bösen eingegeben.

Höchster Hochmut, der bis zum Gottbewußtsein geht, beseelt den Menschen, der solcher Anfechtung verfällt. Da er wie ein Gott schafft, vernichtet er wie ein Gott, was in seinem Wege steht. So werden Philemon und Baucis zermalmt.

Der Zwang, schaffend vernichten zu müssen, des größten Menschen größte Pein, überfällt den greisen Faust mitten im höchsten Triumph seines Menschentums, und auf die veralteten Begriffe von Schuld und Sühne pochend, glaubt der Teufel, ihn jetzt packen zu können.

Aber die Begriffe des mittelalterlichen Teufels sind eben veraltet. Er muß erleben, daß Faust sie überwunden hat, daß er selbst ihm dazu verholfen hat. Er, der Gutes schafft, indem er Böses will, hat den Lebenspilger von Erkenntnisstufe zu Erkenntnisstufe bis in den Himmel wachsen lassen.

Aus dumpfer Studierstube heraus lockte er ihn ins Leben. Wer durch heiß gelebtes, heiß durchstrebtes Leben eine Persönlichkeit gewonnen, wird nicht verworfen; denn höchster Wert ist Persönlichkeit.

Der mystische Wohlklang der Schlußchöre täuscht sanft über das Unerforschliche hinweg, das wir nach Goethes Wunsch ruhig verehren sollen, nachdem wir das Erforschliche erfaßten.

Die höchste Forderung des Tragischen ist erfüllt; das Leidvolle der Erde, das ebenso als bitter wie als unzweckmäßig empfunden wird, ist erlöst durch Zweckmäßigkeit. Das höllische Gelächter über unsere verzweifelten Puppensprünge muß beschämt verstummen.

Homunculus

Von Walther Schneider (Köln-Klettenberg)

Wenn der Zweite Teil des 'Faust' noch heute vielen Menschen dunkel und unverständlich erscheint, so ist daran nicht zum wenigsten die Neigung gelehrter Erklärer schuld, die ganze Dichtung möglichst allegorisch und tiefsinnig auszudeuten. Vor allem darf man nicht die klar herausgearbeitete Grundidee des Werkes verwischen, die Entwicklung des gewaltigen Magiers zum großen Menschen auf dem Wege dynamischer Entfaltung aller Kräfte seines Innern, unter allmählicher, aber sicherer Loslösung von den Banden des Mephistopheles.

Dieser Entwicklung dient auch die Einführung der „verrufensten Erscheinung des ganzen 'Faust'", wie Witkowski sagt, des Homunculus, der für die Faustdeuter ein so willkommenes Rätsel ist. Da erklärt ihn der eine als „Poesie des 18. Jahrhunderts vor Goethe-Schiller, die klassische Vorbilder nachahmt, aber vergeblich nach wahrem Leben trachtet"; ein anderer nennt ihn „das Seufzen des noch bloß Gedachten nach Dasein und Wirklichkeit"; einem dritten ist es „der ideale Gehalt der Bestrebungen und der Bildung seiner Zeit", der „Dämon, wie der Dichter ihn als Führer für die Klassische Walpurgisnacht nötig hatte" usw.

Demgegenüber ist zu betonen, daß Goethes Gestalten durchaus konkret im mittelalterlichen Sinne aufzufassen sind. Genau so wenig wie Mephistopheles, die Hexen, der Erdgeist oder Ariel ist der Homunculus nur die symbolische Einkleidung einer abstrakten Idee. Er ist im Gegenteil ein durchaus reales Wesen, dem späteren Mittelalter und der Renaissance wohlbekannt. Man glaubte, es sei durch Magie möglich, wie Gold, den Stein der Weisen und anderes, mit Hilfe der Alchemie auch künstliche Menschlein in der Retorte zu erzeugen, die man sich als dienst-

bare Hausgeister des Gelehrten dachte, wie denn der berühmte Simon Magus einen solchen Geist in der Flasche mit sich geführt haben soll.

Paracelsus gibt im 1. Buche seiner Schrift 'De generatione rerum naturalium' eine genaue Beschreibung der Entstehung solcher Wesen. Darin heißt es: „Durch Kunst überkommen sie ihr Leben, durch Kunst werden sie geboren; darum so wird ihnen die Kunst eingeleibt und angeboren und dürfen es von niemand lernen, sondern man muß von ihnen lernen." Und bei Praetorius: 'Von homunculis oder chymischen Menschen' las Goethe 1769 im Krankenzimmer, „ein solcher Mensch werde der allerweiseste sein, der ungelernt alle Künste weiß, weil er nämlich aufs allerkünstlichste gemacht ist".

Auch dem ehemaligen Famulus Fausts, Wagner, der jetzt selbst ein gelehrter Professor ist, gelingt es, auf synthetischem Wege ein lebendes Wesen zu erzeugen, allerdings nicht ohne die geheime Hilfe des Mephistopheles.

Dieses artige Männlein in der Phiole erkennt den Inhalt des sehnsüchtigen Traumes, in dem Faust die Erzeugung der Helena erschaut. Homunculus weiß, daß Faust, von der Sehnsucht nach dem Ideal der Schönheit erfaßt, in der kalten Nüchternheit seiner Umwelt zugrunde gehen muß, daß er nur im Besitz Helenas genesen kann; er weiß auch das Mittel, sie ihm zu gewinnen. Er überredet Mephistopheles, auf seinem Zaubermantel den schlafenden Faust nach Thessalien zur Feier der klassischen Walpurgisnacht zu entführen, und leuchtet selbst den beiden vor. Der arme Wagner bleibt traurig zurück.

In dem Verhältnis Wagners zu Faust liegt der Schlüssel zu der Frage, was der Homunculus im Gewebe der Dichtung bedeutet.

Wagner wird mit Unrecht von den meisten Erklärern als komische, ja alberne Figur geschildert. Daß er der „köstlichste Typus des trocknen, sich abmühenden Pedanten" genannt wird, hat noch eine gewisse Berechtigung. Wenn aber Ernst Traumann in seinem Kommentar sagt: „Der trockne Schleicher und Streber bleibt die lächerliche Figur, die er war, bis zuletzt", so ist das eine völlige Verkennung der Absichten des Dichters.

Gewiß gibt die satirische Art, in der Goethe diesen am historischen Wissen klebenden Kleinforscher zeichnet, der Figur etwas Komisches; aber das, was er sagt, ist durchaus nicht unvernünftig. Goethe selbst umschreibt sein Wesen im 1. Paralipomenon als „helles, kaltes, wissenschaftliches Streben" (Werke 14, 287).

Er ist ein weltfremder, „gebildeter Mann", völlig verständnislos gegenüber allem Naturwüchsigen: wo Faust „des Volkes wahren Himmel" erkennt, da hört er nur das „Fiedeln, Schreien, Kegelschieben", das ihm ein gar verhaßter Klang ist. An „Wald und Feldern" sieht er sich bald satt, und für Fausts Entzücken beim Anblick des Sonnenunterganges hat er kein Verständnis. Und dennoch ist er nicht ohne Poesie:

Wie anders tragen uns die Geistesfreuden
Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt!
Da werden Winternächte hold und schön,
Ein selig Leben wärmet alle Glieder,
Und ach! entrollst du gar ein würdig Pergamen,
So steigt der ganze Himmel zu dir nieder.

Er ist ein treufleißiger Quellenforscher, der allerdings nur die Sammlung von Einzelerkenntnissen kennt und diese für den Fortschritt der Wissenschaft notwendige Arbeit stark überschätzt.

Der vollendete Gegensatz zu ihm ist Faust. Dieser hat an aller Möglichkeit empirischer Erkenntnis verzweifelt und versucht, die Kluft zwischen Menschen- und Geisterwelt zu überspringen und durch intuitives Schauen die tiefsten Ursachen der im Weltall lebendigen „Wirkenskraft" zu ergründen, ja „schaffend Götterleben zu genießen". Aber er hat den Erdgeist, den Geist der ewig schaffenden Natur, nicht halten, nicht „begreifen" können (dies Wort ist durchaus plastisch zu verstehen) und ist gescheitert. Die höchste geistige Konzentration im Banne der Selbstliebe drohte sogar in der Selbstvernichtung zu enden.

Dann hat ihn sein titanenhaftes Begehren dem Versucher in die Arme geführt, in das Leben getrieben und durch Sünde und Schuld bis hart an die Grenzen des absolut Gemeinen gebracht: in der Walpurgisnacht. „O, wär' ich nie geboren!", das ist das Ende seines Strebens geworden.

Der „dunkle Drang" seiner im Kern doch edlen Natur hat ihm

den Entschluß eingegeben, den Kampf um das Ideal mit neuen Kräften aufzunehmen, im Reiche des Schönen das Bild der Wahrheit aufzufangen, sich in der Entwicklung der künstlerischen Persönlichkeit eine neue, höhere Welt aufzubauen, das Geheimnis und den Sinn des Daseins zu ergründen.

Und wieder läßt ihn sein stürmisches Begehren, durch absolute Versenkung in die abstrakte Welt der reinen Ideen — durch den Gang zu den „Müttern" — das Urbild der Schönheit, Helena, zu erobern, in seinem Beginnen scheitern. Das Phantom, das er glaubt, leibhaftig halten zu können, geht in Rauch und Feuer auf, und er stürzt, wie einst bei der Begegnung mit dem Erdgeist, ohnmächtig nieder.

An diesem kritischen Punkte, und das ist nun ein köstlicher Beweis, daß Mephistopheles wirklich nach dem Worte des Herrn „als Teufel schaffen muß", führt ihn dieser in seine alte Umgebung, in die düsteren Räume der Universität zurück.

Nicht nur für das Erfassen der „Entelechie" der Welt, auch für das Hineinwachsen in das Reich des Schönen als des Vorhofes zum Allerheiligsten der „Alleinheit der unendlichen Natur" bedarf der Mensch ernster Arbeit und Erziehung. Die Baccalaureus-Szene zeigt, wie sehr der reine Intellektualismus ins Absurde führt.

Hier liegt der tiefste Grund zur Einführung des Homunculus. Ihr Sinn ist folgender.

Das Streben nach der vollen Lösung des Welträtsels, nach dem Ideal des absoluten Wissens kann sich auf zwei Wegen betätigen. Einmal in weltfremder Arbeit der Gelehrtenstube: Tatsache wird auf Tatsache gehäuft; scharfsinnige Dialektik sucht durch Analogieschlüsse das Bleibende zu finden, gewissermaßen chemisch aus den tausend Stoffen herauszubestillieren. So handelt Wagner. Aber er kommt über den „Homunculus" nicht hinaus. Die Ergebnisse seiner Arbeit bleiben embryonal, können nicht zum Leben emporsteigen. Den Gebilden dieser Art von Gelehrsamkeit fehlt es an der Fähigkeit, befruchtend auf die Menschheit zu wirken. Sie bleiben schattenhafte Abstraktionen, die unbeachtet ins Meer der Vergessenheit hinabsinken — wenn nicht der Genius sich ihrer annimmt.

Andererseits muß auch der größte Geist an der Aufgabe scheitern, auf rein intuitivem Wege oder gar durch reines Denken das Geheimnis des Lebens zu lösen. „Das Exempel des Daseins, durch den bloßen Verstand dividiert, gibt immer einen Bruch!" sagt Goethe.

Wenn jedoch in jenen „ärmlichen Erdensöhnen" wie in Wagner eine Spur von Sehnsucht nach Höherem lebt, so können sie durch ihre Arbeit größeren Geistern auf dem Flug zur Höhe gute Dienste tun. Sie selbst freilich leben unbeachtet weiter; aber was ihre Forschung in langer Kleinarbeit mühselig geschaffen hat, das faßt das Genie im Brennpunkt seines Geistes zusammen, und mit seiner Hilfe erkennt es den objektiven Sinn des Lebens im Gesamtplan der Vorsehung.

Was alles Genie nicht vermochte, was noch weniger mit Wagners empirisch-mechanischer Forschungsweise erreicht werden konnte, das zeigt Homunculus, die Frucht jahrelanger, mühseliger, kleinlicher, aber treuer Arbeit: den Weg zur Wiedererweckung der Helena, des Ideals der Schönheit.

Zwei Kräfte erfüllen den Homunculus, der Trieb nach Tätigkeit und das Sehnen nach vollkommener körperlich-geistiger Entwicklung.

Die rein mechanische Theorie versagt im Geistesleben wie in der Schöpfungswelt. Nur die dynamische Schöpfungsmaxime, die Lehre von der fortschreitenden Entwicklung alles Lebendigen, führt aufwärts. Diese Grundanschauung Goethes, der die Entwicklungstheorie intuitiv vorausahnte, darf man nicht aus dem Auge lassen, wenn man den 'Faust' verstehen will.

So bewundert Faust in dem gewaltigen „Lehrgang", den die Klassische Walpurgisnacht darstellt, auch im Häßlichen der mythologischen Gestalten den „großen, tüchtigen Zug griechischer Schöpfungskraft", die Offenbarung eines mächtigen, künstlerischen Gestaltungsdranges, und gelangt in mitschaffender Arbeit und stufenweise ansteigender Entwicklung mit Hilfe des weisen Chiron und der Seherin Manto zu jener herrlichen Welt, deren Besitz ihm — wie seinem Dichter — zur Lebensfrage, zur unerläßlichen Bedingung für die Gewinnung einer höheren Stufe des Daseins geworden ist. Die Wiedererweckung und

Gewinnung der Helena ist die Krönung dieses durch Homunculus unterstützten Strebens.

Der kalte, verneinende Verstand des Mephistopheles dagegen versagt in dieser Atmosphäre völlig. Er spielt eine immer klägliche Rolle. Die innerliche Lösung Fausts von seinem Einfluß tut einen entscheidenden Schritt vorwärts.

Homunculus hat damit seine Aufgabe erfüllt. Zwar kann er noch nicht zur Entfaltung voller Individualität gelangen; aber keine Frucht treuer Arbeit geht verloren. In Liebessehnsucht zerschellt Homunculus am Wagen der aus den Wogen auftauchenden göttlichen Galatea und ergießt sich leuchtend ins Meer. Im Schoße der ewig zeugenden Natur wird er in langsamem Hindurchschreiten durch die Stufenleiter der Metamorphosen einst doch zum höchsten Glück, zur „Persönlichkeit" aufsteigen.

So stellt die Entwicklung des Homunculus zugleich eine Parallele zur Fausthandlung dar. Auch Faust findet im Besitz der Helena noch nicht das Ziel seines Strebens. Der Versuch, in der klassisch-romantischen Idealwelt aufzugehen, ist wieder ein Irrtum, aber ein „herrlicher Irrtum". Die rein ästhetische Lebensgestaltung ist doch nur eine Vorstufe zur Vollendung des Menschheitsideals. Sein „ewiges Selbst" findet der Mensch erst in der Verbindung des allgemeinen Menschenstrebens mit der eignen Persönlichkeitsbestimmung. Aber die Offenbarung der künstlerischen Harmonie befreit Faust von der Macht des Sinnlichen, wird ihm eine Erziehung zu *sittlichem* Wollen.

Auch nicht im Besitz an sich, so wertvoll er als Grundlage schöpferischer Tat ist, liegt das Höchste. Erst die rein altruistische Arbeit, der tägliche Kampf mit dem Leben, nicht für den bloßen Genuß, sondern wieder für die tätige, schaffende Arbeit anderer, bringt Faust die Vollendung seines Wesens.

> Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
> Das ist der Weisheit letzter Schluß:
> Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
> Der täglich sie erobern muß. . . .
> Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
> Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.

Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Äonen untergehn!

Das Gefühl, im großen Geschehen des Weltalls seine Sendung erfüllt zu haben, vollendet das Mysterium der Selbstbetätigung und Selbsterlösung, das dann doch der Weihe durch reine Liebe bedarf: das „Ewig-Weibliche", die geläuterte, von jedem irdischen Verlangen freie Liebe ist der Himmelsstern, der den Menschen zu sich hinaufzieht, ihn frei macht von dem „Erdenrest, zu tragen peinlich", jenem Erdenrest, den auch der große Kämpfer und Bekenner Goethe schmerzhaft stets gefühlt hat.

In einer entscheidenden Krise des großen Menschheitsdramas hat so die Gestalt des Homunculus ihre Aufgabe und damit ihre Berechtigung.

Goethe-Schrifttum

Berichtszeit Februar 1929 — Februar 1930

Von Wilhelm Frels (Leipzig)

Der Bericht wurde auf das deutschsprachige Schrifttum beschränkt. Vollständigkeit des Wesentlichen wurde angestrebt, Zeitungsaufsätze wurden nur ausnahmsweise aufgenommen. Die Anfügung eines Referates bedeutet kein Werturteil; vor allem wurden solche Bücher und Aufsätze damit bedacht, deren Titel einer Erläuterung bedürftig schien. Ein * vor dem Titel gibt an, daß es sich um eine Veröffentlichung in Buchform handelt.

I. Bibliographie. Jahrbücher. Sammelwerke.

Frels, Wilhelm: Goethe. [Titelbibliographie f. 1928.] In: Jahresberichte des Literarischen Zentralblattes. Jg. 5, 1928. Sp. 451—455.
Frels, Wilhelm: Goethe-Schrifttum. Berichtszeit Februar 1928—Februar 1929. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft Bd 15. S. 247—276.

Petersen, Julius: Goethe. (Schrifttum 1926/27.) In: Jahresbericht über die wissenschaftlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren deutschen Literatur. N. F. Bd 6/7, Bibliographie 1926/27. S. 124—164.

Witkowski, Georg: Goethe-Ernte. [Sammelbesprechung.] In: Die Literatur. Jg. 32, 2, Nov. 1929. S. 90—93.

---

*Goethe-Kalender. Hrsg. vom Frankfurter Goethe-Museum. [Jg. 23.] 1930. Leipzig: Dieterich [1929]. (254 S. mit eingekl. Abb.) kl. 8°. Pp. 4,—.

Enthält S. 35—89: Goethe über Lili Schönemann. S. 90—136 Julius Bab: Goethes Briefgedichte. S. 138—175: Aus Falks Erinnerungen („Goethe aus näherem persönlichen Umgang dargestellt", 1832). S. 176—215: Briefe vor 100 Jahren (Briefe Goethes aus d. J. 1830). S. 216—254: [Goethe:] Geschichte meines botanischen Studiums.

*Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes hrsg. von Max Hecker. Bd 15. Weimar: Goethe-Gesellschaft 1929. (IV, 348 S., 6 Taf.) gr. 8°.

„Durch neue Lebensurkunden wird die Kenntnis der äußeren Wirksamkeit unseres Dichters wesentlich bereichert . . . Wir

bleiben nicht auf Goethes unmittelbaren Lebenskreis beschränkt, unser Blick geht vorwärts und rückwärts." Der vorliegende Band schließt sich seinen Vorgängern auch inhaltlich an. „Kunst und Romantik sind auch dieses Mal vorleuchtende Brennpunkte." Anführung der Aufsätze in den einzelnen Abteilungen. S. 309—329. 44. Jahresbericht 1928/29.

*Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. 1928. Im Auftrag der Verwaltung hrsg von Ernst Beutler. Frankfurt a. M. [: Selbstverlag 1929]. (365 S., 7 Taf.) gr. 8⁰. 10,—.

Neun Aufsätze, von denen vier im folgenden einzeln verzeichnet sind. S. 249—264: Die Ansprachen des Oberbürgermeisters Landmann und Albert Schweitzers bei Verleihung des Goethepreises am 28. August 1928. S. 329—357: Jahresbericht. Besuch des Goethehauses 70957 Personen. Erwerbung einer Anzahl Porträts und Pastellbilder (darunter eines von Charlotte Buff 1782) sowie zweier Bilder von Hackert und Kalff. Der Zuwachs der Handschriften war groß: 100 Briefe von G. M. Laroche an seine Tochter Maximiliane 1772—1786, 1154 Briefe an Fritz v. Stein, Nachlaß von J. P. Eckermann.

*Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts, Frankfurt a. M. Im Auftrag der Verwaltung hrsg. von Ernst Beutler. 1929. Frankfurt a. M.: Selbstverlag 1929. (398 S., 3 Taf.) gr. 8⁰. 12,—.

Neun Aufsätze, von denen vier einzeln verzeichnet sind. S. 311 bis 321: Ansprachen bei der Verleihung des Goethepreises an Leopold Ziegler. S. 353—360: Mitteilungen über das Zustandekommen der „Deutschen Volksspende für Goethes Geburtsstätte", dessen Ertrag für Erweiterungsbauten des Museums bestimmt ist. S. 363—387: Jahresbericht. Besucherzahl 67764. Unter den Neuerwerbungen sind die beträchtlichen Ankäufe aus der Versteigerung des Arnimschen Nachlasses Februar/März 1929 bei Henrici hervorzuheben. Der im Goethemuseum liegende Nachlaß Clemens Brentanos wird dadurch auf das schönste abgerundet, für das Studium Achim v. Arnims ein neuer Mittelpunkt geschaffen.

---

*Mehring, Franz: Zur Literaturgeschichte von Calderon bis Heine. Mit Vorwort von Eduard Fuchs und Einleitung von Aug. Thalheimer. (Berlin:) Soziologische Verlagsanstalt (1929). (416 S. mit 1 Abb.) gr. 8⁰ = Mehring: Ges. Schriften und Aufsätze in Einzelausg. Bd 1. 6,50; Lw. 8,50.

Darin S. 95—99: Goethe und die Gegenwart (1899). S. 99—109: Goethe am Scheidewege (1909. Anläßlich einer Besprechung der Briefe Goethes an Charlotte von Stein). S. 109—116: Goethe: Egmont (1892).

Steiner, Rudolf: Goethe-Studien. In: Das Goetheanum. Jg. 8, 38. S. 297—299; 39. S. 305—308; 40. S. 313—315.

Abdruck aus dem Magazin für Literatur, August 1900.

*Vincent, Ernst: Zwei Goethe-Studien. Jena: Frommann 1929. (104 S.) gr. 8⁰. 3,50.

1. „Harzreise im Winter." Der alte G. verdunkelte die Bedeutung des Gedichts für sein eigenes innerstes Leben bewußt

und gab dem Hymnus eine andere Bedeutung (auf Plessing). 2. Goethes und Karl Augusts Freundschaft während des Jugendjahrzehnts 1775—1786. Die „erste Phase geht bis gegen das Ende des Jahres 1778, gekennzeichnet durch die wahrste und innigste Seelenverbindung zwischen den beiden". Die zweite: G. sieht das Unausgeglichene im Wesen des Herzogs, er will ihm „mäßigender Führer" sein. Die dritte: Mündigkeitserklärung des Führers; Karl August wird „sein Fürst".

Wukadinovic: Goetheprobleme. Halle: Niemeyer 1926. Besprechung von Rudolf Fahrner. In: Literaturblatt f. germ. und rom. Philologie. Jg. 50, 9/10. Sp. 335—337.

II. Ausgaben. Zu den Werken.

a) Werke. Teilsammlungen.

*Goethe: Sämtliche Werke. (Propyläen-Ausg. Hrsg. von Curt Noch.) Bd 40, 41, 42. Berlin: Propyläen-Verlag [1929]. 4°. Je 9,—; Pp. 10,—; Lw. 12,—.

Bd 40 umfaßt Schriften der Jahre 1828 und 1829, Bd 41 enthält die zweite Fassung von Wilhelm Meisters Wanderjahren und die Maximen und Reflexionen vor 1829, Bd 42 Italienische Reise III, Gedichte 1830, Tagebuch und Briefe 1830.

Goethe: Werke. Festausg. zum 100jährigen Bestehen des Bibliographischen Instituts. Hrsg. von Robert Petsch. Leipzig 1927. Besprechung von Max Dessoir. In: Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft. Bd 23, 3. S. 286—288.

---

*Beitl, Richard: Goethes Bild der Landschaft. Untersuchungen zur Landschaftsdarstellung in Goethes Kunstprosa. Berlin: de Gruyter 1929. (XI, 245 S.) gr. 8°. 16,—.

Der Anfang erschien 1927 als Dissertation. Inhalt: Arten der Landschaftsdarstellung. Landschaft und Romancharaktere (Typik des Naturgefühls. Wechselwirkung von Gefühlstypus und Landschaftsbild in Werther und Wahlverwandtschaften). Landschaft als sinnliche Wahrnehmung (Goethes Farbensinn. Farbe in der Romanlandschaft. Farbe der Gestalt, Kleidung. Räume usw. Rolle des Lichtes: Sonne, Mond, Sterne u. a. Akustische Motive: Gewitter, Sturm. Duft- und Hautempfindung). Die Sprache der Landschaft (Sprachliche und stilistische Untersuchungen).

Denk, Ferdinand: Dichtermaler und Malerdichter: Maler Müller und Goethe. In: Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung. Jg. 5, 3. S. 309—321.

Maler Müller der „Dichtermaler", Goethe der „Malerdichter". Goethes „zeichnerische Übung hatte für die Dichtung eine wichtige Sendung zu erfüllen". Als Beigabe „Christiane schlafend" (Gedicht „Der Besuch").

Fischer, Paul: Goethe-Wortschatz. Leipzig 1929. Bespr. von Ernst Beutler in: Deutsche Literaturzeitung. N. F. Jg. 6, 44, 2. November 1929. Sp. 2104—2105 und von Paul Lorentz in: Muttersprache. Jg. 44, 12, Dezember. Sp. 426—428.

*Heusler, Andreas: Deutsche Versgeschichte mit Einschluß des altenglischen und altnordischen Stabreimverses. Bd 3, Tl. 4/5. Der frühneuhochdeutsche Vers. Der neudeutsche Vers. Berlin: de Gruyter 1929. (V, 427 S.) gr. 8° = Grundriß der germanischen Philologie. 8/3. 22,—; Lw. 24,—.

S. 67—70: Goethes Stellung in der Versgeschichte. S. 185—188: Der Faustvers. S 214—215: Ode. S. 252: Hexameter. S. 298—308: Die freien Rhythmen Goethes. S. 318—327: Volksvers im allgemeinen. S. 333—346: Der Knittelvers. S. 355—361: Der Spruchvers. S. 378—402: Besondere bildhafte Formen Goethes.

*Hirsch, Arnold: Der Gattungsbegriff „Novelle". Berlin: Ebering 1928. (158 S.) gr. 8° = Germanische Studien. H. 64. 6,20.

S. 66—122: Behandlung der Goetheschen Novelle. Die Handlung schreitet „von Realität zur Symbolik. In letzter symbolischer Einheit stehen die Aufgabe der Löwenzähmung — der Endpunkt der Handlung — und die Forderung zur Entsagung — der Endpunkt des seelischen Konfliktes".

*Kästner, Erhart: Wahn und Wirklichkeit im Drama der Goethezeit. Eine dichtungsgeschichtliche Studie über die Formen der Wirklichkeitserfassung. Leipzig: Weber 1929. (X, 112 S.) gr. 8° = Von deutscher Poeterey. Bd 4. 6,40.

Kapitel 2, 1, S. 18—34: Der Tasso-Wahn (Darstellung, Wesen = ein subjektives Zuviel, Wertung d. h. Ablehnung dieses Wahnes) und der Egmont-Wahn (= Folge oder Gabe der dämonischen Persönlichkeit). S. 63—69: Die Anheftung an die Wirklichkeit als Voraussetzung des Naturidealismus Goethes.

Leitzmann, Albert: Militärische Makaronis und makaronische Uniform. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 15. S. 201—202.

Goethes Tagebücher 1, 79 und Werke 34 I, 362. Erklärung des Wortes.

*Levy, Erna: Die Gestalt des Künstlers im deutschen Drama von Goethe bis Hebbel. Berlin: Ebering 1929. (155 S.) gr. 8° = Germanische Studien. H. 68. 6,—.

S. 10—27: Das Künstlerproblem in Goethes Tasso. „Tasso die erste dramatisch gefaßte Formung der Künstlerseele", „Ausgangspunkt zu neuen Gebilden."

Matthias, Theodor: Goethes Wortschatz und das Fremdwort. In: Muttersprache. Jg. 44, 6, Juni 1929. Sp. 193—198.

Maurer, Otto: Die innere Form des Goethischen Kunstwerks, erläutert an „Iphigenie auf Tauris". In: Württembergische Schulwarte. Jg. 5, 7, Juli 1929. S. 396—410.

*Pfeiffer-Belli, Wilhelm: Die Dramen Goethes auf dem Theater seiner Vaterstadt 1775—1832. Ein Beitrag zur Goethe-Dramaturgie. Frankfurt: Diesterweg 1929. (VII, 175 S., 1 Titelb.) gr. 8°. 6,—.

Pniower, Otto: Steigerungen von Adjektiven und Adverbien bei Goethe. In: Euphorion. Bd 30, 1/2. S. 189—199.

*Spoerri, Theophil: Präludium zur Poesie. Eine Einführung in die Deutung des dichterischen Kunstwerks. Berlin: Furche-Verlag [1929]. (335 S.) gr. 8°. 10,—; Lw. 12,—.

Die Begriffe, „die nicht von der Wirklichkeit weg, sondern auf sie hinlenken", Ruhe, Bewegung, Richtung werden bei der Betrachtung konkreter Dichtungen verwandt, „die in typischer Auswahl — ausgehend von den zentralen Schöpfungen Goethes, heranreichend bis zu den Randphänomenen Proust, Valéry, Pirandello — die Grundformen des Daseins . . . in bewegter Bildform vor uns entrollen". Betrachtet werden von Goethe: Wanderers Nachtlied. Hermann und Dorothea. Werther. Faust.

Walzel, Oskar: Von den „Lehrjahren" zur „Novelle". In: Germanisch-romanische Monatsschrift, Jg. 17, 1/2. Januar/Februar 1929. S. 35—49.

Zur Entwicklung von Goethes Prosadichtung.

b) Einzelne Werke.

Egmont. — *Goethe: Egmont. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. (Nach der Berliner Handschrift hrsg. von Zeno Diemer. München: H. v. Weber 1929.) (90 S.) 4° = Druck f. d. Hundert. 44.

Nicht im Handel.

Fries, Carl: Zu Goethes Egmont. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. Jg. 84, Bd 156, 1/2. S. 86—88.

Liegt bei der Schaffung von Klärchen ein „unbewußter Erinnerungsfaden der Alkiphron-Lektüre" vor?

Höltermann, A.: Goethes „Egmont" und Schillers „Don Carlos". Eine vergleichende Wesensschau beider Dichter im Unterricht. In: Zeitschrift für Deutschkunde. Jg. 1929, 9. S. 573—588.

Epimenides' Erwachen. — Schmid, Egon: Ein Ausstattungsfestspiel Goethes. Unveröffentlichte Briefe Ifflands an Goethe. In: Der Heimgarten. Wochenschrift der „Bayerischen Staatszeitung". Jg. 7, 33, 17. August. S. 254—255.

Zwei Briefe Ifflands vom 31. Mai und 5. Juni 1814 aus dem Archiv der Berliner Staatstheater mit Vorschlägen zu dem Entwurf von „Epimenides' Erwachen".

Farbenlehre. — *Biema, Carry van: Farben und Formen als lebendige Kräfte. Mit 21 Taf. und 81 Abb. Jena: Diederichs 1930. (VIII, 214 S.) 8°. 8,—; Lw. 11,—.

Die „bezauberndste aller Harmonien, das lebendige Zusammenspiel der Farben" ist niemals so tief erfaßt und so anschaulich dargestellt worden wie in der Farbenlehre Goethes. Goethe sprach als erster, auf Platon fußend, aus, daß die „Harmonie der Farben im Auge des Menschen zu suchen sei". Das vorliegende Werk widmet daher den 2. Hauptteil dem Versuche, die Hauptbegriffe der Goetheschen Farbenlehre allgemein verständlich darzustellen. Der 3. Teil gilt der Lehre des Malers Adolf Hölzel, einem Versuche, Goethes Erkenntnisse in die Praxis umzusetzen.

Feldmann, Rich.: Goethes „Farbe" als geistiges Eigentum. In: Form und Farbe. Jg. 18, 6. S. 103—106.

Hinweis auf Eduard Raehlmanns Eintreten für Goethes Farbenlehre. „Die Theorie, der Goethe folgt, [ist] seine eigene, und die Methode, die er anwendet, beruht ganz auf seiner Originalität, sie ist die möglichst genaue Verzeichnung seiner Sensationen mit Bezug auf die Farbe."

Kaemmerer, Paul: Zur Nachprüfung des Problems Goethe-Newton. In: Technische Mitteilungen für Malerei. Jg. 45, 14, 15. Juli 1929. S. 178—179.

Klemm, Friedrich: Ernst Gottfried Fischer und Goethe. Ein Beitrag zu Goethes Farbenlehre. In: Optische Rundschau. Jg. 21, 5, 31. Jan. 1930. S. 51—53; 6, 7. Febr. S. 63—65.

Linden, Walther: Goethes Farbenlehre im Zusammenhange seiner Weltanschauung. (Vortrag, geh in der Goethe-Gesellschaft. Leipzig 1928.) In: Zeitschrift für Deutschkunde 1929, 7/8. S. 449—469.

Goethe war weder ein Vorläufer des Darwinismus, noch Mystiker der bloßen Schau (Rudolf Steiner). Goethe ist vielmehr „der vom Geist des Altertums und der Renaissance geschulte, über die mechanische Analyse des 17., 18. und 19. Jahrhunderts sich erhebende Typ eines Forschers aus voller, aber gereinigter Menschlichkeit, mit den starken, aber zur Sachlichkeit gewendeten Kräften des Gemütes. G. hat nachkommenden Geschlechtern den Mut geschenkt, sich zur ideellen Objektivität zu bekennen." „Aus den beiden heute noch fremd nebeneinander herlaufenden Geistessträngen der mechanistischen und der Goetheschen Naturwissenschaft wird die Zukunft eine höhere Einheit zu schaffen haben" Das Farbproblem wird dem Goetheschen Weltbild eingereiht; klare, verständliche, aber niemals flache Darstellung der Goetheschen Farbenlehre und seines Gegensatzes zu Newton.

Schreyer, Lothar: Anmerkungen zu Goethes Farbenlehre. In: Deutsches Volkstum. Jg. 11, April. S. 274—279.

Trillich, Heinrich: Die Farbenforscher bis zu Goethes Tod. In: Technische Mitteilungen für Malerei. Jg. 45, 19, 1. Okt. 1929. S. 243 bis 244.

Faust. — *Faust. Hrsg. von Georg Witkowski. 8., verb. Aufl. (46.—50. Tsd.) Bd 1. 2. Leipzig: Hesse & Becker 1929. (VII, 591; 455 S. mit Abb.) 8°. Lw. 9,—; in 1 Bd 7,50.

„Die Besserungen der 8. Auflage beschränken sich auf Textkorrekturen. Größere Änderungen und Zusätze sowie die Bibliographie der Faust-Literatur seit 1924 müssen einer folgenden Auflage vorbehalten bleiben."

*Goethe: Faust. Eine Tragödie. (Tl. 1 und 2. Berlin: Knaur 1929.) (499 S. in Rot- und Schwarzdruck.) 8° [= Knaurs Standard-Leinenbände.] Lw. 2,85.

*Faust. Der Tragödie letzter Akt. 25 Blätter, aus Goethes eigenhändigen Niederschriften ausgew und in Faksimile-Nachbildung hrsg. von Hans Wahl. Weimar: Goethe-Gesellschaft 1929. (32 S.) 2°. = Schriften der Goethe-Gesellschaft. Bd 42.

Von der Hs. des 1. Teiles erhielten sich nur 16 Seiten in 4° (Besitz der Preuß. Staatsbibl.), der große Folioband des 2. Teiles liegt im Goethe-Schiller-Archiv (Schreiberhand, von Goethe überarbeitet). Zum 2. Teil gehören des weiteren 320 Hss und Bruchstücke, von denen sich 280 (und zudem 250 Paralipomena) im Goethe-Schiller-Archiv befinden. Die Auswahl der 25 Blätter erfolgte „unter dem Gesichtspunkt der Lesbarkeit und der Aussicht auf eine Befriedigung versprechende Wiedergabe". Von den 1068 Versen des 5. Aktes werden rund 550 Verse wiedergegeben.

*Appia, Adolphe: Goethes Faust. Tl. 1. Als Dichtung dargestellt. Mit 17 unveröffentlichten [eingedruckten] Zeichnungen. (Aus dem Nachlaß des Künstlers hrsg. von Carl Niessen.) Bonn: Klopp 1929. (24 S.) 4°. 4,—.

„Eine straff monumentale Faust-Inszenierung war sein [Appias] Ziel, das als Notwehr gegen die Opern-Romantik zu verstehen und zu achten ist, mag auch die Überkonsequenz eines einsamen szenischen Grüblers nicht zu leugnen sein." Das Faustszenarium blieb ein Torso, Appia starb vor Vollendung 1928. (Vorabdruck aus Niessen: „Faust auf der Bühne.")

Bergmann, Ernst: Ist die „Rettung" des Goetheschen Faust auf Lessings Faustfragmente zurückzuführen? In: Jahrbuch des Braunschweigischen Geschichtsvereins. F 2, Bd 2, 1929. S. 103—113.

„Gibt es eine Ähnlichkeit zwischen dem Lessingschen reinen, stillen Denker und dem Goetheschen ewig ringenden Titanen . . .?" Die Rettung „lag in der Luft des 18. Jahrhunderts", sie ist aber vor allem in Goethes eigenem Wesen begründet.

*Bickermann, Joseph: Don Quijote und Faust, die Helden und ihre Werke. Berlin: Collignon (1929). (402 S) 8°. 9,—.

„Trotzdem Cervantes' Roman und Goethes Tragödie verschiedenen literarischen Gattungen angehören, weisen sie so viel Gemeinsames auf und sind zugleich andern Werken der eigenen Art so unähnlich, daß die Frage nach der Erklärung sowohl ihrer überraschenden Verwandtschaft als auch ihrer überraschenden Abweichungen entsteht. Die Erklärung liegt . . . in dem eigenartigen Stoff der Werke." Des weiteren wird untersucht Bau und Inhalt der Werke sowie die Wechselbeziehung zwischen Mensch und Gotteswelt; „will doch der eine die Welt nach seinem Gutdünken ummodeln, der andere die Welt erobern und sich zu Füßen zwingen". Cervantes und Goethe gingen den gleichen Weg, „der eine wie der andere führt seinen Helden zum Bankerott durch dialektischen Prozeß". Beide führen uns zur „Erkenntnis der Eigengesetzlichkeit, In sich Geschlossenheit der Gotteswelt, die der Mensch eben darum nicht umfassen kann".

*100 Jahre Goethe. 200 Jahre Lessing. Das Buch des Goethe-Lessing-Jahres 1929. (Braunschweig: Vieweg [in Komm.] 1929.) (X, 232 S, mehr. Taf) gr. 8°. 3,—.

Enthält neben „Stimmen zum Goethe-Lessing-Jahr" u. a. folgende Beiträge zur Uraufführung des Faust: Julius Petersen: Goethe und die Aufführung seines Faust auf der deutschen Bühne (S. 51—69). Ludwig Neubeck: Die Uraufführung des Faust (S. 70—80). Allardyce Nicoll: Faust on the English Stage (S. 81—86). Carl Niessen: Zu den Ausstellungen „Faust auf der Bühne" und „Faust in der bildenden Kunst" (S. 87—103) Robert F. Arnold: Faust in der bildenden Kunst (S. 104—112). Johannes Wiehe: Braunschweig zur Zeit Lessings und der Faust-Uraufführung (S. 113—124).

Dessoir, Max: Goethes Faust. Zum 1. und 2. Teil. In: Dessoir: Beiträge zur allg. Kunstwissenschaft. Stuttgart 1929. S. 103—136.

Wiederabdruck aus Bd 10 von Goethes sämtl. Werken, Pandora-Ausgabe.

Enzinger, Moriz: Joh. Chr. Senn's Glossen zu Goethes Faust. (1845 und 1862.) Auch eine Fausterklärung. In: Archiv für das

Studium der neueren Sprachen und Literaturen. Jg. 83, Bd 154, 3/4. S. 190—212.

Frankenberger, J.: Walpurgis. Leipzig 1926. Besprechung von G. W. Hertz. In: Euphorion. Bd 29, 4. S. 622—627.

Die erste Frankfurter Faust-Aufführung. Referat aus der Didaskalia. Jg. 1829. In: Didaskalia. Beil. der Frankfurter Nachrichten. Jg. 107, 34, 25. August 1929. S. 141—142.

*Die erste Frankfurter Faust-Aufführung. Zur Erinnerung an den 27. August 1829. (Im Auftr. des Freien Deutschen Hochstifts, der Gesellschaft der Freunde der Frankfurter Stadtbibliothek und der Frankfurter Bibliophilen-Gesellschaft zusammengestellt von Wilhelm Pfeiffer-Belli. Frankfurt: Frankfurter Goethehaus 1929.) (57 S., 3 Taf.) 8°.

Als vierte deutsche Bühne gab Frankfurt 1829 Szenen aus dem „Faust", in der Einrichtung von Weidner, die nicht gerade sehr schonend mit der Dichtung umging. „Man hatte sich scheinbar ziemlich schnell entschlossen — wurden doch die Rollen erst 8—10 Tage vor der Vorstellung ausgeteilt — und empfand keinerlei moralischen Zwang, sich für den Ehrentag des großen Mitbürgers besonders anzustrengen." Über das Bühnenbild sind wir nur schlecht, über das Maschinelle besser unterrichtet. Bis zu Goethes Tode fanden acht Aufführungen statt. Die Zusammenstellung bringt den Brief Marianne Willemers an Goethe vom 25. September 1829 über die Aufführung, Abdruck des Prologs und Epilogs zur Aufführung, gedichtet von Prof. Weber, einer Frankfurter Lokalgröße, und die Besprechungen der Aufführungen in der „Didaskalia" und und der Ober-Postamts-Zeitung. Die Tafeln geben den Theaterzettel der ersten Aufführung, die erste Seite des Weidnerschen Faustszenariums, ein Bild Weidners und der 44jährigen Gretchendarstellerin, Caroline Lindner.

*Heinen, A[nton]: Goethes Faust. Versuch einer Darstellung, was die Lebensdichtung Goethes unserer Bildungsgemeinschaft geworden ist. (2. Aufl.) München-Gladbach: Volksvereins-Verl. (1929). (219 S. mit 1 Abb.) 16°. 2,50.

Der Verf. besprach wiederholt in Arbeitsgemeinschaften mit Lehrern und Arbeitern den Faust. „Erst wenn die Teilnehmer sich innewurden, daß in ihnen selbst eine . . . Spur des Faustischen Dranges lebte, daß sie sich selbst mit dem Mephisto in ihrem Innern auseinandersetzen . . ., wurde ihnen die Faustdichtung das erschütternde, aufwühlende Lebensbuch."

Kalepky, Theodor: Kuno Fischers Argumente gegen die Einheit von Goethes „Faust". In: Germ.-rom. Monatsschrift. Jg. 17, 1/2, Januar/Februar 1929. S. 70—76.

Klare, sachliche Auseinandersetzung mit den in „weiteren Kreisen" immer noch für stichhaltig angesehenen Fehlurteilen des Heidelberger Philosophen.

Krogmann, Willy: Zum Ursprung der Gretchentragödie. In: Germanisch-romanische Monatsschrift. Jg. 11, 5/6, Mai/Juni. S. 193—204.

Lehnt Schuchardts Auffassung, daß die ältesten Teile des Urfaust bereits in Leipzig entstanden und durch die Satire „Diable Boitaux"

beeinflußt seien (Zeitschrift für deutsche Philologie 52 S. 346 f.), ab. „Die Gretchentragödie wird auch fernerhin in ihren Grundzügen als eine selbständige Schöpfung Goethes angesehen werden müssen, die unter der Einwirkung des Friederikenerlebnisses aus wenigen Andeutungen, die die Sage bot, heraus zum Leben erwuchs."

Lange, Walter: Doktor Faust auf der Ranniſchen Baſtei. Zur 100. Wiederkehr der ersten Faustaufführung [im Alten Theater zu Leipzig am 28. August 1832 zu Goethes 80. Geburtstag] In: Reclams Universum. Jg. 45, 26, 28. März 1929. S. 595—597. Mit Abb.

Lebede, Hans: Hundert Jahre Faust auf der Bühne. Aus Anlaß der 100. Wiederkehr der ersten Weimarer Aufführung 28. August 1829. In: Die deutsche Bühne. Jg. 21, 12, 20. September 1929. S. 250—254.

Maurer, O.: Der Walpurgisnachtstraum als Gehalt- und Gestaltteil der Faustdichtung. In: Zeitschrift für Deutschkunde. Jg. 43, 2. S. 139—156.

Mayer, Georg: Homunkulus — der deutsche Humanist. In: Das humanistische Gymnasium. Jg. 39, 6. S. 201—205.

Im Homunkulus schuf Goethe „mit Humor und tiefstem Mitfühlen den Typus des deutschen Humanisten im höchsten Sinn". Homunkulus macht „die Wandlung von Lessing zu Hölderlin" durch; auch „die bedeutendste Homunkulusnatur der nachgoethischen Zeit", Nietzsche, ist von Goethe „in wesentlichen seelischen Zügen wie abgezeichnet".

Michaelis, Sophus: Goethes Faust in Dänemark. In: Deutsch-Nordisches Jahrbuch 1929. S. 69—76.

*Petersen, Julius: Goethes Faust auf der deutschen Bühne. Eine Jahrhundertbetrachtung. Mit 16 Taf. Leipzig: Quelle & Meyer 1929. (52 S.) gr. 8°. 4,—.

Erste Aufführungsversuche, Bearbeitungen und Aufführungen des Faust, Auffassung der bedeutendsten Darsteller, Geschichte des Bühnenbildes.

Reich, Hanns Leo: Zensur in alter und neuer Zeit. 1. Goethes Anteil an der ersten Faustaufführung in Weimar. In: Der Neue Weg. Jg. 58, 17. S. 319—320.

Russo, Wilhelm: „Faust" beim Fürsten Radziwill. In: Reclams Universum. Jg. 45, 26. S. 597—598. Mit 2 Abb.

Schmidt, P. Expeditus: Der Prolog im Himmel in Goethes Faust. Ein Beitrag zur Frage der Bühnengestaltung. In: Das Nationaltheater. Jg. 2, 2, Dezember 1929. S. 141—146.

Auch in: Der Kunstgarten. Wien. Jg. 8, 5, Februar. S. 101—105.

Schneider, Hermann: Zwei kleine Studien zum Faustvers. In: Gminder, Lore: Der einsilbige Takt in der neuhochdeutschen Dichtung. Stuttgart 1929. S. 113—124.

1. Als diktiert euch der heilig Geist. Für das früheste Faustdrama gibt es „kein metrisch verwandteres Vorbild als die kleine Serie spätmittelhochdeutscher Stücke, die Goethe 1765 kennen lernte". 2. Ich schäme mich oft meines Geschlechts. Der einzige einsilbige Takt aus den Paralipomena des 1. Teiles = Beginn der Faust-

arbeit 1788. Er lehrt: „Keine Verkennung oder ungewollte Verfälschung des Urfaustverses durch den gereiften Goethe, sondern eine gewollte Umdeutung."

Schorn, N. v.: Goethes Faust auf der Bühne (1829—1929). Aus der Inszenierung der Vereinigten Stadttheater Bochum-Duisburg. In: Thüringer Land. Jg. 6, 16, Oktober 1929. S. 373—376.

Schulze, Friedrich: Goethes Faust in Leipzig. Eine Hundertjahrbetrachtung. In: Leipzig. Jg. 6, 3, August 1929. S. 51—52.

Spieß: Kritik einer neuen Urfaust-Hypothese und Verwandtes. In: Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd 54, 1. S. 97—110.

Gegen Schuchardts Hypothese (veröffentlicht in Zeitschrift für deutsche Philologie 1926 und 1927), daß die ersten Szenen des Urfaust bereits in Leipzig entstanden seien. Die Ansichten Roethes über die Entstehungszeit der einzelnen Szenen werden einer eingehenden Kritik unterzogen.

Stumme, Gerhard: Meine Faustsammlung. Erinnerungen und Ausblicke. In: Die Leipziger Neunundneunzig. Zum 25jährigen Bestehen des Leipziger Bibliophilenabends 1929. S. 55—66.

Drucke, neuerdings auch Autographen und Handzeichnungen. „So ist im Laufe von 43 Jahren eine Sammlung entstanden, die in allen Abteilungen eine gewisse Rundung erreicht hat und sich neben den andern bekannten Faustsammlungen: Kippenberg, Freies Deutsches Hochstift, Löw (Wien), Göttmann (Wien), Bode (Leipzig), Ehrhardt (New Haven) in Ehren sehen lassen kann."

Zeylmans v. Emmichoven, W.: Das Ostererlebnis in „Goethes Faust". (Nach einem Vortrag, gehalten 4. April 1929 im Goetheanum). In: Natura. Jg. 3, 9/10. S. 273—286.

Das Ostererlebnis, Fausts Abkehr von den unfruchtbaren Kopfkräften, ist Anlaß, das Grundübel unserer Zeit, den Materialismus, zu beleuchten.

Gedichte. — *Goethe: Gedichte. In Auswahl. Hrsg. vom Dürerbund. Mit einem Vorwort von Wolfgang Schumann. Berlin: Hillger 1929. (519 S.) 8⁰. **Lw.** 1,95.

Bab, Julius: Goethes Briefgedichte. In: Goethe-Kalender 1930. S. 90—136.

Dieterich, Karl: Goethe und die neugriechische Volksdichtung. In: Hellas-Jahrbuch 1929. S. 61—81. Mit 1 Abb.

Durch Werner v. Haxthausen wird G. in Wiesbaden 1815 mit dem neugriechischen Volkslied bekannt. Da H. mit der Herausgabe seiner Sammlung nicht Ernst macht, verschafft sich Goethe durch Buchon 6 neugriechische Liedertexte, die er 1822 gemeinsam mit Riemer übersetzt. Diese Übersetzungen werden im Entwurf und in der endgültigen Fassung abgedruckt und kommentiert. Als die Faurielsche Sammlung 1824 erschien, gab G. seine Bemühungen um das neugriechische Volkslied auf mit der resignierten Bemerkung: „so sind die Nachbarn uns zuvorgekommen, da wir Deutschen schon seit Jahren daran herumtasten".

*Greiner, Martin: Das frühromantische Naturgefühl in der Lyrik von Tieck und Novalis. Leipzig: Weber 1930. (VI, 127 S.) gr. 8⁰ = Von deutscher Poeterey. Bd 7. 7,—.

Darin als Einl. S. 1—14 über das panische Naturgefühl Goethes = Höhepunkt und Zusammenfassung des vorromantischen Naturgefühls.

Schulenburg, Werner v.: „Warum gabst Du uns die tiefen Blicke?" In: Italien. Jg. 2, 8, Juli. S. 353—357.

Keine „Lobrede auf Frau von Stein", sondern eine Übertragung seiner Liebe zu Lili auf Frau von Stein. Die „Vorinkarnation ist die Liebe zu Lili. Die geschilderten Zärtlichkeiten sind weder schwesterlich noch legitim-ehelich. Frau von Stein wurde mit ihnen bepackt, aber sie galten ihr nicht. Das wußte sie".

Schuster, Jul.: Ein Linnésches Dichtungsmotiv und Goethes Metamorphosen-Elegie. In: Forschungen und Fortschritte. 1929, 9. S. 99 bis 100.

Strobl, Karl Hans: Goethes „Ergo bibamus". [1810.] In: Deutsche Sängerschaft. Jg. 34, 3. S. 85—90.

Wachler, Ernst: Der Staubbach bei Lauterbrunnen und Goethes Gesang der Geister über den Wassern. In: Die Schönheit. Jg. 24, 11. S. 491—492.

Wilhelm, Richard: Gedichte hundert schöner Frauen, von Goethe übersetzt. In: Chinesisch-deutscher Almanach. 1929/30. S. 13—20.

Goethe lernte die Gedichte in englischer Übersetzung kennen und verdeutschte einige von ihnen. Wilhelm unterrichtet näher über das chinesische Original.

Götz. — *Meyer-Benfey, Heinrich: Goethes Götz von Berlichingen. Weimar: Böhlau 1929. (VIII, 183 S.) gr. 8° = Meyer-Benfey: Goethes Dramen. Bd 1, H. 2. 6,50; geb. 8,—.

Eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Erläuterung des Dramas liegt bisher nicht vor. Entstehungsgeschichte, Handlung, Form, Gehalt des Werkes. Verhältnis zur Biographie Götzens, zur Geschichte, zu Shakespeare; Anstoß zum Götz durch einen Aufsatz Justus Mösers „Von dem Faustrechte". Textgeschichte, Aufnahme und Wirkung. Bühnengeschichte. Vergleichendes Szenar.

Harzreise. — Vincent, E.: Zwei Goethe-Studien. 1. Harzreise im Winter s. Abt. 1, Sammelwerke.

Hermann und Dorothea. — Münch, J.: Auerbach in Hessen, der Schauplatz von Goethes Hermann und Dorothea. In: Frisch auf. Mitteilungen des Odenwaldklubs. Jg. 9, 11, November. S. 139—140.

Joseph. — *Tschirch, Fritz: Der Altonaer „Joseph". Goethes angebliche Jugenddichtung, mit 2 Kt. im Text. Berlin: de Gruyter 1929. (XXIV, 163 S.) gr. 8° = Germanisch und Deutsch. H. 5. 10,—.

In Teil 1 erfolgt Prüfung der Gründe, die für die Verfasserschaft Goethes bisher angeführt wurden. Keiner dieser Gründe hält stand. Nunmehr wird die Lösung gesucht durch Anwendung zweier Forschungsmethoden, „die sich die deutsche Philologie geschaffen hat: durch die Übertragung der an mittelalterlichen Dichtwerken zu hoher Vervollkommnung emporgebildeten Methode der Reimkritik auf ein anonymes Werk der neuhochdeutschen Sprachepoche und durch die Heranziehung des modernsten Zweiges der deutschen Sprachwissenschaft, der Dialektgeographie, zur Bestimmung der Hei-

mat dieses Werkes". Ergebnis: Der Reimtechnik nach kann der Verfasser kein Frankfurter sein, also auch nicht Goethe. Die sprachlichen Besonderheiten ergeben als Heimat des Verfassers Niederdeutschland (Norddeutschland östlich der Weser). Von ihm läßt sich mit Sicherheit sagen, daß er „ein aus kleinen Verhältnissen stammender . . . in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts geborener Norddeutscher gewesen [ist], dem ein starker Trieb zur Ausbildung seiner geistigen Fähigkeiten innewohnte, so daß er sich oberflächlich hochdeutsche Bildung und hochdeutsche Sprache aneignete; er traute sich selbst dichterische Begabung zu und besaß immerhin ein nicht unbeträchtliches Maß von technischer Reimfertigkeit".

Iphigenie. — Maurer, Otto: Die innere Form des Goethischen Kunstwerks, erläutert an „Iphigenie auf Tauris", s. Abt. II a.

Löwenstuhl. — Bezold, Karl: Der Löwenstuhl. Goethes Opernentwurf und die hessische Geschichte. In: Die Drei. Jg. 9, 5, August 1929. S. 369—380.

Das Motiv des Totschlages in dem Löwenstuhlplan, der zwischen Schlüchtern und Steinau entstand, ist möglicherweise auf den Rittermord in der Burg Steinau zurückzuführen.

Märchen. — *Goethe: Das Märchen von der grünen Schlange und der schönen Lilie. (Die Zeichnungen sind ausgeführt von Assja Turguenieff.) Dornach [; Berlin: Anthroposoph. Bücherstube] 1929. (57 S.) 4°. 7,50; Lw. 9,—.

Natürliche Tochter. — Heuschele, Otto: Goethes „Natürliche Tochter". In: Das Nationaltheater. Jg. 2, 1, Oktober 1929. S. 52—56.

Naturwissenschaftlicher Entwicklungsgang. — Stein, Robert: Ein Irrtum in Goethes „Naturwissenschaftlichem Entwicklungsgang". Kritische Anmerkungen zu Goethe-Ausgaben. In: Archiv für Geschichte der Mathematik, der Naturwissenschaften und der Technik. Bd 12, 1. S. 100—104.

Die dunkle Stelle „Brief und dessen Luftarten 1780" in Goethes Entwurf „Naturwissenschaftlicher Entwicklungsgang" (ohne Erläuterung in der Weimarer Ausgabe II, 2. S. 301 ff.) ist durch einen Hörfehler des Schreibers entstanden; es ist Priestely statt Brief zu setzen. Über stiefmütterliche Behandlung der Naturwissenschaften in den Anmerkungen und Registern der verschiedenen Goetheausgaben.

Prometheus. — Richter, Julius: Zur Deutung der Goetheschen Prometheusdichtung. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. 1928. S. 65—104.

Auseinandersetzung mit der Deutung Sarans, Korffs und Walzels.

Römische Elegien. — *Goethe: Römische Elegien. Rom: Rappaport 1929. (30 S.) 16°. In 350 num. Ex., Nr. 1—30 Pergbd. je 50,— Lire; Nr. 31—350 Bodoni-Kartonbd. je 20,— Lire.

Über den Granit. — *Goethe: Über den Granit. (Leipzig 1929: Poeschel u. Trepte.) (23 S.) 4° = Druck des Rotary-Club, Leipzig. 1. Nicht im Handel.

Abdruck nach W. A. II, 9, S. 171—180 ohne Erläuterungen.

Werther. — John, Alois: Goethes Werther im Egerlande. In: Unser Egerland. Jg. 33, 4/5. S. 50—52.

Die Elegie „Albert an Werthers Geist" in einem hs. Liederheft aus dem Egerland.

West-Östlicher Divan. — *Goethe: West-östlicher Divan. Nach seinem Gedankenaufbau erläutert von August Albrecht-Hönigschmied. Wien: Braumüller 1930. (334 S.) 8°. Hldr. 12,—.

Jedem Gedicht ist eine kurze Erläuterung seines Inhaltes in Prosa angefügt. Keine wissenschaftliche Ausgabe, sondern Versuch, „dem Leser die Schönheiten dieser Gedichtsammlung nahezubringen".

Wilhelm Meister. — *Flashar, Dorothea: Bedeutung, Entwicklung und literarische Nachwirkung von Goethes Mignongestalt. Berlin: Ebering 1929. (132 S.) gr. 8° = Germ. Studien. H. 65. 5,40.

1. Die Modellfrage (kein Modell). 2. Das literarische Vorbild. 3. Die psychohistorischen Grundlagen für die Konzeption der Mignongestalt. 4. Der ursprüngliche Plan der „Theatralischen Sendung". 5. Die Mignongestalt in der „Th. S.". 6. Die seelischen Voraussetzungen für die Veränderung der ursprünglich konzipierten Mignongestalt. 7. Die neuen Ziele der Lehrjahre. 8 Die Umarbeitung der Mignonfabel der „Th. S.". 9. Der Abschluß des Theaterromans. 10. Die Mignongestalt in den Lehrjahren. 11. Die Mignongestalt in den Wanderjahren. 12. Die literarische Nachwirkung („außerordentlich intensiv"). „Drei Phasen . . .: In der ‚Theatr. Sendung' Symbolgestalt — Symbol für Goethes Seelenhaltung in seinen Titanenjahren, Symbol für das Geniale in Wilhelm Meister . . . Dann . . . Goethes Wendung vom Subjektiven zum Objektiven. Sie stellt nicht mehr sein Seelenleben in einem Spiegel dar; sie wird der Träger allgemeiner Gedanken von gesetzlicher Gültigkeit. In den ‚Lehrjahren' vollzieht sich darum ihre Loslösung von Wilhelm Meister . . . In den Wanderjahren . . . Symbol dafür, daß Persönlichkeit überhaupt mit Entsagung erkauft werden muß."

Kaßner, Rudolf: Zu Goethes Wilhelm Meister. In: Frankfurter Zeitung vom 16. und 18. Februar 1930.

May, Kurt: Weltbild und innere Form der Klassik und Romantik in „Wilhelm Meister" und „Heinrich von Ofterdingen". In: Romantik-Forschungen. Halle 1929. S. 185—203.

Scholz, Felix: Der Brief Wilhelm Meisters an Marianne. Eine stilistische Untersuchung. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. 1928. S. 105—124.

Scholz, Heinrich: Goethes pädagogische Provinz. In: Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Pädagogik. Jg. 5, 3. S. 321—346.

III. Briefe und Äußerungen.

Beils, Willi: Ein wiedergefundener Goethebrief. Goethes Brief an den Darmstädter Tribunalrat Höpfner vom 23. Oktober 1782. In: Volk und Scholle. Jg. 8, 1. S. 16—18.

*Goethes Leben in seinen Briefen. Hrsg. von Julius Bab. Tl. 1. Bis zur Rückkehr aus Italien. Berlin: Deutsche Buch-Gemeinschaft [1929]. (578 S., mehr. Taf.) 8° = Veröffentl. der Deutschen Buchgemeinschaft. [315.] Hldr. 4,90.

Die vorliegende Auswahl dürfte „genug sein, um ein geschlossenes Bild vom Wesen und der Entfaltung der Goetheschen Persönlichkeit

zu übermitteln". Alle Wiederholungen wurden vermieden, innerhalb vieler Briefe wurde stark gekürzt. An einigen Hauptpunkten wurde zu den Goetheschen Briefen auch die Antwort gestellt. Einige knappe Erläuterungen sind eingestreut.

Neue Goethebriefe. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 15. S. 62—68.

1. An Christian Gottlob v. Voigt (11 Mai 1814) Mitgeteilt von Werner Deetjen 2 An Heinrich August Ottokar Reichard (16. Oktober 1807). Von Ernst Redslob. 3 Splitter aus Goethes Korrespondenz. Aus dem Bes tz des Herrn Wilhelm Hummel in Florenz, mitgeteilt von Otto Francke.

---

*Goethe: Gespräche. Ohne die Gespräche mit Eckermann. In Ausw hrsg von Flodoard Frhr v. Biedermann Leipzig: Insel-Verlag [1929]. (791 S.) kl 8⁰. Lw. 12,—; Ldr. 20,—.

Auswahl aus der zehnbändigen großen Ausgabe. In dieser Auswahl sind solche Berichte bevorzugt, „deren Inhalt geeignet erschien, die Besonderheit im Wesen Goethes, seine vielseitigen geistigen Interessen und die Tiefe seiner Anschauungen zur Erkenntnis zu bringen Auszuschalten waren Erörterungen über wissenschaftliche Fragen u a". Mit Absicht sind möglichst viele Berichterstatter herangezogen; die Anordnung ist chronologisch. Ein Anhang bringt einzelne prägnante Aussprüche Goethes.

Weldige, Paula de: Problem und Sinn des Goethe-Gesprächs. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts, Frankfurt a. M. 1929. S. 277—308.

Goethes Gespräch „nicht Ersatz für andere Möglichkeiten des Wirkens, sondern die eigentliche Altersform seiner Mitteilung".

IV. Biographisches.

1. Ahnen.

Glaser, Rudolf: Goethes Vater. Leipzig 1929. Besprechungen von: Heinrich Lilienfein in: Der Türmer Jg 32, 3, Dezember 1929. S. 255—256; Julius Schiff in: Die Bergstadt Jg. 17, 8 S. 144 bis 146; Edward Schröder in: Götting'sche gelehrte Anzeigen Jg 191, 4. April 1929 S. 202—208; Georg Witkowski in: Deutsche Literaturzeitung. N F. Jg 6, 40, 5 Oktober 1929. Sp. 1914—1915.

Wohleb, L.: Der Großoheim Goethes J. M. von Loen als Sprachverbesserer. In: Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd 54, 2. S. 217 bis 222.

2. Zu Goethes Leben.

Bartels: Zu Goethes Kurzsichtigkeit. In: Klinische Monatsblätter für Augenheilkunde. Bd 82. 1929. S. 516.

*Bielschowsky, Albert: Goethe. Sein Leben und Werke. Neubearb. von Walther Linden München 1928 Besprechungen von Heinrich Lilienfein in: Der Türmer Jg 31, 11, August 1929 S. 442—443; von Günther Müller in: Schweizerische Rundschau Jg 29, 7,1. Oktober 1929. S 632—639; von Walther Rehm in: Zeitwende. Jg. 5, 4. April 1919. S. 374—375.

*Biese, Alfred: Deutsche Literaturgeschichte. 24., durchgreifend erneuerte Aufl. [3 Bde] Bd 2. München: Beck [1929]. gr. 8°. Bd 1 bis 3 vollst. Hldr 48.—.

Im 2. Bde „bedurfte z. B. Goethe einer vertieften Auffassung seiner schicksalhaften Einheit von Leben und Werk". Das Kapitel Goethe umfaßt jetzt S. 1—165.

Bruck, Franz: Brauchte Goethe eine Brille? In: Die medizinische Welt. 1929, 27. S. 986.

*Chemnitius, Fritz: Die Chemie in Jena von Rolfinck bis Knorr (1629—1921). Jena: Frommann 1929. (192 S., mehrere Taf.) 8°. 6,—; Lw. 7,80.

S. 24—31: Die Chemie an der Universität zur Zeit Goethes; anschließend an die Darstellung werden die Vorlesungsankündigungen von 1755—1920 abgedruckt.

*Eloesser, Arthur: Die deutsche Literatur vom Barock bis zur Gegenwart. Bd 1. Bis zu Goethes Tod. Berlin: Bruno Cassirer 1930. (X, 671 S.) 4°. 28,—.

„Was die den ersten Band abschließende Darstellung Goethes (S. 393—662) anbelangt, so habe ich besonders die Erscheinungen der älteren Romantik hineingearbeitet, die . . . sich noch innerhalb seines Schaffens ausleben."

Fürst, Moritz: Des jungen Goethe frühe und merkwürdige Logenabenteuer. In: Die Leuchte. Jg 20, 10, Oktober 1929. S. 116—121.

Behandelt das Aufnahmegesuch des 15jährigen in die Arcadische Gesellschaft zu Philandria, die, ursprünglich nur literarisch, 1764/65 ausgesprochen freimaurerischen Charakter annahm.

Greef, R.: Goethe und die Brillen. In: Klinische Monatshefte für Augenheilkunde. Bd 82, 1929, März. S. 389—396.

*Lerche, Otto: Goethe und die Weimarer Bibliothek. Leipzig: Harrassowitz 1929. (XI, 138 S., mehr. Taf.) gr. 8° = Zentralblatt für Bibl. Beih. 62. 9,—.

Goethe wollte zwar die Bibliothek, bisher nur Rarität, „dem Leben zuwenden: er benutzte sie als wissenschaftlich-gelehrte Quelle und er pries ihren Bildungswert". Trotzdem „pflegte er vornehmlich auch ihren Charakter als Rarität, als Sehenswürdigkeit, als Sensation". „Die Spuren von Goethes Tätigkeit in der Weimarer und auch in der Jenaer Bibliothek sind unvergänglich, obwohl Goethe zu all dem Kleinkram, den er mit Pedanterie und persönlicher Hingabe auf sich nahm, nicht eigentlich verpflichtet war." Im Anhang 55 ungedruckte Schreiben Goethes in Bibliotheksangelegenheiten, aus Vulpius' Briefen an Goethe, Anteil Goethes an dem Schicksal des Bibliotheksdieners und deutschen „Gil Blas" Sachse, sowie zwei Gutachten Goethes über einen Gesamtkatalog für Weimar und Jena (1785) und die Büttnerische Bibliothek (1802).

Meißner, Karl: Goethes Greisenjahre. In: Deutsche Welt. Jg. 6, 8, August 1929. S. 745—755.

Müller, Alfred: Zu der Anekdote von der Goethepredigt. In: Deutsches Pfarrerblatt. Jg. 33, 18, 30. April. S. 284—285.

Quellen der Anekdote, daß Goethe 1775 eine Predigt Lavaters vollendete, sind Heinrich Funk (Denkschrift zu Lavaters 100. Todes-

tag. Zürich 1902) und Brief des Ministers v. Beyme vom 5. Mai 1830 (Briefe aus dem Nachlaß Varnhagens. Leipzig 1867).

Pörzgen, Hermann: Die Tuberkulose Johann Wolfgang Goethes. In: Didaskalia. Beil. d. Frankf. Nachr. Jg. 107, 44, 3. November 1929. S. 186.

P. hält die Krankheit des jungen Goethe in Leipzig und Frankfurt für zweifellose Tuberkulose.

Reichelt, Johannes: Goethes letzte Stunden. Aus den Briefen des Oberbaudirektors Coudray, eines Augenzeugen. In: Kreuzzeitung. 1929. Unterhaltungs-Beil. 124.

Reinold, Karl: Goethe als Rechtsfreund. In: Notariats-Zeitung. Jg. 9, 11, November 1929. S. 89—90.

Runge, Hans: Goethe als Nothelfer. In: Das Werk. Jg. 9, 4, April 1929. S. 172.

Goethes Verhalten bei Feuersbrünsten.

*Stammler, Rudolf: Deutsches Rechtsleben im alten Reich. Lehrreiche Rechtsfälle. Charlottenburg: Pan-Verlag Rolf Heise 1928. (XII, 515 S.) gr. 8°. 22,—; Lw. 26,—.

Abschnitt 30. (S. 399—409.) Von Goethe bearbeitete Rechtsangelegenheiten 1771—1775. Behandlung von 4 Vormundschaftssachen; Vertretung der Witwe Aumann gegen ihren Sohn in Vermögensstreitigkeiten; Streit über Fronden, Bauerlaubnis, Meisterrecht in der Zunft u. a. In der Hauptsache jedoch betreffen die Goetheschen Prozesse Schuldforderungen. Goethe „dachte bei allen seinen gerichtlichen Eingaben und Streitschriften als entscheidende Norm lediglich an das jeweilige positive Recht in seinen technisch geformten Paragraphen und Artikeln. Die Versuche neuerer Beurteiler, hinter den Ausführungen des lebhaften Rechtsanwalts tiefere Gedanken über Recht und Gerechtigkeit zu finden, mußten mißglücken".

*Theilhaber, Felix A.: Goethe. Sexus und Eros. Berlin-Grunewald: Horen-Verlag (1929). (361 S.) 8°. Lw. 8,50.

„Die eigenartige erotische Veranlagung bedingt Goethes Lebensweg. Erst ihre Erkenntnis gibt uns den Schlüssel zu dem Leben und Schaffen dieses Genies." G. ist ein feminin veranlagter Mann, es fehlt ihm den Frauen gegenüber an Aggressivität. „Die Tatsache, daß sich der Dichter [von allen Geliebten] jedesmal losreißen kann, wenn auch unter Ausbrüchen des Schuldbewußtseins und schwerster Selbstanklagen, belehrt uns über den mangelnden letzten männlichen Impetus, der den Besitz der Geliebten verlangt" „Fast sämtliche Leidenschaften G.s erscheinen groß, wenn man sie liest — in Wirklichkeit tobten sie sich in der Phantasie aus; zu eigentlichen Taten führten sie nicht. Ernsthaften Konflikten ging der Olympier aus dem Wege." Sein Wunschgedanke ist die Liebe zum Kleinbürgermädchen, dessen Eroberung leicht ist (Urfaust), er wird dem 40jährigen erfüllt durch Christiane. „Sinn und Wert des Faust bestehen in der Erfassung des mit dem Geschlechtlichen ringenden Menschen." Faust, Teil 1, ist „die gedichtete, die in literarische Form gebrachte wahre Sehnsucht seines Lebens . . . den zweiten Teil, den der Greis niederschrieb, beherrschen andere Ideen, Episoden, die sich auf Begebenheiten seiner Zeit, auf wissenschaftliche und politische Vorgänge beziehen".

*Viëtor, Karl: Der junge Goethe. Leipzig: Quelle & Meyer 1930. (165 S.) kl. 8° = Wissenschaft und Bildung 262. Hlw. 1,80.

Populäre Darstellung der Dichtung, keine Biographie des jungen Goethe. 1. Anfänge. 2. Auf der Woge (Straßburg). 3. Dramatische Dichtung. (Götz, Mahomet, Prometheus, Farcen und Satiren, Clavigo, Stella, Erwin und Elmire, Claudine.) 4. Bild der Welt. 5. Gedichte. 6. Werther. 7. Faust.

Wahl, Hans: Augenblicksbilder zu Goethes Leben. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 15. S. 80—88.

Der junge und alte Goethe in bisher wenig beachteten Zeichnungen und Bildern bekannter oder befreundeter Künstler und Dilettanten.

Waldmann, Mark: Goethe und das Judendeutsch. In: The Germanic Review. Vol. 4, 2, April. S. 123—130.

Der Knabe G. beschäftigte sich mit dem Jiddischen; Zeugen hierfür sind die sogenannte „Judenpredigt" und der „Roman in verschiedenen Sprachen". Als Advokat vertrat G. verschiedentlich Juden; unter den 28 Aktenstücken, die von ihm herrühren, behandeln sieben Judenprozesse.

3. Beziehungen zu bestimmten Gegenden und Orten.

Auener, Wilhelm: Goethes Bekanntschaft mit dem Mühlhäuser Theater. In: Mühlhäuser Geschichtsblätter. Jg. 28. S. 32—37.

In der Nacht vom 5. zum 6. Juni 1801 übernachtete Goethe mit seinem Sohne im „Faulen Loch" zu Mühlhausen; sein Sohn August besuchte mit dem Diener das Theater, wo „Die neuen Arkadier" erbärmlich gespielt wurden.

Baumert: Hannoversche Gräber um Goethe. In: Kulturring (Hannover). Jg. 6, 1, Januar 1930. S. 1—4. Mit Abb.

Gräber von Charlotte Kestner, J. G. v. Zimmermann, J. P. Eckermann und Johanna Bertram.

Ebstein, Erich: Goethes erster Aufenthalt in Göttingen (September 1783). In: Die Spinnstube. Jg. 6, 14, 14. Juli 1929. S. 211—213.

*Ehrlich, J[osef]: Goethe im Schloß zu Jena. Weimar: Fink [1929]. (18 S., 3 Taf.) 8°. 1,—.

Goethe war von 1779—1806 regelmäßiger Bewohner des Schlosses, nach der Schlacht bei Jena wurde das Schloß als Lazarett benutzt und verwahrloste derart, daß es als Wohnung nicht mehr in Frage kam. In Jena hatte der Dichter „die absolute Einsamkeit", deren er zur Arbeit bedurfte; das Jenaer Schloß ist daher die Geburtsstätte zahlreicher Werke. Anschließend über Goethes Verkehr in Jena und seine Verpflegung im Schlosse.

Gebhardt, Oskar: Goethes Aufenthalt in Marktredwitz vom 13.—18. August 1822. In: Der Siebenstern. Vereinszeitschrift des Fichtelgebirgsvereins. Jg. 3, 9, September 1929. S. 133—137.

Besuch in Fikentschers chemischer Fabrik.

*Groß, Edgar: Goethe und das Hallische Theater. Halle: Gebauer-Schwetschke [1929]. (16 S.) 8°. —,75.

Hallenser Studenten im Lauchstädter Theater. Gastspiel der Weimarischen Hofschauspielergesellschaft in Halle 6. August bis 9. September 1811, dann anschließend in den Sommern 1812—1814.

(Kranz:) Goethe und Wilhelm von Humboldt in der Pforte. In: Pförtner-Blätter. Vierteljahrsblätter der Landesschule Pforta. Jg. 2, 3, Juni 1929. S. 69—73.

Während W. v. H. Schulpforta nachweislich des öfteren besuchte, liegt für Goethe dieser Nachweis nicht vor. Wolfgang v. G. war vom 5. Oktober 1835 bis Anfang 1836 Alumne (Extraneer).

(Kranz:) Goethe und die Pforte. Ebda. Jg. 3, 4, Mich. 1929. S. 95—98.

Briefwechsel G.s mit Lehrern der Anstalt. Zeugnis über das Verhalten Wolfgang von Goethes bei seinem Abgang von der Schule.

Liebeskind, Fritz: Die „Dicke Eiche" bei Ilmenau im Schrifttum und in der Malerei. In: Thüringer Monatshefte. Jg. 6, 3. S. 112—116.

Die 1865 gestürzte Eiche wird von Herder in einem Gedicht erwähnt; Goethe besuchte sie des öfteren, und die Annahme liegt nahe, daß er mit der „alten Eiche" im Wilhelm Meister, Buch 1, Kap. 13, den Ilmenauer Baum meint.

*Liebeskind, Fritz: Drei Ilmenauer Goethe-Erinnerungen. (Ilmenau:) Eigenverlag [1929]. (165 S. mit 25 Abb.) 8°. Lw. 4,50.

1. Die Beziehungen Goethes und der Frau von Stein zum großen Hermannstein bei Ilmenau. Erweiterung der Schrift „Der große Hermannstein bei Ilmenau". „Die bisher falsche Benennung der Goetheschen Ilmenauer Zeichnung vom 22. und 23. Juli 1776 [ist] richtiggestellt" 2. Entstehung und Erhaltung des Goetheschen Nachtliedes „Über allen Gipfeln". „Enthält in zeitlicher Reihenfolge eine kritische Zusammenstellung der Arbeiten, die sich mit Goethes Nachtlied ‚Über allen Gipfeln' beschäftigen." Auch Liebeskind nimmt den Abend des 6. September 1783 als Entstehungsdatum. 3. Corona Schroeters Ilmenauer Aufenthalt und ihr Grab. „Bringt eine Beseitigung der bis heute vorhandenen Irrtümer in der Geschichte ihres Grabes und eine Klärung der bis heute unbeantworteten Fragen: Wann kam Corona Schr. nach Ilmenau, und wo hatte sie zuletzt ihren ständigen Wohnsitz?" Erstmalige Veröffentlichung der letztwilligen Verfügungen.

Ludwig, Karl: Goethe als Kurgast in Karlsbad 1785—1823. In: Hochschulwissen. Jg. 6, 1. S. 41—49; 2. S. 116—121; 3. S. 156—162.

Eingehende Darstellung auf Grund der im Goethe-Schiller-Archiv ruhenden Rechnungen usw. sowie seiner Tagebücher und Briefe. Zahlreiche Abbildungen.

Meißner, Karl: Goethe in Dornburg. In: Die Propyläen. Jg. 26, Lfg. 50, 13. September. S. 397.

*Wahl, Hans: Tiefurt. Mit 36 Abb. Leipzig: Weber (1929). (VII, 147 S.) 8°. 3,—; Hlw. 3,50.

Auf meist ungedrucktem Material beruhende Darstellung für die „Freunde Weimars", daher ohne wissenschaftliche Anmerkungen und Belege. 1. Tiefurt und seine Kronzeugen. 2. Der Landsitz des zweiten Prinzen (1776—1780). Der Sommersitz der Herzoginmutter (1781—1789). Tiefurts Abend (1791—1807). Epilog. Das Schlößchen von heute.

V. Menschen um Goethe.

Deetjen, Werner: Weimarer Jugend zu Goethes Zeit. Mitteilungen aus unveröffentlichten Briefen In: Geist und Welt. Lit Beilage der Weimarer Zeitung vom 21. August und 29. August 1929.

Briefwechsel zwischen Wilhelmine Schorcht, Enkelin Wielands, und ihrem Vetter Karl Reinhold, Sohn des Philosophen. Äußerungen über Artur Schopenhauer, August v. Goethe und Goethe selbst sowie den „häßlichen kleinen Satyr" Stephan Schütze aus den Jahren 1811—1815.

Oswald, Josef: Goethe, Stein und Görres. Gegensätze und Beziehungen. In: Hochland. Jg 26, 5. S. 476—501.

*Vincent, Ernst: Leidenschaft und Klarheit. Frauen im Leben Goethes. Gotha: Klotz 1930. (92 S, 1 Titelb.) 8°. Lw. 4,—.

Hervorgegangen aus vier Vorträgen des nordischen Ferienkurses der Universität Jena, die „den nordischen Freunden Goethe als die lebendige, [uns] notwendige Persönlichkeit zeichnen" sollten. Behandelt wird Goethes Verhältnis zu Friederike, Frau v. Stein, Christiane, Marianne v. Willemer und Ulrike v. Levetzow in z. T. novellistisch anmutender Form.

Arnim, Bettina von. — Brentano, Lujo: Der jugendliche und der gealterte Brentano über Bettine und Goethe. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts, Frankfurt a. M. 1929. S. 325—352.

Aus dem im Besitz des Verf. befindlichen, bisher unveröffentlichten Briefwechsel zwischen Clemens und Bettine werden drei ausführliche Briefe des Clemens und zwei Briefe Bettinens abgedruckt Sämtliche Briefe entstammen den Jahren 1834 und 1835 Sie werden kontrastiert mit des Clemens Brief an Arnim aus dem Jahre 1807 über Bettinens Besuch bei Goethe.

Bardua. — *Werner, Johannes: Die Schwestern Bardua. Bilder aus dem Gesellschafts-, Kunst- und Geistesleben der Biedermeierzeit. Aus Wilhelmine Barduas Aufzeichnungen gestaltet. Mit 38 Bildern. Leipzig: Köhler u. Amelang (1929). (336 S) gr. 8°. Lw. 10,—.

S. 15—23: Caroline Bardua in Weimar Herbst 1805 — Frühjahr 1807 Verkehr im Hause Goethes. S. 27—32: Briefe G.s an Karoline 1808 und 1810 S. 112—114: Besuch bei Goethe 1827. S. 122—123: Besuch Sommer 1829.

Behrisch. — Jung, Gustav: Goethes Beziehungen zu Behrisch während seiner Leipziger Studentenzeit. In: Deutsche Hochschulwarte. Jg 9, 4, September 1929. S. 61—62.

Beyer. — *Beyer, Rudolf v.: Meine Begegnung mit Goethe und anderen großen Zeitgenossen. Tagebuchblätter. Bearbeitet von seinem Enkel Rudolf Schade. Berlin: Brunnen-Verlag (1930). (193 S) 8°. 3,50; Lw. 5,50.

Die Tagebuchblätter sind nur zum kleinen Teil im Original, in der Hauptsache in Abschriften erhalten Auf wissenschaftliche Erläuterungen wird verzichtet Manche Einzelheiten bereits in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlicht, so die Begegnung mit Goethe im Organistenhause zu Berka in der Kölnischen Zeitung, Wochenausgabe Nr. 17 vom 23. April 1924 und a. a. O. Goethewidmungen

auf den Noten des Organisten Schütz; Abschriften unbekannter Goethischer (?) Gedichte.

Bratranek. — Krejči, Jan: Goethe und Bratranek. In: Xenia Pragensia. Prag 1929. S. 1—12.

Br., der Hrsg. von Goethes Briefwechsel mit Sternberg und von Goethes naturwissenschaftlicher Korrespondenz, trat zwar nicht mehr in unmittelbaren Verkehr mit Goethe, hat jedoch mit Ottilie und deren beiden Söhnen eine umfangreiche Korrespondenz (1841 bis 1876) geführt. Diese Korrespondenz liegt im Brünner Augustinerkloster; aus ihr wird eine Anzahl interessanter Mitteilungen gemacht.

Brion. — Gänshirt, Adolf: Ein Brief des Pfarrers Brion von Sesenheim und die Beziehungen seiner Familie zu Eichstetten a. K. In: Badener Land. Unterhaltungsbeilage der Freiburger Zeitung 1929, 16, 27. Juli. S. 61—63.

Interessanter, aktenmäßig belegter Beitrag zur Geschichte der Familie Brion. In Eichstetten wohnte Gockel, der Mann der ältesten Schwester Friederikens. Der Brief (17. Dezember 1772) des Vaters Brion ist an diesen Schwiegersohn gerichtet.

Büsching, Joh. Gust. — Hecker, Max: Aus der Frühzeit der Germanistik. Die Briefe Joh. Gust. Büschings und Fr. H. v. d. Hagens an Goethe (1807—1827). In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 15. S. 100—179.

Byron. — Strich, Fritz: Goethe und Byron (Schluß). In: Die Horen. Jg. 5, 4. S. 351—362.

Anfang s. im vorigen Bericht (Jahrbuch S. 265).

Göbor. — Thienemann, Theodor: Erinnerungen an Goethe in einem ungarischen Dorfe. In: Deutsch-ungarische Heimatblätter. Jg. 1, 1. S. 5—11.

Aus dem Nachlaß Joseph Göbors, der 1807 in Jena studierte und Goethe bekannt war (auf Befürwortung Goethes wurde er 1820 Großherzoglicher Rat), und seiner Frau Emilie Eckhardt erhielt sich ein silbernes Petschaft, ein Geschenk Goethes an die Familie Eckhardt.

Goethe, Frau Rat. — Engel, Wilhelm: Ein neuer Brief der Frau Rat Goethe (an Herzog Karl August, 27. Juli 1787). In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 15. S. 1—2.

Goethe, August v. — (Abt:) Ein Brief von August v. Goethe an F. W. Hoeninghaus in Krefeld (4. November 1828). In: Die Heimat. Jg. 8, 1. S. 42—45.

Goethe, Ottilie v. — Kempen, Wilhelm v.: Ein Weihnachtsabend bei Ottilie v. Goethe. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 15. S. 218—221.

Brief des Bildhauers Franz Woltreck (1800—1847) an einen Freund, 25. Dezember 1838.

*Schrickel, Leonhard: Goethes Familie in Bad Frankenhausen. Mit bisher unveröffentlichten Briefen und Tagebuchblättern von Ottilie und Walther v. Goethe hrsg. Frankenhausen: Werneburg 1930. (31 S.) 8°. 1,20.

Ottilie weilte 1822 in Begleitung ihres zweijährigen Sohnes Wolf und ihrer Schwester Ulrike v. Pogwisch in Frankenhausen.

Am 3. Juni 1830 wurde der zwölfjährige Walter nach Fr. geschickt; die Familie des Großherzoglichen Adjutanten Ludwig v. Thompson nahm ihn mit, am 10. Juli kehrte er zurück.

Goethe, Alma v. — Goethe, Alma v.: Ein ungedruckter Brief aus Wien an eine Jugendfreundin in Weimar. In: Almanach des Weimar-Bundes deutscher Mädchen und Frauen. 1929. S. 6—8.

Der vom 14. August [1844] datierte Brief ist an ihre Jugendfreundin Alexandrine Völkel gerichtet.

Goethe, Walther v. — Schrickel: Goethes Familie in Bad Frankenhausen. Mit unveröffentl. Briefen und Tagebuchblättern von Walther v. Goethe, s. unter Ottilie v. Goethe.

Hagen, Fr. H. v. d. — Briefe an Goethe s. unter Büsching.

Höpfner. — Beils, Willi: Goethes Beziehungen zu Ludwig Julius Friedrich Höpfner. In: Volk und Scholle. Jg. 7, 2. S. 47—50.

Höpfner, 1743—1797, Professor in Gießen. Goethe besuchte ihn 1772. Schilderung dieses Besuches in „Dichtung und Wahrheit" 12. Buch, sowie bei Biedermann, Goethes Gespräche 1, 23/24 (Höpfners Bericht) und 8, 237f. (Darstellung Hallwachs).

Holtei. — Wolbe, Eugen: Was war in dem Paket? (Mit Ill. nach Originalen aus der Autographensammlung des Verf.) In: Reclams Universum. Jg. 46, 17, 23. Januar 1930. S. 345—347.

Am 28. Juni 1823 forderte Goethe von dem Weimarischen Postamt ein Paket zurück, das an Holtei aufgegeben war. In diesem Pakete befand sich eine Bearbeitung des Faust durch Holtei für das Königstädter Theater in Berlin, die Goethe in Erregung und ungerechtfertigtem Ärger zurückgab. Nach einer Besprechung mit seinem Sohne August fürchtet er jedoch, dem Freunde Holtei weh zu tun, fordert das Paket zurück und das Manuskript ging mit einem milderen Ablehnungsschreiben, dieses Mal von Augusts Hand, ab.

Jagemann. — Droescher, Georg: Karoline Jagemann, Iffland, Kirms. Neue Briefe. Mitgeteilt. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 15. S. 222—232.

Briefe, die „für das Verhältnis [der Jagemann] zu dem Herzog und für Goethes Theaterleitung nicht ohne Bedeutung sind".

Jean Paul. — Petersen, Julius: Jean Paul und die Klassiker. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. 1929. S. 234—252.

Während Goethe sich bald von Jean Paul abgestoßen, bald zu ihm hingezogen fühlt, bleibt Jean Pauls Bewunderung für Goethe stets die gleiche trotz seiner Klagen über Goethes „eingeäschertes Herz".

Karl August. — Mentz, Georg: Aus den Papieren des Grafen Görtz, des Erziehers Karl Augusts. In: Beiträge zur thüringischen und sächsischen Geschichte. Festschrift für Otto Dobenecker. Jena 1929. S. 409—426.

Die Aufzeichnungen befinden sich im gräflich Rechbergschen Familienarchiv in Donzdorf (Württ.). Die von Mentz mitgeteilten Bruchstücke bringen Material zur Charakterisierung Anna Amalias und ihres Hofes (Bericht über die erste Aufführung von Wielands

„Alceste" im Mai 1773; Bemerkung über die poetischen Versuche der Frau von Stein: „J'y ai entendu de ses vers et j'ai trouvé qu'elle ne devroit pas les lire à tout le monde"), zur Erziehung Karl Augusts u. a.

Vincent, E.: Zwei Goethe-Studien. 2. Goethes und Karl Augusts Freundschaft 1775—1786 s. Abt. I, Sammelwerke.

Kauffmann, Angelica. — Hopfner, Isidor: Angelika Kauffmann und die deutschen Klassiker. 4. Ang. Kauffmann und Goethe. In: Alemannia. Jg. 2, 3/4. S. 169—174.

Klingemann. — Wagner, W.: Klingemann und Goethe. In: Braunschweigisches Magazin. Beil. zur Braunschweiger Staatszeitung 1929, 4. Sp. 49—55.

Knebel. — *Maltzahn, Hellmuth Frhr. v.: Karl Ludwig von Knebel, Goethes Freund. Mit 21 Abb. Jena: Frommann 1929. (VIII, 258 S.) 8⁰. 5,80; Lw. 7,80.

Seit langem entbehrte Darstellung. „Es wäre ein leichtes gewesen . . . einen weit umfangreicheren Band zusammenzustellen. So wichtig nun aber vollständiges Wissen aller Tatsachen ist, wenn es sich um einen großen Geist handelt; für das Lebenswerk und die Bedeutung Knebels würde eine wahllos alles Bekannte heranziehende Darstellung eine Last bedeuten, die weder der Sache noch dem Leser nützte . . . Vielleicht wird man wünschen, daß den Gedichten und poetischen Übersetzungen wie auch den philosophischen Abhandlungen Knebels eine umfangreichere Würdigung zuteil geworden wäre. Derartige . . . Untersuchungen hätten aber wohl doch die schriftstellerische Tätigkeit eines Mannes zu stark betont, der weniger ein Schöpfer war als ein Anreger und verständnisvoller Genießer und Beurteiler. Vor allem schien es nötig, neben K.s Bedeutung für die deutsche Literatur solche Vorfälle aus seinem Leben hervorzuheben, die aufschlußreich für die Zustände der damaligen Zeit sind." Anmerkungen für die Wissenschaftler am Schluß des Bandes.

Kniep. — Tornius, Valerian: Goethes Siziliengefährte Kniep. In: Reclams Universum. Jg. 45, 30, 25. April 1929. S. 675—676.

Langermann. — Haustein, Hans: Goethes Freund Langermann und die Bordelle in Preußen. In: Die medizinische Welt. Jg. 3, 11. S. 400—403.

Johann Gottfried Langermann, 1768—1832, Geheimer Obermedizinalrat in Berlin.

Lessing. — Petersen, Julius: Goethe und Lessing. Ansprache zur Eröffnungsfeier des Braunschweiger Goethe-Lessing-Jahres am 20. Januar 1929. In: Euphorion. Bd 30, 1/2. S. 175—188.

„Beide Dichter sind sich persönlich im Leben nicht näher gekommen, als Wolfenbüttel und Weimar auseinander liegen; aber der lebendigen Verbindung durch gemeinsame Freunde und Vermittler, des Bewußtseins der Geistesverwandtschaft und der Wechselwirkung durch die beiderseitigen Werke entbehrte ihr Verhältnis nicht." Ob freilich Lessing bei dem von Goethe gewünschten Zusammentreffen 1781, das durch Lessings Tod vereitelt wurde, das Genie in G. erkannt hätte? Von Goethe und Schiller wird Lessing in den Xenien als unsichtbarer Triumvir in ihren Bund aufgenommen.

Müller, Maler. — Denk, Ferdinand: Maler Müller und Goethe. In: Pfälzisches Museum. Jg. 46, 1929, 9/10. S. 281—292.

Neumann, Christiane. — Wahl, Hans: Euphrosyne. Zu ihrem 150. Geburtstag. In: Ernte. Jg. 3, 12. S. 44—46.

Oeser. — *Bennovszky, Karl: Adam Friedrich Oeser, der Zeichenlehrer Goethes. Auf Grund unveröffentlichter Briefe. Ill. [8 Taf.] Leipzig: Thomas 1930. (80 S.) 8°. 2,80.

S. 31—39: Oeser, der Lehrer Goethes. S. 40—46: Goethe und Friederike Oeser.

Ortelly, Familie. — Lobe, Georg: Weihnachtsgabe für den Ortellischen Familienverband. Privatdruck. Leipzig 1929: Fugmann. 4° [Umschlagt.] = Lobe: Familien-Veröffentlichungen 6.

Im Auftrage der weitverzweigten Nachkommenschaft des Weimarer Kaufmanns Stephan Andreas Ortelli 1737–1792 gibt G. Lobe „Weihnachtsgaben" heraus, die, mit Bildnissen und Facsimiles geschmückt, in geschmack- und pietätvoller Weise das Schicksal einer rührigen Bürgerfamilie auf dem Hintergrunde Altweimars zeigen. Es fehlt nicht an leichten Beziehungen zu Goethe und seinem Kreise.

Sartorius von Waltershausen. — Monroy, Else v.: Ein neuerschlossener Goetheschatz. (Goethes Briefe an Georg Sartorius von Waltershausen.) Ein Vorbericht mit Proben. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 15. S. 3—21.

Soret. — *Soret, Frédéric: Zehn Jahre bei Goethe. Erinnerungen an Weimars klass. Zeit 1822—1832. Aus Sorets handschriftlichem Nachlaß, seinen Tagebüchern und seinem Briefwechsel zum erstenmal zusammengestellt, übersetzt und erläutert von H[einrich] H[ubert] Houben. Mit 39 Abb. und Faks. Leipzig: Brockhaus 1929. (799 S.) 8°. 15,—; Lw. 20,—.

Das Nachwort bringt eine scharfe Kritik der Burkhardtschen Ausgabe von Sorets Erinnerungen an Goethe (1905), eingehende Mitteilungen über den Soretschen Nachlaß und prüft kritisch die Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit Sorets. „Das vorliegende Ms. der Soretschen Goetheerinnerungen ist keinesfalls durchweg identisch mit seinen Tagebüchern, sondern nur ein Auszug daraus; Fragmente des Tagebuches aber haben sich gefunden, und ihre fast wörtliche Übereinstimmung mit dem Memoirenmanuskript erlaubt die Annahme, daß dieses sich auch sonst ziemlich eng an den Text des Tagebuches hielt." Spätere Korrekturen haben aber zweifellos stattgefunden. „Daß Sorets Erinnerungen subjektiv zuverlässig sind, daß er bestrebt war, nach bestem Wissen wahrheitsgetreu zu berichten, dürfte . . . keinem Zweifel unterliegen . . . Wieweit aber Sorets Berichte objektiv zuverlässig sind . . . ob er zutreffend Goethes Ansichten wiedergibt . . . das erfordert eine Untersuchung, die . . . schließlich in einer Gesamtuntersuchung aller Gespräche Goethes unter gleichzeitiger kritischer Prüfung seines Tagebuchs gipfeln müßte."

Spohr. — Hirschberg, Leopold: Louis Spohr, Goethe und Beethoven. In: Allg. Musikzeitung. Jg. 56, 43, 25. Oktober. S. 1055 bis 1056.

Zweimaliges Zusammentreffen Spohrs mit Goethe, ohne daß ein wesentliches Wort Goethes fällt.

Sulzer. — Hering, Robert: Johann Georg Sulzer. Persönliches und Literarisches zur 150. Wiederkehr seines Todestages. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1928. S. 265—326.

Darin S. 309—315: Goethe und Sulzer. Urteil der beiden über einander. Persönliche Begegnung in Frankfurt 1775.

Tieck. — Deetjen, Werner: Goethe und Tiecks elisabethanische Studien. Ein Fund im Goethe- und Schiller-Archiv. In: Shakespeare-Jahrbuch. Bd 65. N. F. 6. S. 175—183.

Tieck übersandte 1819 an Goethe einen Bericht über seine literarischen Studien. Dieser fand sich nunmehr in einem Kasten „Fremdliterarisches" mit der Überschrift „Shakespeare" und wird S. 176—182 abgedruckt.

Voß, Heinrich. — Ostertag, Otto: Ein Maisonntag bei Goethe. In: Der Schwabenspiegel. Jg. 23, 21, 28. Mai 1929. S. 163.

Aus den Aufzeichnungen von Heinrich Voß dem Jüngeren.

VI. Persönlichkeit und Weltanschauung.

Baxa, Jakob: Die politischen und sozialen Anschauungen Goethes und Schillers. In: Winkelried. Jg. 8, 3, Dezember 1929. S. 76—81; 4, Januar 1930. S. 99—102.

Beutler, Ernst: Goethe und die Natur. (Vortrag, geh. in der Senckenberg. Naturforsch. Gesellschaft am 5. Januar 1929.) In: Natur und Museum. 1929, März = Bericht der Senckenberg. Naturforsch. Gesellschaft, Bd 59, 3. S. 129—143.

Goethes Auffassung der Natur. Seine naturwissenschaftlichen Bemühungen. Natur war ihm „Selbstoffenbarung des Göttlichen"

Buddensieg, Hermann: Goethes Kampf wider das Chaos der Zeit. In: Der Türmer. Jg. 31, 5, Februar 1929. S. 398—404.

Dumke, Artur: Synthese! Zu Goethes 170. Geburtstag. In: Preuß. Lehrerzeitung 1929, 103, 27. August. S. 1—2.

Gaster, Bernhard: Goethes Glaube an die Unsterblichkeit. In: Der Türmer. Jg. 31, 9, Juni 1929. S. 189—195.

Haas, Albert: Goethes Lehre vom Gesellschaftsleben. In: Phoenix (Buenos-Aires). Jg. 15, 3. S. 73—93.

Haas, Albert: Goethes Weltanschauung als System der Natur und Gesellschaftswissenschaften. In: Phoenix. Jg. 14, 6. S. 418—453; Jg. 15, 1/2. S. 23—49.

Goethes Vater setzte für seinen Sohn einen „mäßigen Lebensplan" auf. Nur gegen die Enge dieses Plans revoltierte der Sohn, um von sich aus einen, das ganze Gebiet umfassenden Lebensplan aufzubauen. Betrachtung des gesamten Goetheschen Lebens unter diesem Gesichtspunkt. Die italienische Reise als Wendepunkt seiner Entwicklung „der Punkt, an dem die in alle Weiten schweifenden Pläne seiner Jugend sich zusammenballen, an dem aus ihren ungeordnet entstandenen, weit auseinander liegenden Elementen jener Nebel entsteht, der Geburtsstätte eines Sternes, eines Gestirn-Systems werden sollte". Manche neuartige Einzelbeobachtungen und Bemerkungen.

*Haase, Karl: Goethe und der Mythos. Ein Beitrag zur Philosophie der Gegenwart. Langensalza: Beyer 1929. (22 S.) 8° = F. Manns pädagogisches Magazin. H. 1265. —,80.

In „Geistesepochen" (W. A. I, 42) setzt sich Goethe mit dem geschichtsphilosophischen Mythos auseinander. Der Homerische Mythos beschäftigt ihn wiederholt und eindringlich. Der Faustische Mythos empfängt erst durch die Orphik des verklärten Goethe seine Weihe und Vollendung, wie Urfaust und Fragment durch Helena. — Auch abgedruckt in: Deutsche Blätter für erziehenden Unterricht. Jg. 56, 27. S. 205—208; 28. S. 213—216.

*Janzer, Gertrud: Goethe und die Bibel. Leipzig: Heinsius Nachf. 1929. (137 S.) 8°. 5,—.

Nicht „Goethe und das Christentum". Allerdings „ließ es sich im 6. Abschnitt nicht vermeiden, die Fragen ineinanderfließen zu lassen". 1. Der Pietismus in Frankfurt und das Haus Goethe. 2. Das bleibende Verhältnis Goethes zur Bibel. 3. Bibelkenntnis G.s. 4. G. und die Bibelwissenschaft. 5. Die Bibel in Goethes künstlerischem Denken und Schaffen. 6. Die Bibel in G.s Welt- und Lebensanschauung. 7. Aufstellung der von G. verwerteten Bibelstellen (im Anschluß an Henkels „G. und die Bibel").

Kaubisch, Martin: Vom Sinn und Wesen Goethischen Erkennens. In: Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung. Jg. 5, 2. S. 204—208.

Klages, Ludwig: Goethe als Seelenforscher. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. 1928. S. 3—44.

1. Goethes geistesgeschichtliche Stellung. 2. G. als Erscheinungsforscher. 3. G. als Entdecker des Unbewußten. 4. G. als Denker des Bildnertums. 5. G. als Charakterologe.

Kühnemann, Eugen: Goethe und Spinoza. Festvortrag, gehalten am 25. Mai 1929. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 15. S. 279—305.

Linden, Walther: Goethes Farbenlehre im Zusammenhange seiner Weltanschauung s. Abt. II b unter Farbenlehre.

Meyer, Adolf (Hamburg): Goethes Naturerkenntnis. Ihre Voraussetzung in der Antike, ihre Krönung durch Carus. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1929. S. 196—233.

Schneidereit, Georg: Goethes Frömmigkeit in „Sturm und Drang". In: Geisteskultur. Jg. 38, 1/3. S. 23—35.

Steiner, Rudolf: Goethe als Ästhetiker. In: Das Goetheanum. Jg. 8, 37, 8. September 1929. S. 289—291.

Wiederabdruck aus „Dramaturgische Blätter" Nr. 49/50 vom 9. Dezember 1899.

Steiner, Rudolf: Goethes geheime Offenbarung. Zu seinem 150. Geburtstage (28. August 1899). In: Das Goetheanum. Jg. 8, 36, 1. September. S. 281—285.

Wiederabdruck aus dem „Magazin für Literatur" vom 26. August 1899.

VII. Stellung zu bestimmten Fragen.

Etscheit: Goethe und die Reitkunst. In: Deutsche Sankt Georg-Sportzeitung. Jg. 30. 1930. Nr. 30. S. 22—23.

Hoche, P.: Goethe und der Berufsgedanke. In: Der Heimgarten. Beilage zur Bayer. Staatszeitung. Jg. 7, 40, 5. Oktober 1929. S. 309—310.

Martell, P.: Goethe und die Technik. In: Peine-Ilseder Werkszeitung. Jg. 9, 25, 21. September 1929. S. 10—11; 26, 28. September. S. 9.

Wanke: Goethe und die Sprachreiniger. In: Die Schulpflege. Jg. 35, 33, 17. August 1929. S. 391—393.

„Eine Reihe bitterer Worte Goethes gegen die deutsche Sprache . . . stammen . . . aus der Zeit, in der er sich gegen die übertriebenen Forderungen und verstiegenen Anschauungen der Sprachreiniger wehren mußte . . .", vor allem 1795.

(L. M.:) Goethe und Polen im Lichte archivalischer Quellen. In: Deutsche Blätter für Polen. Jg. 6, 8, August 1929. S. 382—384.

Ein Herr Meller veröffentlichte in der Pfingstnummer der „Polonia" „einen langen Artikel, in dem vor allem Goethes Verhältnis zu Frau Szymanowska und Adam Mickiewicz behandelt ward und der dem naiven Leser vormachen will, daß es sich hier um eigene sensationelle Enthüllungen auf Grund wissenschaftlicher Ergebnisse handle". „. . . ein erbärmliches Plagiat, nämlich ein stellenweise wörtlicher Auszug aus den betr. Partien in G. Karpeles' Buch ‚Goethe in Polen' (Berlin 1890)." Kurzer Bericht über diesen Vortrag auch in: Deutsche Post aus dem Osten. Jg. 4, 9, September 1929. S. 194.

Wukadinowic, Spiridion: Goethe — der erste Hakatist. In: Deutsche Blätter für Polen. Jg. 6, 8, August 1929. S. 379—382.

„Ein neuer Kämpe namens Obst [erscheint] auf dem Plan, um gegen die Ausführungen [Mellers] . . entrüsteten Protest einzulegen", da dieser „dem Umgange Goethes mit verschiedenen Polen auch sympathische Seiten abzugewinnen weiß". Goethe „habe die Polen gewaltsam germanisieren wollen". „Die Polonia hat mit ihren ‚Goetheforschern' entschieden Pech. Der eine . . . entpuppt sich als dreister Plagiator. Der andere beruft sich auf ‚historische Wahrheit' und bringt Dinge, die mit dieser wohl kaum etwas gemein haben. Bekanntlich spricht ja der Mensch am liebsten von den Tugenden, die er am wenigsten besitzt."

*Würtenberg, Gustav: Goethe und der Historismus. Leipzig: Teubner 1929. (48 S.) gr. 8° = Zeitschrift für Deutschkunde. Erg.-H. 2.

„Wo ihm die Geschichte . . . als objektive Gegebenheit, als Abgeschlossenes, Starres, einmal Gewesenes, Nicht-Gegenwartbezogenes entgegentrat, bedeutete sie ihm nur eine unfruchtbare Last . . . Aber es bahnt sich dann doch bei ihm allmählich ein neues Geschichtsverständnis an . . . dieses neue Verständnis ist ihm nur ermöglicht worden durch das Verknüpfen, das Einfügen der Ge-

schichte in seine Persönlichkeit und die dadurch bewirkte Modifikation des Wesens der Historie." Diesem neuen Verständnis, das „aus der historischen Last eine geistige Kraft schafft, verdanken wir den historischen Entwicklungsgedanken, die Befruchtung der biographischen Arbeit durch die Erfassung der Persönlichkeit als Totalität, die Erkenntnis der Individuen als der bewegenden Kräfte des Geschehens".

Anhalt, Kurt Edwin: Goethes kunstgeschichtliches Verhältnis zu Peter Vischers Werken. In: Fränkische Monatshefte. Jg. 8 „Fränk. Heimat". 1929, 7. S. 208—210; 8/9. S. 242—244.

Barz, Curt: Goethe über das Amphitheater. In: Daheim. Jg. 65, 37, 13. Juni 1929. S. 14.

In seiner Beschreibung des Amphitheaters von Verona („Ital. Reise") gab uns G. „die herrlichste, bedeutendste Erklärung für die eigenartige und doch selbstverständliche Form der fast wöchentlich neu entstehenden Sportpaläste und Stadien".

Denk, Ferdinand: Goethe und die Bildkunst des Sturms und Drangs [= Joh. Heinrich Füßli und Maler Müller]. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Bd 8, 1. S. 109—135.

Dirks, Wilhelm: Ein Beitrag Goethes zur Kunstbetrachtung. In: Zeitschrift für deutsche Bildung. Jg. 5, 7/8, Juli/August. S. 409—413.

An Hand eines Wortes von Goethe, „den Stoff sieht jedermann vor sich . . ." aus „Betrachtungen im Sinne der Wanderer 1829" Erläuterung verschiedener Kunstwerke nach dem Schema: Stoff, Gehalt, Form.

Kampmann, Wanda: Die Kunstanschauung Goethes in der ital. Reise. In: Italien. Jg. 2, 7. S. 317—329; 8. S. 358—372; 9. S. 403 bis 409; 10. S. 453—460.

Kampmann, Wanda: Goethes Kunsttheorie nach der italienischen Reise. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 15. S. 203—217.

Martell, P.: Goethe und die Malerei. In: Sächs. Malerzeitung. Jg. 13, 37. S. 1051—1052.

Guttmann, Oskar: Goethes Stellung zur Musik. In: Musikalische Jugend. Jg. 2, 1, Januar 1930. S. 6—7.

G. stellt die Musik in den Mittelpunkt der Jugenderziehung.

John, Hans: Goethe und die Musik. Langensalza 1928. Besprechung von Hans Mersmann in: Zeitschrift für Ästhetik und allgem. Kunstwissenschaft. Bd 23, 2. S. 205; von Hans Joachim Moser in: Deutsche Literaturzeitung. N. F. Jg. 6, 43. Sp. 2065—2066; Hermann v. d. Pfordten in: Euphorion. Bd 29, 4. S. 627—629.

Martell, P.: Goethe und die Musik. In: Die Gegenwart. Jg. 58, Juni 1929. S. 129—134.

Stellung Goethes zur Musik.

Jablonski, Walter: Die geistesgeschichtliche Stellung der Naturforschung Goethes. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 15. S. 22—61.

Kern, Hans: Goethe als Naturforscher. In: Das Deutsche Buch. Jg. 9, 7/8. S. 193—196.

Nußberger, Max: Goethes Urpflanze. In: Acta Universitatis Latviensis. Philologiae et philosophiae facultatis seria I, 1, 1929. S. 1—16.

Reiff, Hermann J.: Goethe und die Optik. In: Deutsche Optikerzeitung. Jg. 5, 1929. Nr. 16, 18, 24; Jg. 6, 1930, Nr. 1 6 u. 9.

Weber, Erich E. H.: Wie Goethe als Geologe den Harz sah. In: Montagsblatt. Beilage zur Magdeburger Zeitung. Jg. 71, 49, 9. Dezember. S. 393—396.

VIII. Goethes Fortwirken in Leben, Literatur, Wissenschaft und Kunst.

*Heilborn, Ernst: Zwischen zwei Revolutionen. ([2 Bde.] 1. 2.) Berlin: Elsner 1929. 8°. Je 5,—; Lw. je 6,50.

In Bd. 1 (Geist der Schinkelzeit) S. 246—257: Das Goethe-Erlebnis. „Dieser Epoche wird Goethe zu lebendiger Erfahrung. Das geschieht, wie es denn nicht anders sein kann, im heftigen Widerstreit der Meinungen." S. 258—271: Die Todesbotschaft: Heinrich v. Kleist, Charlotte Stieglitz. Ottiliens und Eduards Tod in den „Wahlverwandtschaften".

Hofmannsthal, Hugo von: Goethe, Sizilien und wir. In: Magdeburger Zeitung vom 18. Juli 1929. Unterhaltungsbeilage.

Petry, Walther: Bemerkungen zu einem Wort über Goethe. In: Neue Schweizer Rundschau. Jg. 22, 5, 1. Mai 1929. S. 343—345.

Knüpft an Carus' Beurteilung Goethes an und stellt die Frage: „Ist in dem zeitlich bereiteten Boden heutiger Zeit die Entstehung eines Menschen von Rang und Art Goethes überhaupt möglich?" Die Frage wird verneint.

Schreiber, Karl F.: Goethe und Amerika. Was wir bringen 1932. Nach einem Vortrage. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 15. S. 233—246.

Strich, Fritz: Goethes europäische Sendung. Antrittsvorlesung, gehalten am 29. Juni 1929 in Bern. In: Der kleine Bund. (Bern.) 1929, 29, 21. Juli 1929. S. 225—228.

„Er hatte die sehr undankbare und sehr tragische Sendung: heilige und schöne Formen der europäischen Kultur zu sprengen, damit ein neues Leben strömen könnte."

Bahr, Hermann: Goethedämmerung. In: Bahr, Labyrinth der Gegenwart. Hildesheim 1929. S. 14—19.

„Die Jugend schlägt jetzt auf Goethe, sie meint aber den Impressionismus."

*Baxa, Jakob: Adam Müllers Philosophie, Ästhetik und Staatswissenschaft. Berlin: Junker u. Dünnhaupt 1929. (IX, 100 S.) gr. 8°. 5,—.

Darin S. 30—49: Würdigung Goethes durch A. Müller. „An der Wegbereitung für Goethes Ruhm in Deutschland hat auch Adam Müller wacker mitgeholfen; durch alle seine literarischen Schriften klingt ein begeisterter Hymnus auf diesen wahren Statthalter des poetischen Geistes in Deutschland."

Hecker, Max: Der Romantiker Graf Loeben als Goetheverehrer. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 15. S. 69—79.

Rosenkranz, Elias: Lermontow und Goethe. In: Der russische Gedanke. Jg. 1, 2. S. 177—179.

„Goethe übte auf L. keinen großen Einfluß aus, da ein solcher schon durch die grundsätzliche Verschiedenheit ihrer Naturen selbst verhindert wurde. Wie es scheint, war es nur J. S. Turgeniew vergönnt, unter der Macht des Olympiers Goethe zu stehen."

*Saleski, Maria Agnes: Goethe als Erzieher Nietzsches. (Leipziger Diss. 1929.) (107 S.) 8°.

„Goethe wie Nietzsche orientieren ihr Denken am Naturbegriff." Im Gegensatz zu Kant bekennen beide sich zu einer individualistischen Ethik. Beider Natur- und Weltvorstellung operiert mit zwei Grundkräften: Systole — Diastole und Dionysos — Apollo. „Von Nietzsches Auffassung der Lebenspolarität unterscheidet sich allerdings diejenige Goethes dadurch, daß sie zuletzt nach einer religiös-mythologischen Deutung dieses Grundphänomens strebt." N. empfand nicht nur die Lehre, sondern auch die Person des Meisters als groß und vorbildlich.

Siebenschein, Hugo: Ein unbekannter Goetheübersetzer. In: Xenia Pragensia. Prag 1929. S. 272—279.

Erwin Spindler 1843—1918, Übersetzer von Heines Buch der Lieder und von Atta Troll sowie Meißners Ziska ins Tschechische, versuchte auch Goethe zu übertragen. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß wird eine Probe gegeben.

Unger, Rudolf: Wandlungen des literarischen Goethebildes seit 100 Jahren (Erstdruck: Neue Zürcher Zeitung vom 29. und 30. April und 2. Mai 1921). In: Unger, Aufsätze zur Literatur- und Geistesgeschichte. Berlin 1929. S. 220—232.

André, Hans: Vom Wesen und Gegenwartswert christlich-mittelalterlicher und Goethescher Naturanschauung. In: Der Kunstwart. Jg. 43, 3, Dezember S. 158—176; 4, Januar 1930. S. 242—251; 5, Februar. S. 313—323.

*Düren, Wilhelm: Über Goethe und Spengler. Aphoristisch. Bonn: Scheur 1929. (48 S.) gr. 8°. 2,—.

„Goethe erkennt die Natur nicht als Vielheit, sondern als Einheit, hervorgerufen durch die ewige Konstanz der Urphänomene. Die Entdeckung dieser höchsten Erscheinungen in ihrem alles Natürliche bestimmenden und hervorbringenden Vermögen ist das Verdienst Goethes." „In der Aufnahme und Förderung der Goetheschen

Lehre, womit wir historisch Bedingtes tun, liegt die geistige Zukunft, die uns Deutschen vorbehalten ist. Eine andere haben wir nicht mehr zu erwarten". Goethes und Spenglers Anschauungen werden einander gegenübergestellt; Spengler wird als der befangenere Geist charakterisiert.

Feldmann, Rich.: Goethes Farbenlehre und die moderne Naturwissenschaft. In: Form und Farbe. Jg. 18, 8, August 1929. S. 149 bis 154.

Hansen, Albert: Wilhelm Bode, der Goethebiograph, und die Heimat. In: Geschichtsblätter für Stadt und Land, Magdeburg. Jg. 64, 1929. S. 94—105.

Bode als Heimatdichter.

Michel, Ernst: Goethes Naturanschauung im Blickfeld unserer Zeit. In: Der Kunstwart. Jg. 42, 7, April. S. 1—10.

---

*Kolbenheyer, E. G.: Kämpfender Quell (Karlsbad-Buch). Mit 8 Holzschnitten von Walther Klemm. München: G. Müller 1929. (141 S.) 8⁰. Lw. 9,50.

Das Mittelstück „Karlsbader Novelle" schildert Goethes Aufenthalt 1786 in Karlsbad und sein Scheiden aus der Weimarer Gesellschaft, insbesondere von Frau von Stein.

*Schneider-Wederling, Meta: Cornelia Goethe. Roman in Tagebuchblättern. Mit 12 Taf. Jena: E. Diederichs 1930. (302 S.) 8⁰. 6,—; Lw. 9,50.

*Wildermann, Hans: Faust-Wirklichkeiten. Verworfene Blätter und Entwürfe. (Ehrengabe anläßlich der Eröffnung der Ausstellungen „Faust auf der Bühne" und „Faust in der Bildenden Kunst". Erste Veröffentlichung einer 1. Auswahl von Skizzen und verworfenen Blättern der „Faust-Wirklichkeiten". [Nachwort] Carl Niessen.) Regensburg: G. Bosse 1929. (22 S. mit Abb.) 4⁰. Nicht im Handel.

Walt, Thomas: Neue Bilder zu Goethes Faust. In: Der Gral. Jg. 23, 4, Januar 1929. S. 309—316.

Zu den 49 Holzschnitten „Faust-Wirklichkeiten" von Hans Wildermann [Regensburg 1927]. „So wird auf der einen Seite ein kompositionell geschlossenes Bildganzes dem Wortganzen entgegengestellt und dennoch andrerseits zugleich, durch die feinen seelischen Beziehungen, die über Wort und Zeichnung hinausbranden, eine absolute Werk-Einheit geschaffen, die den Faustmythus für unsere Weltstunde mit den sinnlichen Mitteln der Kunst erneuert."

Das ästhetische Glaubensbekenntnis von Goethes und Schillers Hochklassizismus

Festvortrag, gehalten am 14. Juni 1930

Von Oskar Walzel (Bonn a. Rh.)

Stark scheidet sich Beethoven von fast allen, die nach ihm gekommen sind, nicht bloß von neuester Musik. Weihevoll klingen seine Töne, schlicht, klar und wohlgeordnet. Ihnen scheint alles eingeboren zu sein, was sich mit dem Begriff „klassisch“ in der Vorstellung der Menschen verbindet. Wecken sie nicht den Eindruck, einer besseren vergangenen Welt anzugehören, in die der Gegenwartmensch ab und zu gern flüchtet, um dann doch wieder willig zurückzukehren zu Stimmungen, die ihm unentbehrlich sind, gerade weil sie dem Wesen der Gegenwart entsprechen? In gleicher Weise verhält sich der Mensch heute zu allem, was er klassisch nennt. Entscheidend ist dabei das Bewußtsein, daß dies Klassische weitab von uns liegt und bestenfalls in Feierstunden genossen werden kann.

So ergibt sich leicht der Glaube, Goethe und Beethoven seien Träger eines und desselben Klassizismus. Um so mehr überrascht viele die Tatsache, daß Goethe die Kunst Beethovens nicht unbedingt anerkannt, sie nicht wie etwas ihm Urverwandtes empfunden hat. Man sähe es gern, wenn zwei außerordentliche Künstler wie Goethe und Beethoven Hand in Hand, ein Brüderpaar, zusammen gewirkt hätten. Es schmerzt manchen, zwei große Männer, die auf ihrem Lebensweg zusammengetroffen sind, nicht auch freundschaftlich verbunden zu wissen. Leicht unterschätzt wird die Stärke des Gegensatzes, die auch zwischen Nächstverwandten bestehen kann. Zeitgenossen, die, von fern gesehen, wie etwas Untrennbares erscheinen können, gleichmäßig beteiligt an der Größe ihres Zeitalters, sind im Leben meistens einander fremd geblieben. Ein seltener Ausnahmefall ist der Bund Goethes und Schillers. Daß er überhaupt zustande kommen konnte, obwohl — wie Goethe es aussprach — mehr als ein Erddiameter zwischen beiden lag, ist sogar etwas Ungewöhnliches, ist für den Deutschen wie für die ganze Welt ein seltener Gewinn gewesen. Genug von der eigensten Persönlichkeit hatte Goethe wie Schiller, wenn nicht aufzu-

geben, so doch in den Hintergrund zu stellen, um das einigende Band nicht zu zerstören. Sie opferten willig, was geopfert werden mußte, im frohen Bewußtsein des Gemeinsamen, das sie verband. In ihrer Kunst- wie in ihrer Lebensanschauung war so viel Gleiches und Gleiches von so schwerem Gewicht, daß von einem deutschen Hochklassizismus gesprochen werden kann, dessen eigentliche Träger Goethe und Schiller im Augenblick ihrer höchsten Reife waren.

Noch in der Zeit engster Verbindung mochte dem Menschen Goethe an dem Menschen Schiller, dem Menschen Schiller an dem Menschen Goethe manches nicht gefallen. Sie ertrugen, was ihnen da nicht taugte, im Bewußtsein der hohen Bedeutung ihrer geistigen inneren Verwandtschaft. Beethoven indes war nicht nur als Mensch anders geartet als Goethe, betonte solche Verschiedenheit nicht nur recht stark; zwischen seiner und Goethes Kunst liegt zwar nicht mehr als ein Erddiameter, aber doch eine Kluft, deren Umfang manche heute unterschätzen. Aus der Ferne gesehen, nimmt sie sich kleiner aus, als sie tatsächlich gewesen ist.

Sie war beträchtlich genug, einem Menschen von Goethes ungewöhnlicher Empfänglichkeit, der sich gern Neuem und Fremdem anpaßte, unüberbrückbar zu erscheinen. Soll wirklich wehmütig geklagt werden, daß Goethe williges Verständnis, wie er es andern gewährte, für Beethoven nicht bereit hatte? Ist es nicht wertvoller und ergebnisreicher, von der Tatsache dieses künstlerischen Gegensatzes aus tiefer hineinzudringen in das Wesen des einen wie des andern? Wer recht erkannt hat, was von Beethoven Goethe trennte, wird die Kunst des einen wie des andern richtiger und genauer sehen.

Der Goethe, der die Musik Beethovens zu hören bekam, war zu unbedingt dem Ideal edler Einfalt und stiller Größe ergeben, als daß er Beethoven hätte lieben können. An solchem Ideal gemessen, mußte, schlicht gesagt, Beethoven als zu laut erscheinen. Seit Beethoven ist Musik noch so viel lauter geworden, daß heute nur schwer zu begreifen ist, was Goethe an Beethoven störte. Allein die Musik, an die Goethes Ohr gewöhnt war und in der er seinen eigenen Formwillen wiederfand, klang wie

Goethes Dichten beruhigter und gedämpfter. Nicht nur dem Ohr Goethes war solche Kunst genehmer. Konnte doch ein jugendlicher Neuerer wie Friedrich Schlegel, der mit seiner Zeit rasch weiterschritt, ja diese Zeit gern überholte, sogar gegen Mozart den Vorwurf unmäßigen Gebrauchs der Blasinstrumente erheben. Wäre nicht seit einiger Zeit in besten Kennern der Wunsch erwacht, über Beethoven und sogar über Mozart zurückzugehen zu noch schlichterer Kunst, es ließe sich heute kaum nachfühlen, was wie Goethe auch noch die junge Romantik von einer Musik trennt, die ihren unmittelbaren Zeitgenossen ebenso überbewegt erscheinen mußte, wie sie der Mehrzahl heute einen Gipfel klassischer Ruhe bedeutet.

Es hieße einer Selbsttäuschung verfallen, wenn man meinte, die Klassik Mozarts und Beethovens entspreche dem Formgefühl des Gegenwartmenschen nicht wesentlich mehr als die Klassik Goethes und Schillers. Mit gutem Recht mutet der Rundfunk seinen Zuhörern beträchtlich mehr von solcher klassischen Musik als von der Dichtung des deutschen Hochklassizismus zu, vor allem natürlich (aus naheliegenden Gründen) im Ausland. Wenn in zwei Jahren Goethe zu feiern ist, wird dann die Verknüpfung Goethes mit der Gegenwart sich ebenso stark und machtvoll herausstellen wie vor kurzem bei ähnlicher Gelegenheit die Verknüpfung Beethovens mit unserer Mitwelt? Die Beethoven-Feier war ein überwältigendes Bekenntnis zu Beethovens Kunst. Die Gefahr ist nicht ausgeschlossen, daß im Jahre 1932 alles, was zu Goethes Ehren geschehen soll, sich auf engere Kreise beschränkt und von minder starkem Zugehörigkeitsgefühl beseelt ist. Das Mehr an innerer und äußerer Bewegtheit spricht jetzt für Beethoven und dürfte noch lange für ihn sprechen. Die edle Einfalt und stille Größe von Goethes Kunst wird ihr gern wie ein Nachteil gedeutet. Ich selbst gedachte vor kurzem (zu Beginn meiner Darstellung des deutschen Klassizismus im 'Handbuch der Literaturwissenschaft') der Farbenarmut Goethes, auch Schillers. Farbenarm erscheinen beide in der großen Mehrheit ihrer Leistungen neben dem Klassizismus anderer Länder, auch der griechischen Antike. Willig weichen sie vom Reichtum des Lebens ab. Die Welt, die sie gestalten, hat etwas Abstraktes;

es ist, als sollten nur ihre Umrisse und weit weniger ihre Farben sich geltend machen. Spielt doch Goethe auf seiner Höhe Umrißzeichnung grundsätzlich gegen Malerei in Farbe aus. Schwer ist, dergleichen Wesenszüge seiner Kunst festzustellen, ohne den Anschein zu erwecken, als ob man in ihnen etwas Herabstimmendes oder gar eine Entgleisung erblicke. Schützt es Goethe oder auch Schiller gegen Vorwürfe, wenn auf Winckelmann hingewiesen wird? Auch Winckelmann und seine Deutung der alten griechischen Kunst ist längst Einwänden ausgesetzt. Manchem scheint es, als habe er durch das vielberufene Wort von der edeln Einfalt und stillen Größe den deutschen Klassizismus auf falsche Bahnen gedrängt.

Das 19. Jahrhundert kämpfte, zumal in seiner zweiten Hälfte, gegen Winckelmann. Es durfte sich auf eine beträchtlich genauere Kenntnis antiker bildender Kunst und besonders auf eine weit umfangreichere Zahl von Denkmälern dieser Kunst stützen. Was von solchen Denkmälern dem 19. Jahrhundert hinzugewonnen worden war, bot freilich ein ganz anderes Bild als der alte Besitz, mit dem sich Winckelmann auseinanderzusetzen hatte. Immer wieder muß ich auf die Rotunde des Kunstmuseums in Bonn hinweisen. In ihr sind die Werke antiker Plastik aufgestellt, mit denen Winckelmann zu rechnen hatte. Wer aus den anderen Räumen im Bonner Kunstmuseum, von den inzwischen neu hinzugewonnenen Denkmälern griechischer Plastik kommt und die Rotunde betritt, erblickt rings um sich Werke, die ihm das Lebensgefühl des 18. Jahrhunderts zu atmen scheinen. So überwältigend stark ist der Gegensatz; er macht begreiflich, warum Winckelmann griechische Kunst so sehen mußte, wie er sie sah. Er legt überzeugend nahe, daß Winckelmann sie nur falsch sehen konnte.

Unrecht wäre, in diesem Zusammenhang die eine Tatsache zu vergessen: unsere Kenntnis von antiker Kunst ist seit Winckelmann außerordentlich gewachsen, allein bisher hat der Fortschritt der Wissenschaft so gut wie gar nicht der Dichtung genutzt. Ist ihr genauere, wissenschaftlich zuverlässigere Kenntnis vielleicht nur hinderlich? Aus wissenschaftlich Unzureichendem, aus — fast darf es heißen — nur dilettantischem Forschen kann dem

Dichter sich mehr Anregung ergeben. Die deutsche volksliedartige Lyrik, wie sie im Zeitalter der Romantik ihre Höhe ersteigt, ruht nicht auf philologisch einwandfreien Texten echter alter Volkslieder. 'Des Knaben Wunderhorn' wollte niemals mit strenger Methode echte Texte bieten, aber es konnte neue Lyrik zum Leben wecken. Spätere Sammlungen, die mit peinlicher Sorgfalt das alte Gut in echtester Gestalt boten, haben Gleiches nicht erwirkt.

Farbenärmer im eigentlichsten Sinne des Worts als antike Dichtung wurde das Schaffen des deutschen Hochklassizismus auch, weil ihm die Plastik der Griechen nur in schlichtem weißem Marmor vor Augen stand. Goethe wußte so gut wie Winckelmann, daß die Antike ihre Statuen auch bemalte. Aber dieser Brauch galt für beide, für Goethe vielleicht noch mehr als für Winckelmann, wie eine Ausnahme. Im 'Didaktischen Teil' der 'Farbenlehre' (§ 866) spricht Goethe vom Streben zur Farbe innerhalb der Plastik. Wie Tadel klingt das: „Selbst die Bildhauerei der Alten konnte diesem Trieb nicht widerstehen." Goethe erwähnt auch Statuen, die aus Marmor und Porphyr oder gar aus buntem Kalksinter zusammengesetzt waren. Wie er das wertete, bezeugt der ironische Zusatz: „Die Jesuiten verfehlten nicht, ihren heiligen Aloysius in Rom auf diese Weise zusammenzusetzen." Daß antike Plastik auf ihrer Höhe polychrom gewesen ist, hat sogar Winckelmann nicht geahnt, solche Feststellung vielmehr dem 19. Jahrhundert überlassen.

Auch der Farbenreichtum griechischer Dichtung und mit ihm der Gegensatz zu deutscher hochklassischer enthüllte sich erst dem 19. Jahrhundert. Von recht verschiedenen Seiten aus wurde dem 18. Jahrhundert vorgehalten, es habe die Griechenwelt mißverstanden, den wahren Sinn ihrer Kunst verkannt und demgemäß auf unsicherer Grundlage seinen eigenen Klassizismus aufgebaut. Der Einspruch wurde von Männern vorgebracht, die zueinander in starkem Gegensatz standen. Wilamowitz tritt da an die Seite Jakob Burckhardts und Friedrich Nietzsches. Klassische Philologie, die den Burckhardt und Nietzsche teils ungenügende Vorkenntnisse, teils gefährliche Lust zur Umdeutung alter Zeugnisse vorwarf, war doch mit beiden einig in der Ansicht, der große

Fehler des deutschen Hochklassizismus liege in seiner ungenügenden Erfassung altgriechischen Wesens und altgriechischer Kunst.

Für Wilamowitz ist die Antike, wie Schiller sie sah, im wesentlichen aber auch Goethe, in die begrenzte Auffassung deutscher Aufklärung übersetzt. Noch sei um 1800 die Aufklärung zu mächtig gewesen, um nicht ihre Ideale der Antike aufzuhalsen. Und wie die Aufklärung des 18. Jahrhunderts ärmer, engherziger und ängstlicher war als altes Griechentum, so sei auch für Schiller wie für Goethe die Dichtung der alten Griechen in ihrem eigentlichen kraftvolleren, kühneren und lebendigeren Wesen unzugänglich geblieben. Der wichtigste und folgenreichste Fall solchen Mißverstehens ist für Wilamowitz das Bild, das bei Schiller und bei Goethe der großen antiken Tragödie ersteht. Da die Meisterwerke Schillers im Sinn dieses Bildes gestaltet sind, mußten sie für Wilamowitz den rechten Weg verfehlen oder mindestens weit hinter ihren antiken Mustern zurückbleiben.

Burckhardts 'Griechische Kulturgeschichte' — sie trat bekanntlich erst nach Burckhardts Tode kurz vor 1900 hervor als Abdruck der Vorlesungen, die er längst gehalten hatte — verketzert noch unbedingter die Vorstellungen unseres Hochklassizismus vom Wesen der Griechen. Vor allem wendet sich Burckhardt gegen den beliebten Begriff „griechische Heiterkeit". Er nennt ihn „eine der größten Fälschungen des geschichtlichen Urteils, welche jemals vorgekommen". Umgekehrt war er überzeugt, daß die Griechen vom Leben übel dachten. Der Stadtstaat, die „Polis", habe die Menschen mit der Zeit überwiegend unglücklich gemacht. Von allen Kulturvölkern seien die Griechen das, welches sich das bitterste, empfundenste Leid angetan habe. Gerade weil sie Menschen von unendlich feiner und vollkommener Organisation waren, wuchs gleichzeitig mit ihrer hohen geistigen Entwicklung die Empfindung für die Leiden, die sie einander zufügten. So wurden in Burckhardts Hand die Griechen zu Vorläufern Schopenhauers. Das 18. Jahrhundert hätte gewiß niemals den Griechen der Blütezeit schlechthin zum Pessimisten gemacht. Allein sind wirklich, wie Burckhardt behauptet, Schillers 'Götter Griechenlands' die eigentliche Voraussetzung und der unbedingte Ausdruck einer „Heiterkeit", die den Griechen eigen gewesen sein

soll? Nur aus undeutlicher Erinnerung an Schillers Gedicht konnte Burckhardt dies vertreten. Die 'Götter Griechenlands' künden nur von dem hohen Glück des griechischen Dichters, der sich von vornherein von einer künstlerisch gedachten Welt umgeben sah. Künstlerisch war für Schiller das Weltbild der Griechen, weil sie die Natur nicht wie einen Mechanismus faßten, sondern wie etwas Beseeltes, dem Menschen Verwandtes, daher dem Menschen Nachfühlbares. Indem der griechische Mythos die Erscheinungen und Vorgänge der Natur ins Menschliche übersetzte, wandelte sich ihm die Welt ins Kunstvolle um. Dem Künstler dient nach Schillers Überzeugung nicht ein Feuerball, der sich seelenlos dreht, wohl aber Helios, der seinen goldnen Wagen lenkt. Folgerichtig ist in den 'Göttern Griechenlands' zwar von der Heiterkeit der griechischen Götterwelt die Rede, von der Heiterkeit des Griechen aber nur, soweit er sich freudig in dieser Götterwelt spiegelt. Der Grieche konnte indes auch sein Los in vollem Gegensatz zur Heiterkeit des Olymps sehen; das wußte Schiller sehr wohl. Neidisch blickt auch bei Schiller der Mensch empor zu den seligen Göttern, die das Erdenleid nicht kennen. Die Augenblicke, in denen sogar der Grieche dem Pessimismus verfällt, sieht Schiller gern vor sich in der Gestalt, die ihnen die bildende Kunst der Antike geschenkt hat. Da ist Laokoon, der in namenlosem Schmerz sich der Schlangen erwehrt, da ist Herakles, der des Lebens schwere Bahn geht, um nur zuletzt flammend sich vom Leben zu scheiden und verklärt in Kronions Saal zu treten; alle Plagen, alle Erdenlasten wälzt der unversöhnten Juno List auf seine Schultern, solange er den Boden der Erde tritt. Wo indes Schiller solche Vorstellung der antiken bildenden Kunst verwertet, fußt er auf Winckelmann. Und so bezeugt seine Dichtung, daß auch Winckelmann nichts weniger als unbedingter Verkünder der griechischen Heiterkeit gewesen ist. Am bezeichnendsten spricht den Gegensatz zwischen der Heiterkeit des Olymps und dem schweren Schicksal des Menschen in der Zeit des deutschen Hochklassizismus 'Hyperions Schicksalslied' von Hölderlin aus. Droben im Licht wandeln auf weichem Boden selige Genien; dem Menschen ist es gegeben, auf keiner Stätte zu ruhen. „Es schwinden, es fallen Die leidenden Men-

schen Blindlings von einer Stunde zur andern." Nicht im Gegensatz zu Schiller hat Hölderlin vom Schicksal des Menschen gesungen, und ebenso wenig im Gegensatz zu Goethe. Denn das Parzenlied der Iphigenie spielt noch anklagender als 'Hyperions Schicksalslied' gegen die Götter, die in ewigen Festen an goldenen Tischen bleiben, das traurige Schicksal der Menschen aus, denen die Götter ihre Gunst entziehen.

Nietzsche kämpfte wie Burckhardt gegen die Vorstellung von der griechischen Heiterkeit. Fast wörtlich berührte er sich in der 'Geburt der Tragödie', aber auch sonst mit Burckhardts Äußerungen über griechischen Pessimismus und über dessen Veranlassung, das Leben in der „Polis". Doch richtiger als Burckhardt macht er nicht Schiller und den deutschen Hochklassizismus, sondern die Philologen des 19. Jahrhunderts verantwortlich für das Wort von der griechischen Heiterkeit. Ist dennoch nicht alles, was Nietzsche vom dionysischen Griechen zu melden hat, desto unbedingtere Abkehr vom deutschen Klassizismus? Da eröffnet sich noch weit mehr als bei Burckhardt ein tiefer Einblick in Stimmungen des Griechen, die dem Ideal der edeln Einfalt und der stillen Größe völlig widersprechen. Der Grieche, vor dem sich Winckelmann beugte, der Grieche, in dessen Sinn Goethe, aber auch Schiller zu leben und zu wirken meinte, war auf Selbstüberwindung aus, rief sich, wo er dem Übermaß zu verfallen neigte, ein warnendes „Meden agan!" zu. Ganz so warnt der deutsche Aufklärer des 18. Jahrhunderts vor dem „Zuviel". Für Nietzsche bezeichnete solche Selbstbescheidung nur die eine und nicht die beste Seite des Griechentums, die apollinische. Am einseitigsten sah Nietzsche das Apollinische verwirklicht in der Weltauffassung des Sokrates. Wie wenig er Sokrates schätzt, wird durch die Verknüpfung erwiesen, die er zwischen Sokrates und einem deutschen Aufklärer von Gellerts Art herstellt. Nur wo das Apollinische mit dem ihm entgegengesetzten Dionysischen sich vermählt, kann Nietzsche Beifall rufen; also etwa da, wo, wie in Homerischer Dichtung, dem Apollinischen sich das Dionysische zu fügen beginnt oder wo es, wie in den Tragödien des Äschylos und Sophokles, sich harmonisch mit dem Apollinischen zu einem Ganzen verknüpft. Bei Euripides, der

von Nietzsche mit Sokrates in nahen Zusammenhang gebracht wird, macht das Dionysische der apollinischen Verstandesklarheit schon wieder zu unbedingt Platz, als daß Nietzsche über Euripides nicht ebenso ungünstig geurteilt hätte wie die Brüder Schlegel.

Das dionysische Griechentum ist überbewegtes Griechentum. Sein Anwalt Nietzsche scheint auf den ersten Blick am unbedingtesten dem deutschen Klassizismus und dem Ideal der edeln Einfalt und stillen Größe zu widersprechen. Erfordert nicht das Dionysische auch reichere und wechselndere Farben? Doch Nietzsches Begriff des Dionysischen ist nichts weniger als etwas ein für allemal Bestimmtes und Unverrückbares. Der ewig sich wandelnde Nietzsche gewährt dem Begriff des Dionysischen viel Entwicklungsfreiheit. Ganz anders ist er umrissen in der frühen Schrift über die 'Geburt der Tragödie', ganz anders später. Anfangs bestimmt ihn der Pessimismus Schopenhauers, der auch in Burckhardts 'Griechischer Kulturgeschichte' sich auswirkt. Als Nietzsche sich von Schopenhauer abwandte, mußte der Begriff des Dionysischen aus dem Pessimistischen ins Optimistische umgekehrt werden. Die 'Geburt der Tragödie' indes trifft mit dem deutschen Klassizismus, zunächst mit Schiller, weit genauer überein, als im allgemeinen angenommen wird. Schiller und Nietzsche stehen ursprünglich gemeinsam in Gegensatz zu einer Kunstauffassung, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts sich stärker und stärker durchsetzte. Dem „Leben" stellt das Gedicht Schillers, das am ungebrochensten seine heiligsten inneren Überzeugungen vorträgt, als „Ideal" die Kunst entgegen. Scharf sondert Schiller zwischen Leben und Kunst. Dem 19. Jahrhundert wurde Kunst fortschreitend mehr und mehr zum bloßen Abbild des Lebens; je lebensnäher Kunst war, desto höher wurde sie geschätzt. Das war die eigentliche Abkehr von der Welt- und Kunstanschauung des deutschen Klassizismus. In der 'Geburt der Tragödie' hat Nietzsche diese Abkehr noch nicht vollzogen; er kämpft durchaus im Sinne Schillers für scharfe Scheidung von Kunst und Leben.

Der Gegensatz von Leben und Kunst, wie er hier gemeint wird, ist jedem geläufig, der sich irgendwie mit Stefan George

auseinandergesetzt hat. Auch Stefan George zielt, wie der deutsche Hochklassizismus, auf Kunst, nicht auf Wiedergabe des Lebens. Er blieb lange unverstanden und ist auch heute noch vielen etwas Wesensfremdes, das ihnen widerspricht, gerade weil sich während des 19. Jahrhunderts die Dichtung (nicht etwa nur die deutsche) mehr und mehr entschloß, in ihren Werken den unermeßlichen Reichtum des Lebens nach- und miterlebbar zu machen, ohne ihn den Gesetzen einer das Leben bändigenden Kunst zu unterwerfen. Kunst hatte nur noch die Aufgabe, Mittel zu finden, die am besten den Reichtum des Lebens erfaßten.

Gegen Georges Lyrik spielte man Mörike, Eichendorff, auch den jungen Goethe aus. Sicherlich spiegelt sich bei diesen dreien, und nicht nur bei ihnen, das Leben ungebrochener als bei George. Doch mit gutem Recht vertraten früh schon Anhänger Georges die Überzeugung, daß auch der alternde Goethe oder etwa Hölderlin sich ebenso scharf wie George von der Kunst des jungen Goethe, Eichendorffs, Mörikes scheiden. Diesen Gegensatz will ein neuerer Dichter, der tief in die Geheimnisse künstlerischen Schaffens hineinblickt, mit den Worten deuten: Bei Hölderlin, dem gealterten Goethe und George seien Blut, Herz, Seele, Gewissen, Menschlichkeit, Schicksal, alle Verwandlungen, die Glut jeder Augenblicklichkeit ganz Leib geworden, ganz Form, ganz Sprache also, ganz Wort, kurz ganz Kunst. „Es war das Höchste; nicht Gebilde des Augenblicks, im Feuer, im süßen Prall und Hall des Augenblicks, nicht Wimpernzucken und geballte Hand und aufwallendes Herz, sondern — zutage gefördert freilich durch all dieses — Denkbilder immer, geplante, errichtete, geprägte Form."

Wichtig ist vor allem der Gegensatz zwischen dem jungen und dem alten Goethe. Es war die unerhört große Leistung von Goethes Sturm- und Drang-Jahren, daß sein Lied bewegtes Leben unmittelbarer miterleben ließ als irgendwelche Lyrik vorher. Das war nicht länger Schilderung des Lebens oder Erzählung vom Leben, sondern Leben selbst. Bis ins Einzelne des Wortausdrucks läßt sich das erweisen und ist es erwiesen worden. Dies unvergleichlich Neue von Goethes Sang ver-

liert sich um 1790. In den 'Epigrammen' aus Venedig kehrt Goethe zurück zur Gestaltungsweise älterer Lyrik. Die beiden Gruppen von Goethes 'Elegien' — besonders die zweite — bleiben dem Wesen seiner frühen Lyrik noch beträchtlich verwandter. Schon die antike Form dieser Epigramme und dieser Elegien rückt sie vom Leben ab. Sie bedeutet etwas Überpersönliches, während ein Gedicht wie 'Auf dem See' noch in seinem wechselnden Rhythmus das Ganzpersönliche wahrt, das allein die rechte Tönung eines einmaligen Erlebnisses gewinnt.

Gegensätze der Kunst, die in jüngerer Zeit vielfach beachtet und sorgfältig erklärt worden sind, spielen hier herein. Dem einen ist Kunst ein Mittel, das Wirrsal des Lebens zu ordnen. Der andere möchte das Wirrsal, das ihn täglich umgibt, in der Kunst noch unbedingter erfühlen. An dieser Stelle scheiden sich Völker von Völkern, Zeiten von Zeiten. Nicht aber sei hier der Versuch solcher Scheidung wiederholt. Es hieße nur Einsprüche wachrufen, die längst und zuweilen mit Grund erhoben worden sind und die das Recht der Persönlichkeit gegen Übergriffe synthetischer Zusammenfassung ausspielen. Bloß ein paar unbestreitbare Tatsachen seien festgestellt. Dem Griechen verbindet sich mit dem Wort „Kosmos" der Begriff „Ordnung". „Kosmos" und „Taxis" stehen bei ihm nebeneinander wie Gleichwertiges, wechseln auch miteinander den Platz. Das Wort „Kosmos" kann dann das Weltall bedeuten, weil der Grieche auch im Weltall feste Ordnung erkennen zu dürfen meinte. Kosmos aber heißt auch Schmuck, bedeutet ein Mittel der Verschönung, weil und soweit Schönheit dem Griechen als etwas Wohlgeordnetes, leicht Überschaubares, in seinen Teilen klar Gesondertes erscheint.

Im Umkreis der Dichtung ergab solche übersichtliche Ordnung zunächst die wohlberechneten Versmaße, dann die sorglich aufgebauten Strophen, die in vielfacher Abwandlung ein Gesetz immer wiederkehrenden Wechsels mannigfaltiger Glieder durchführten. Auf gleichem Boden wie die Strophen der griechischen (und römischen) Antike stehen die Strophen der Romanen. Bieten auch sie eine feste Ordnung, die an unzähligen Einzelfällen sich bewähren darf, so verwirklichen Gebilde wie die Sonette in noch unbedingterem Sinn eine überpersönliche

Formung, deren entscheidende Züge bestehen bleiben, mag immer noch die Möglichkeit gewisser Abwandlungen der Form zugelassen werden. Germanische Dichtung hat überpersönliche Formgebilde von gleicher Strenge niemals geschaffen.

Nicht nur an den wenigen Fällen, die hier genannt worden sind, enthüllt sich das Bedürfnis von Griechen und Römern wie von Romanen, in der Kunst dem Leben etwas besser und klarer Geordnetes entgegenzustellen. Zahlenverhältnisse gewinnen eine entscheidende Bedeutung. Auch in der bildenden Kunst (um nur noch diese andere Tatsache festzustellen) ist dem antiken Atelier und seinem Gefolge die Proportion eine Voraussetzung, vom Vielgestaltigen des Lebens zum Kosmos der Kunst weiterzuschreiten. Zugleich werden diese Proportionen ein Maßstab für lebendige Schönheit. Als schön darf nur gelten, was im Leben den vorgeschriebenen Zahlenverhältnissen nahekommt. Kunst schafft Menschengestalten, deren Glieder nach ihrer Länge den vorgeschriebenen Zahlenverhältnissen genügen. Sie hat dabei das Recht, um solcher Zahlengesetzlichkeit willen vom Modell abzuweichen. Am höchsten aber darf sie ein Modell schätzen, das diesen Zahlengesetzen am besten nachkommt.

Kunst, die das Leben in feste Zucht nimmt und es nur wiedergibt, soweit es dieser Zucht genügt, war auch Georges Ziel. Doch so wenig wie Georges Wunsch, das Leben in Kunst umzuwandeln, ist das verwandte Bedürfnis des alternden Goethe oder Hölderlins ganz auszuschöpfen, wenn, wie ich dies bei der Erörterung antiker und romanischer Kunst und ihres Gegensatzes zur germanischen getan habe, nur von künstlerischer Gestaltung die Rede ist. Das Wesen einer Kunst, die nur Leben sein will, und einer entgegengesetzten Kunst, die das Leben kraftvoll formt, bestätigt sich auch in der geistigen Haltung. Falsch wäre, den Widerstreit von Ideal und Leben, wie Schiller das nennt, nur vom Standpunkt der künstlerischen Form sehen zu wollen. Schiller tut das nicht. Sein Gedicht 'Das Ideal und das Leben' zeigt auf Schritt und Tritt, daß er dem Leben im Ideal nicht nur etwas kunstvoll Wohlgeordnetes, auch eine Geisteshaltung von höherem innerem Gesetz entgegenhielt. Ihm eröffnete kunstvolle Formung die Bahn zu einer Weltschau, in

der alle Zweifel, alle Kämpfe des Menschen zum Schweigen gelangen. Noch mehr: in dem Gedicht 'Das Ideal und das Leben' geht, wie überhaupt in Schillers Weltanschauung, ein sittliches Verhalten, das eine Höchststufe der Menschheit bezeichnet, immer Hand in Hand mit dem Höchsten, was von der Kunst im Menschen geweckt wird. Das zielt auf einen Idealzustand innerer Freiheit, die willig, wie einem Selbstverständlichen, den Geboten strenger Sittlichkeit sich beugt. Idealzustand ist es (nach dem Wortgebrauch der Philosophie von Schillers Zeitalter), soweit nur ein letztes Ziel dabei in Betracht kommt, das dauernd erstrebt, aber nie ganz erreicht werden kann. Sittlichkeit gilt in solchem Zustand für etwas so Selbstverständliches, daß von ihr die Rede nicht mehr zu sein braucht.

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Diesen Idealzustand kann auch Schiller nur mit Wendungen beschreiben, die mehr andeuten als bestimmen, mehr nur Sinnbild bieten als scharfumgrenzte Begriffe. So ist es noch, wenn er von der geplanten Idylle erzählt, die in den Olymp Herkules hinaufführen und ihn eines solchen Idealzustands teilhaft machen sollte. Die Briefe 'Über die ästhetische Erziehung' gelangen nicht weiter als die beiden Schlußstrophen des Gedichts 'Das Ideal und das Leben'; die beiden Strophen sind das einzige, was in Dichterworten Schillers den Stoff der Idylle vorträgt. In ihnen verflüchtigt sich die „Angst des Irdischen".

Fernab von solchem Sinnen und Planen Schillers scheint alles zu liegen, was von Nietzsche über Leben und Kunst gesagt worden ist. Um so mehr überrascht die Entdeckung, daß die Schrift über die 'Geburt der Tragödie' sich in weitem Ausmaß mit Schiller berührt. Noch hat der Begriff des Dionysischen hier bei Nietzsche nicht die Gestalt gewonnen, die jede Verbindung und Vermittlung mit Schiller ausschlösse. Durchaus trifft Nietzsche mit Schiller überein in dem Wunsch, durch Kunst das Leben zu überwinden. Falsch wäre, zu meinen, nur der apol-

linische Grieche erfülle diese Aufgabe, nicht der dionysische. Wäre das Gegenteil der Fall, dann hätten die recht, denen Nietzsches dionysischer Grieche von Anfang an die endgültige Zerstörung des apollinischen Griechentums bedeutet, wie es von Winckelmann, Goethe, Schiller und anderen verfochten worden ist. In der Schrift von der 'Geburt der Tragödie' will der Dionysische wie der Apollinische vom Leben erlöst werden. Einseitiger nur als der deutsche Klassizismus betont Nietzsche die Angst des Griechen vor den dunkeln Tiefen der Welt, und gewiß bleibt er nur so weit auf dem Standpunkt des deutschen Klassizismus stehen, als er die Ansicht vertritt, der apollinische Grieche verdecke diese dunkeln Tiefen, indem er etwas Wohlgeordnetes aufbaut. Daß sie auch in dionysischer Ekstase vergessen werden können, hat nicht der deutsche Klassizismus, hat Nietzsche vertreten. Allein auch dionysische Ekstase leistet nur, was Schiller gefordert hatte; sie erlöst wie apollinische Klarheit vom Leben. Sinnbildlich drückt Nietzsche das aus: der Grieche flüchtet vor den Tiefen des Daseins entweder, indem er apollinisch dem Traum oder indem er dionysisch dem Rausch sich ergibt. Dionysische Kunst rückt nicht weniger, eher noch mehr vom Leben ab als apollinische und wirft die „Angst des Irdischen" von sich.

Und so gilt auch für die Schrift von der 'Geburt der Tragödie' die Ansicht Schillers, daß Kunst etwas Lebensfernes ist. Idealität der Kunst wird auch von Nietzsche verfochten, wird von ihm derart in Schillers Sinn verfochten, daß er sich ausdrücklich auf Schillers wichtigste Äußerung über diesen Gegenstand stützt. Es ist der Aufsatz Schillers, der zeigen möchte, warum die 'Braut von Messina' den Chor der Griechen wieder aufnimmt. Nietzsche wiederholt entscheidende Worte des Aufsatzes. Sie nennen den Chor einen willkommenen Behelf, Bühnendichtung als Kunst und nicht als Wiedergabe des Lebens empfinden zu lassen. Nietzsche weiß, daß er ebenso wie Schiller einer großen Mehrheit widerspricht, wenn er dem Naturalismus der Bühnenkunst entgegentritt. Ihm ist bekannt, daß seine wie Schillers Gegner für solche Anschauung „das wegwerfende Schlagwort Pseudoidealismus" gebrauchen. Ganz Schillerisch sagt er: „Ich fürchte, wir sind ... mit unserer jetzigen Verehrung des Natürlichen und

Wirklichen am Gegenpol alles Idealismus angelangt, nämlich in der Region der Wachsfigurenkabinette."

Wäre Nietzsche damals unbedingt auf Schillers Seite getreten, wenn ihm nicht Schopenhauer zur Zeit der Abfassung der 'Geburt der Tragödie' noch als zuverlässiger Gewährsmann gegolten hätte? Schopenhauer nutzt an einer bedeutungsvollen Stelle seines Hauptwerks 'Die Welt als Wille und Vorstellung' (§ 36—38) eine Gedankenreihe, die in Schillers Lebens- und Kunstanschauung an erster Stelle steht, auf der Schiller seine Vorstellung von der Idealität der Kunst und zusammen mit ihr seine Überzeugung aufbaut, die Kunst erlöse den Menschen von allem Schweren des Lebens. Schopenhauer ist Pessimist. Im Lebenswillen erblickt er den Grund alles Elends des Menschendaseins. Den Lebenswillen gilt es zu überwinden. Eines der Mittel, ihn zu besiegen, ist für Schopenhauer das ästhetische Verhalten des Menschen. Es macht den Genius (wie Schopenhauer das ausdrückt) unabhängig vom Satz des Grundes. Genialität ist ihm dabei die Fähigkeit, sich rein anschauend zu verhalten, sein eigenes Interesse, sein Wollen und seine Zwecke ganz aus dem Auge zu lassen, sich seiner Persönlichkeit zeitweilig völlig zu entäußern. Solche „uninteressierte Betrachtung" erlöse den Menschen vom Lebenswillen.

Mit den Worten „uninteressierte Betrachtung" nimmt Schopenhauer einen schwerwiegenden Begriff der Ästhetik Kants auf, einen Begriff, der nicht nur für Schiller, auch für die deutsche Romantik hohe Bedeutung gewinnen sollte. Schiller und die deutsche Romantik haben aus diesem Begriff gefolgert, was ihrer Welt- und Kunstanschauung das vielleicht merklichste Kennzeichen aufprägte. Kant selbst wäre kaum so weit gegangen. Ihm, dem fein und scharf sondernden Erkenntniskritiker, war es ausschließlich um genaueste Umgrenzung des Begriffs „schön" zu tun, als er von uninteressiertem Wohlgefallen sprach.

Kants 'Kritik der Urteilskraft' (§ 2) stellt fest: „Das Wohlgefallen, welches das Geschmacksurteil bestimmt, ist ohne alles Interesse." Das Wort „Interesse" wird an gleicher Stelle genauer gedeutet: es sei das Wohlgefallen, das wir mit der Vorstellung der Existenz eines Gegenstandes verbinden; solches

Interesse habe immer zugleich Beziehung auf unser Begehrungsvermögen. In den folgenden Abschnitten des Werks wird umgekehrt erklärt, das Wohlgefallen am Angenehmen und am Guten sei mit Interesse verbunden. So ergibt sich die Dreiteilung: angenehm heiße, was vergnügt; schön, was bloß gefällt; gut, was geschätzt oder gebilligt, d. i. worein ein objektiver Wert gesetzt wird.

Diese Dreiteilung entspricht den Grundansichten Kants, zunächst der Stellung, die von ihm dem Schönen zwischen dem Reich der Natur und dem Reich der Freiheit zugewiesen wird. In gleichem Sinn tritt bei ihm die Urteilskraft zwischen Verstand und Vernunft, stellt er das Gefühl der Lust und Unlust zwischen Erkennen und Begehren. (Gerade auf diese Dreiteilung ist Schillers Ethik und Ästhetik aufgebaut; ihr Wesenszug ist, im ästhetischen Verhalten eine vermittelnde Zwischenstufe der Gegensätze Sinnlichkeit und Vernunft oder Natur und Sittlichkeit oder Triebleben und Selbstbestimmung zu sehen.)

Es könnte scheinen, als habe Kant, indem er das Schöne, das Gebiet des Geschmacksurteils, von dem Angenehmen und dem Guten trennte, nur einer vorerfaßten Systematik die Wesensbestimmung des Schönen untergeordnet. Vielleicht sogar auf Kosten von Überzeugungen, die er sonst vertrat. Wie wäre doch anders die Tatsache zu erklären, daß Kant, nach Wilhelm Diltheys Typenlehre ein Idealist der Freiheit, also ein Anwalt der Sittlichkeit, hier zwischen dem Guten und dem Schönen eine Mauer aufrichtet? Eher noch wäre zu begreifen, daß ein Idealist der Freiheit spartanisch genug das Angenehme vom Schönen loslöst. Jedenfalls bewährt Kant auch diesmal seine erlesene Kunst, mit scharfem Handwerkszeug Verwandtes voneinander zu trennen, um den eigentlichen Sinn eines Begriffs zu erkunden. Keineswegs darf ihm zugemutet werden, er habe der einzelnen schönen Erscheinung oder auch nur dem einzelnen Kunstwerk Verknüpfung des Schönen mit dem Angenehmen und mit dem Guten verwehrt. Er wäre der letzte gewesen, die Folgerung zu ziehen, die aus solchem Verbot gezogen werden kann: das Schöne sei um so schöner, Kunst sei um so mehr Kunst, je mehr sie der Sittlichkeit widersprechen. Überhaupt ist die

Scheidung des Schönen vom Angenehmen und Guten bei Kant erkenntnistheoretisch und nicht psychologisch gedacht. Es handelt sich wirklich nur um genaueste Begriffsbestimmung. Sie stützt sich auf Kants Ansicht, das Schöne sei ausschließlich Sache des Gefühls, sei etwas begrifflich Unerweisbares, das Geschmacksurteil aber demgemäß nur bedingt durch das Lust- oder Unlustgefühl, das beim Anblick einer ästhetischen Erscheinung sich in dem Beurteilenden regt.

Berufung gegen das Geschmacksurteil, das sich dergestalt aus dem Lust- oder dem Unlustgefühl ergibt, wird von Kant nicht zugelassen. Für vergeblich gilt ihm jeder Versuch, mit Schönheitsbegriffen den überzeugen zu wollen, der aus seinem Gefühl heraus etwas für unschön erklärt. Ob Kant recht hatte, wenn er trotzdem eine Allgemeingültigkeit des ästhetischen Werturteils annahm, bleibe dahingestellt. Allein er hat viel getan, Anlässe auszuschalten, die notwendigerweise Gegensätze im ästhetischen Bewerten wachrufen. Immer noch wäre es gut und nützlich, wenn beim ästhetischen Bewerten sorglicher das Schöne und das Gute geschieden würden. Viele nennen unschön, was ihrer Sittlichkeit widerspricht. Auf der andern Seite gilt vielen als schön, was ihren Sinnen schmeichelt, was also nach Kant nur angenehm ist. Da wie dort wird nach Kants Ausdrucksweise dem Begehrungsvermögen Raum gelassen. Unser Begehren verlangt triebhaft nach dem Angenehmen. Dies Begehren zu bändigen ist Absicht der Sittlichkeit; sie will nur gestatten, was gut ist. Wer mit Kant das Schöne vom Guten und Angenehmen scheidet, entzieht das Schöne dem Begehrungsvermögen, schaltet im ästhetischen Verhalten die Bedeutung aus, die das bloße Sein oder Da-Sein eines Gegenstandes für uns hat. Sinnlichkeit und Sittlichkeit haben dieses Da-Sein im Auge, suchen es entweder für sich zu nutzen oder es sich zu unterwerfen. Indem Kant angesichts des Schönen das eine wie das andere verbietet, darf er von interesselosem Wohlgefallen sprechen, die Existenz eines Gegenstandes für solches Wohlgefallen als nebensächlich hinstellen. Alles Begehrungsvermögen ist damit zum Schweigen gebracht.

Kant mutet dem Menschen, der das Schöne recht sehen will, ein gut Stück Askese zu. Zahllose Menschen halten an einem

andern Verhältnis zum Schönen fest und haben an ihm festgehalten, nicht bloß in andern Ländern und andern Zeiten, sondern auf deutschem Boden unmittelbar neben Kant. Vor Kant vertrat Moses Mendelssohn schon das uninteressierte Wohlgefallen am Schönen. Im siebenten Abschnitt seiner 'Morgenstunden' nennt er es ein besonderes Merkmal der Schönheit, daß sie mit ruhigem Wohlgefallen betrachtet wird, daß sie gefällt, wenn wir sie auch nicht besitzen und von dem Verlangen, sie zu benutzen, auch noch so weit entfernt sind. So nennt Mendelssohn dies Wohlgefallen am Schönen „Billigungsvermögen“; er will es von der Erkenntnis der Wahrheit wie von dem Verlangen nach dem Guten absondern. Nimmt er doch die Zwischenstellung, die von Kant, aber auch von Schiller, dem Schönen zugewiesen wird, vorweg, indem er das „Billigungsvermögen“ als Übergang vom Erkennen zum Begehren faßt. Er tut das nicht als erster. Schon Thomas von Aquino weiß, daß beim Anblick des Schönen das Begehren ruhen soll (quietetur appetitus).

Kants Lehre vom uninteressierten Wohlgefallen am Schönen zieht bald ihre Folgerungen. Als Friedrich Schlegel noch ganz unromantisch das Kanonische der griechischen Dichtung gegen alle Poesie ausspielte, die hinterdrein gekommen war, verwertete er Begriffe Kants. Griechische Dichtung war ihm reine Verkörperung des Schönen um so mehr, weil spätere Poesie nach seiner Überzeugung auf das Interessante losging. Erste Keime seiner Lehre vom Klassischen und Romantischen waren in der Gegenüberstellung antiker uninteressierter und moderner interessanter Poesie enthalten. Indem er seine Ansicht weiter entwickelte, mußte er eine Stelle gewinnen, von der gesehen auch die moderne Poesie, soweit sie romantisch war, das uninteressierte Wohlgefallen am Schönen bewährte. Trotz allem trat auch er auf Schillers Seite, indem er eine Kunst verfocht, die nur als Kunst, mithin ein Schönes, das nur als Schönes gefaßt werden will. Schiller aber erhob Kants Lehre vom uninteressierten Wohlgefallen zum Mittelpunkt seiner künstlerischen und seiner sittlichen Selbstbesinnung. Ihm war nicht bloß höchste Schönheit befreit von allen Ansprüchen des Begehrungsvermögens, ihm war Kennzeichen höchsten menschlichen Verhaltens,

der Welt nicht als ein Begehrender gegenüberzutreten. Nur wer es erreicht, die Welt interesselos zu schauen, hatte für Schiller wahre Lebensweisheit betätigt.

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.

Wieder kündet das Gedicht 'Das Ideal und das Leben' heiligste Überzeugung Schillers. Nicht einmal die Briefe 'Über die ästhetische Erziehung' sprechen sie gleich eindeutig aus. Was sie über das Scheinhafte des Schönen sagen, was im Zusammenhang damit über das „Spiel", das im Verhältnis des Menschen zum Leben bestehen muß, wenn er nicht Sklave des Lebens sein soll: es wird leicht mißverstanden und verlockt zu Annahmen, die dem Sinn Schillers widersprechen. Verantwortungsloses Spiel mit dem Leben hätte er nie empfohlen. Als die deutschen Romantiker in enger Beziehung mit Schillers Spielbegriff ihre Lehre von der romantischen Ironie entwickelten, gerieten sie — das darf unbedenklich gesagt werden — auf Abwege, die für Schiller Widersittliches bedeuteten. Nie sollte übersehen werden, daß für Schiller ein Seelenzustand, in dem der Mensch nur spielt, auch die volle innere Freiheit verbürgt, im rechten Augenblick zu strenger Betätigung der Sittlichkeit und zur Erfüllung des kategorischen Imperativs überzugehen. Solche innere Freiheit ist ihm alles. Er möchte sie auch im Genusse des Kunstwerks wahren; bedroht wäre sie, wenn der Mensch für Wirklichkeit hielte, was er im Kunstwerk vor sich erblickt. (In solchem Sinne wehrt sich ja noch Nietzsche gegen die „Wachsfigurenkabinette".)

Während andere Völker im 18. Jahrhundert, und besonders am Ende des Jahrhunderts die Franzosen, zu äußerer Freiheit emporstiegen, blieb der Deutsche den Vorschriften alter beengender Bräuche der Gesellschaft unterworfen. Neidvoll blickte er nach England hinüber und erkannte, wie kräftig dort der einzelne sich im öffentlichen Leben betätigen und es bestimmen konnte. Von dem Gefühl, im Leben an Händen und Füßen ge-

bunden zu sein, sich auf Schritt und Tritt durch eine höhere Macht bestimmt zu wissen, erlöste den Deutschen nur der Entschluß, sich innerlich freizumachen. Innere Freiheit erreicht nicht, wer schlechthin alles Bestehende umstürzt, er schmiedet sich nur neue Fesseln, wenn er seinem Trieb freien Spielraum läßt. Zu solcher Überzeugung hatte sich Schiller durchgerungen, gestützt auf Kant; er hatte dabei manchen Wunsch aufgegeben, der ihn in seiner Jugend erfüllte. Indem er dem Begriff innerer Freiheit mehr und mehr nachsann, ergab sich ihm, daß Kants kategorischer Imperativ die volle innere Freiheit, die ihm vorschwebte, nicht herbeiführt. Der kategorische Imperativ erlöst nicht von dem beengenden Gefühl, einem Gesetz unterworfen zu sein. Nur wer sich erzogen hat, Kants Sittlichkeitsgebot nicht wie etwas Schwererfüllbares, das uns auferlegt ist, zu fassen, sondern wie etwas Selbstverständliches und Längstgewohntes, gewinnt nach Schiller die höchste Stufe innerer sittlicher Freiheit. Schillers „Schöne Seele" hat das erreicht. Sie erzielt eine Aktivität, neben der die pflichtmäßige Erfüllung des kategorischen Imperativs einen Anschein von Passivität behält.

Gleiche Aktivität erstrebte Schiller im ästhetischen Verhalten. So gelangte er im 26. Brief 'Über die ästhetische Erziehung' zu fast paradoxen Behauptungen: Die Realität der Dinge sei das Werk der Dinge. Wer die Realität der Dinge erfassen will, unterwirft sich ihnen. Dagegen sei der Schein der Dinge des Menschen Werk, und ein Gemüt, das sich am Scheine weide, ergötze sich schon nicht mehr an dem, was es empfängt, sondern an dem, was es tut. Das arbeitete mit Anschauungen Fichtes, zielte aber auf Kants „uninteressiertes Wohlgefallen"; es wies der Kunst die Aufgabe, nicht Wirklichkeit vorzutragen, sondern nur „ästhetischen Schein" zu bieten, einen Schein, der nicht für etwas Besseres gelten will, nicht für einen täuschenden Ersatz der Wirklichkeit, einen Schein, der folgerichtig nicht bloß Betrug sein will. Dieser Begriff des ästhetischen Scheins ist die Unterlage des Aufsatzes über den Chor der 'Braut von Messina', er gilt noch für den Verfasser der Abhandlung über die 'Geburt der Tragödie', ebenso wie er für Schopenhauer gilt. Ästhetische Schau will nicht einer Täuschung verfallen, sondern des Scheinhaften sich bewußt

bleiben. Verfällt sie der Täuschung, dann geht ihr auch der eigentliche Sinn des Kunstwerks verloren.

Liegt indes, was Schiller da verficht (und mit ihm Schopenhauer wie Nietzsche), nicht fernab von Goethes Weltansicht? Vielmehr ist, was Goethe mit Schiller aufs engste verbindet, was uns berechtigt, von einem einheitlichen ästhetischen Glaubensbekenntnis des deutschen Hochklassizismus zu sprechen, die gemeinsame Überzeugung vom Scheinhaften der Kunst. Nach Schillers Hingang setzen Dichtungen Goethes viel von dem, was ihn mit Schiller verband, fast mit Schillers Worten in kunstvoll Gestaltetes um. Das geschieht in den 'Wahlverwandtschaften', in 'Pandora', in der 'Novelle'. Zu Schillers Ansicht vom Scheinhaften des Schönen bekennt sich ausdrücklich der Ausgang der Mummenschanz im ersten Aufzug des Zweiten Teils von 'Faust'. Plutus-Faust erscheint mit Geiz-Mephisto auf einem prächtigen Wagen, der Knabe Lenker leitet das Gespann. Er ist nach Goethes eigener Deutung die Personifizierung der Poesie. „Bin die Verschwendung, bin die Poesie", so stellt er sich vor. Goldne Spangen, Kämme und Krönchen, Ringe wirft er verschwenderisch der Menge zu. Der Herold berichtet, wie die Menge nach den Gaben greift und hascht: „Kleinode schnippt er wie ein Traum, Und alles hascht im weiten Raum." Der Menge ersteht nur schwere Enttäuschung. Der Herold meldet:

Doch da erleb' ich neue Pfiffe:
Was einer noch so emsig griffe,
Des hat er wirklich schlechten Lohn,
Die Gabe flattert ihm davon.
Es löst sich auf das Perlenband,
Ihm krabbeln Käfer in der Hand,
Er wirft sie weg, der arme Tropf,
Und sie umsummen ihm den Kopf.
Die andern, statt solider Dinge,
Erhaschen frevle Schmetterlinge.
Wie doch der Schelm so viel verheißt,
Und nur verleiht, was golden gleißt!

Poesie verleiht nur, was golden gleißt, nur an dem Schein ihrer Gaben darf der Sinn sich weiden. Kantisch gesprochen, nimmt die Menge zu viel Interesse an den Gaben des Knaben Lenker;

ihr ergibt sich nicht der wahre Sinn der Kunst, weil sie baren Gewinn aus der Kunst holen will. Greifbarer und anschaulicher, als es jemals Schiller geglückt ist, gelangt an dieser Stelle von Goethes 'Faust' das uninteressierte Wohlgefallen am Schönen zu künstlerischer Gestaltung.

Goethe trägt hier eine Überzeugung Schillers vor, an deren Grundlagen er mitgearbeitet hatte. In Italien war seine Kunst vom Leben abgerückt, hatte es aufgegeben, Leben selbst zu sein. Unmittelbar nach Italien veröffentlicht er den Aufsatz über 'Einfache Nachahmung der Natur, Manier und Stil'; viel höhere Ansprüche erhebt er an den Künstler als den bloßer Wiedergabe der Sinnenwelt. Was ihm als oberste Stufe der Kunst erscheint, der „Stil", widerspricht ausdrücklich jeder Abspiegelung der Wirklichkeit. Wie die Natur aus inneren Gesetzen schafft, so soll es auch der Künstler tun. Von hier aus enthüllt sich der Ästhetik Schellings wie überhaupt der Romantik als Wesen von Goethes Kunst, daß er nicht die Natur nachschaffe, sondern wie die Natur schaffe. Das ist der eigentliche Ausgangspunkt des klassischen und romantischen Kampfes gegen die Lehre des 18. Jahrhunderts von der Naturnachahmung in der Kunst. Auch Schiller ist sich dieser Voraussetzung bewußt, wenn er den ästhetischen Schein verficht. Fortschreitend freute sich Goethe mehr und mehr, wenn er an Kunstwerken feststellen durfte, daß sie nicht die Gesetze der Wirklichkeit erfüllten, sondern nur bezeugten, wie weit die Kunst der Wirklichkeit ihr Gesetz vorschreiben kann.

Zwei Äußerungen Goethes seien aus der Menge hier frei herausgegriffen. 1826 erschien in der Zeitschrift 'Über Kunst und Altertum' sein Aufsatz 'Plato als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung'. Ausdrücklich war bemerkt, daß er schon im Jahre 1796 abgefaßt worden war. Goethe spricht hier von alten Gemmen, auf denen die Pferde ohne Geschirr dennoch den Wagen ziehen. Er gibt dem Wagenlenker recht, der dies ganz unnatürlich findet; recht aber habe auch der Künstler, wenn er die schöne Form seines Pferdekörpers nicht durch einen unglücklichen Faden unterbreche. „Diese Fiktionen, diese Hieroglyphen, deren jede Kunst bedarf, werden so übel von allen denen verstanden, welche alles Wahre natürlich haben wollen und dadurch die

Kunst aus ihrer Sphäre reißen.“ Es gebe in den Künsten Fälle, wo nicht einmal der Schuster von der Sohle urteilen dürfe; denn der Künstler finde für nötig, subordinierte Teile höheren Zwecken völlig aufzuopfern. Im nächsten Jahre, am 18. April 1827, erörterte nach Eckermanns Bericht Goethe die sogenannte Landschaft von Rubens mit dem doppelten Schatten. Von zwei entgegengesetzten Seiten wirft das Licht den Schatten in das Bild. Nach Goethes Überzeugung erweise sich Rubens gerade dadurch als groß; mit freiem Geist stehe er über der Natur und traktiere sie seinen höheren Zwecken gemäß. Das doppelte Licht sei wohl gegen die Natur, aber es sei höher als die Natur, sei der kühne Griff des Meisters, durch den er auf geniale Weise an den Tag lege, daß die Kunst nicht durchaus natürlicher Notwendigkeit unterworfen ist, sondern ihre eigenen Gesetze hat.

Das ist Scheidung von Kunst und Leben, wie sie auch von Schiller verfochten wird, eine Scheidung, die schon vor dem Freundschaftsbund Schillers und Goethes für Goethe etwas Selbstverständliches bedeutete, später von Goethe in der frohen Überzeugung verfochten wurde, an solcher Stelle mit Schiller ganz einig zu sein. Für Goethe war es von ungemeiner Wichtigkeit, seine Grundsätze durch den erkenntniskritisch geschulten Denker Schiller bestätigt zu wissen. Sein eigenes Träumen sah er da gedeutet. So konnte er zuletzt an den Schädel des toten Freundes das unvergleichliche Bekenntnis richten:

Geheim Gefäß! Orakelsprüche spendend,
Wie bin ich wert, dich in der Hand zu halten?

Die Kunst hat ihre eigenen Gesetze, sie weichen ab von den Gesetzen der Wirklichkeit, sie verlangen, daß Kunst als Kunst gesehen und gewertet werde, nicht aber vom Standpunkt der Wirklichkeit oder des Lebens. Fähig sein, die Kunst als Kunst zu nehmen, heißt durchaus nicht, Kunst um der Kunst willen zu treiben. Die Formel „l'art pour l'art“ ist eine beträchtliche Überspitzung des ästhetischen Hauptgrundsatzes unseres Hochklassizismus. Soll das noch bewiesen, soll noch gesagt werden, daß Goethe wie Schiller unbedenklich für die Kunst auch das Recht in Anspruch nahmen, in das Leben einzugreifen, es zu bestimmen und zu ordnen? Sie verlangten nur, daß neben allem, was

die Kunst um des Lebens willen leistet und im Dienst des Lebens schafft, noch die Möglichkeit bestehen bleibe, die Kunst als Kunst zu fühlen. Sie überließen es andern, den Schritt zu der Formel „l'art pour l'art" zu tun.

Sie wird im Zeitalter der französischen Romantik von Victor Cousin ausgegeben. Sicherlich wurzelt sie auch in Anschauungen von bildender Kunst, die sich auf französischem Boden durchgesetzt hatten. Sie ruht zugleich in einem Mißverständnis, sie deutet eilig, fast kurzsichtig die Ästhetik Goethes und Schillers um. Der Weg, auf dem solches Mißverstehen zustande kam, ist leicht zu entdecken. Auch in diesem Falle vermittelt Frau v. Staël zwischen deutschem Geistesgut aus der Zeit um 1800 und der französischen Romantik. Das neunte Kapitel im dritten Teil ihres Werks 'De l'Allemagne' erörtert die Wirkung der neueren deutschen Philosophie auf Dichtung und Kunst der Deutschen. Es geht von Kant aus und von Annahmen Kants, die hier schon zu beleuchten waren. Die Staël nimmt diese Gedanken sofort im Sinne Schillers. Kant, sagt sie, trennt das Schöne vom Nützlichen und beweist dadurch, daß die schönen Künste nicht Unterricht zu geben hätten. Nicht um das Sittliche zu entwerten, nehme Kant diese Scheidung vor; ihm sei nur wichtiger ein Gefühlsverhalten, aus dem das Laster unmöglich wird, als eine Lehre, die das Laster unmittelbar bekämpft. (Ahnungslos schiebt sie dabei Kant zu, was in beträchtlichem Gegensatz zu Kant über die Schöne Seele Schiller vorgetragen hatte.) In diesem Zusammenhang verwertet auch Frau v. Staël den Ausdruck „désinteressement absolu". Schon die beiden Worte verraten, daß es ihr hier tatsächlich um Schillers ästhetischen Scheinbegriff zu tun ist. Alsbald schließt sich auch im Sinne Schillers eine Erwägung an, die den Gegensatz von Kunst und Wirklichkeit ins Auge faßt und sich gegen den Grundsatz der Naturnachahmung wendet. Was von den Deutschen an die Stelle nachgeahmter Wirklichkeit gesetzt wird, bezeichnet sie als „la beauté idéale". Wichtiges und Entscheidendes ist hier angedeutet, freilich mit solcher Kürze, daß der eigentliche Sinn des klassischen (und romantischen) ästhetischen Glaubensbekenntnisses sich nicht ergibt. Wer dieses Glaubensbekenntnis begriffen hat, kann der Frau

v. Staël recht geben. Doch wie dieses Glaubensbekenntnis eigentlich beschaffen ist, wird aus ihren Worten keinem deutlich, der es nicht ohnedies kennt. Ihr Hausgenosse Wilhelm Schlegel hätte ihr über alles, was sich hinter dem Begriff des Idealschönen verbirgt, sehr viel zu sagen gehabt; wären doch nur heiligste Überzeugungen der deutschen Romantik darzulegen gewesen, so etwa, wie es in Wilhelm Schlegels Berliner Vorlesungen geschehen war. Doch vergeblich sucht man in dem Buch der Staël über Deutschland nach der Vorstellung von der organischen inneren Gesetzlichkeit des Kunstwerks. Wenn dieser Gedanke in der französischen Romantik weitergedacht wird (wie etwa von Victor Hugo), so hatte der Franzose sich nicht auf das Buch „De l'Allemagne", sondern auf Wilhelm Schlegels Wiener Vorlesungen zu stützen, die rasch ins Französische übertragen worden waren.

Folgerichtig blieb der Begriff „la beauté idéale" den Lesern der Staël etwas Unklares und Verschwimmendes. Sie konnten sich nicht viel anderes vorstellen als irgendein Deutscher, dem die Ästhetik des Klassizismus und der Romantik der Deutschen nur in unklarsten Umrissen vorschwebt. Er denkt bei dem Wort „ideale Schönheit" nur an ein willkürliches Abweichen von der Wirklichkeit; er ahnt nicht, wie strenge Ansprüche für Goethe, Schiller und ihr Gefolge sich hinter dem Ausdruck bergen. Nicht wesentlich besser wurde es in dem Buch der Staël durch das sechste Kapitel des zweiten Teils, in dem vom „beau idéal" berichtet wird. Als Gewährsleute erscheinen hier Winckelmann und Lessing. Zuzugeben bleibt, daß Winckelmann den Begriff des Ideals, wie Schiller ihn faßt, und noch mehr die Lehre von der organischen Notwendigkeit des künstlerischen Gestaltens vorbereitet. Doch gerade Schillers Begriff „ideal" gewinnt seine Umrisse nur durch Kant; dank Kant dringt er wesentlich über Winckelmann hinaus und gibt Widersprüche auf, die in Winckelmanns Vorstellung vom Idealschönen walten. Frau v. Staël ist auch diesen tieferen Zusammenhängen und diesen wesentlichen Gegensätzen nicht gerecht geworden; daher schränkt sich ihr Begriff des „beau idéal" auf die Vorstellungen ein, die von Winckelmann und noch unbedingter von Lessing vertreten wur-

den, als sie in der Kunst griechischer Antike nur Gestaltung des Schönen erblicken wollten. Lessing hat (das verrät sein Streit gegen Klotz) das Schönheitsbedürfnis des antiken Künstlers beträchtlich überspannt. War es ein Wunder, daß die Äußerungen der Stael über das „beau idéal“ alsbald von den Franzosen auch nur als Vorstoß im Dienst des Schönen und gegen jede kunstvolle Verwertung des Unschönen gefaßt wurden?

Ausdrücklich berufen sich Cousins Vorlesungen 'Du Vrai, du Beau et du Bien', in denen er 1836 das Wort „l'art pour l'art“ seinen Lesern bot, auf einen französischen Vertreter des „beau idéal“, auf Quatremère de Quincy. Ihn konnte Cousin mit Winckelmann zusammenstellen. Freilich wehrte sich Cousin wie sein Gewährsmann auch gegen jeden Versuch, die Kunst sittlichen Zwecken unterzuordnen. Doch schon 1835 hatte Theophil Gautier in der Vorrede zu seiner Erzählung 'Mademoiselle de Maupin' leidenschaftlich den Kampf gegen alle aufgenommen, die vom Standpunkt bürgerlicher Sittlichkeit über Kunst urteilen wollen. Mochte er seine Ansprüche noch so sehr überspannen, er trieb nur weiter, was von Frau v. Staël mit Hinweis auf Kant und in Schillers Sinn über die Grenzen von Kunst und Sittlichkeit gesagt worden war. Aber auch in Gautiers Hand wandelte es sich rasch aus einem Vorstoß für moralinfreie Kunst in ein Bekenntnis für höchste, für prunkvolle Schönheit. Da wurden Winckelmann und Lessing noch beträchtlich überholt. Ganz anders hatten Goethe und Schiller es gemeint, als sie forderten, man solle sich fähig machen, Kunst nur als Kunst zu sehen. Überdies blieben französische Vorkämpfer des „l'art pour l'art“ nicht auf Gautiers Standpunkt stehen, so wenig wie die vielen Deutschen, die nachmals die Formel Gautiers weiterdachten, etwa der junge Stefan George. Die wechselnden Schicksale, die in den Händen der Franzosen und der Deutschen des 19. Jahrhunderts der Formel sich ergaben, harren noch genauer Erforschung. Konnte sie doch sogar in vollem Gegensatz zu Gautier der Rechtfertigung einer Kunst des Häßlichen dienstbar gemacht werden. Wenn es gilt, im künstlerischen Schaffen nur Kunst zu bewähren, so kann der Gegenstand, in dem sich Kunst bewährt, alle Bedeutung verlieren, kann sich das durchsetzen, was gern als For-

malismus bezeichnet wird: eine Verklärung der künstlerischen Gestaltung, die sich um Stoff und Geistesgehalt wenig kümmert, die vielmehr zum höchsten Ziel des Künstlers erhebt, noch an gleichgültigsten Stoffen und an unbedeutendsten Gedanken den Grundsatz kunstvoller Gestaltung zu bewähren. Die Formel „l'art pour l'art", wurzelnd in der einseitigen Schönheitslehre Winckelmanns und Lessings, durcheilt in kurzer Zeit den weiten Weg bis zu der Ansicht, es sei gleichgültig, ob ein Maler sein großes Können an einem schönen und durchgeistigten Antlitz oder an einem Kohlkopf bewähre. Die Vieldeutigkeit der Formel, eine Folge der Unklarheit, aus der heraus sie aufgestellt worden war, hat im 20. Jahrhundert ihre Vertreter fast durchaus an eine Stelle geführt, wo sie die Formel aufgeben mußten; das gilt noch von Stefan George.

Es war notwendig, daß im 19. Jahrhundert Waffen, die von Goethe und Schiller im Dienst ihrer Überzeugung geschmiedet worden waren, zuletzt zur Verteidigung des Häßlichen in der Kunst dienen mußten. Dieses Jahrhundert hat in der Welt der Kunst dem Häßlichen weiteres Bereich zugestanden als irgendein anderes Zeitalter. Zu Hilfe kam solcher Entwicklung zunächst die neue Auffassung von der Antike und ihrer Kunst, dann die Abkehr von der Antike, die sich im 19. Jahrhundert vollzog. Zu Hilfe aber kam vollends der Übergang von einer Kunst, die sich vom Leben schied, zu einer Kunst, die vor allem nur Leben bieten wollte. Blieb, als Nietzsche über die 'Geburt der Tragödie' sich zum erstenmal äußerte, dank Schopenhauer ein gutes Stück der Ästhetik unseres Hochklassizismus unerschüttert, schied auch er noch Kunst von Leben und entdeckte er froh mit Goethe und Schiller in der Kunst das Mittel, Leben zu überwinden: bald wandte er sich von Schopenhauer ab, aus dem Pessimisten Nietzsche wurde ein Optimist, aus dem Schopenhauerisch fühlenden Verneiner ein Bejaher des Lebens und der Begriff „dionysisch" gewann einen neuen Inhalt. Nicht rauschhaftes Vergessen des Lebens vollzog sich fortan für Nietzsche im Dionysischen; dionysische Ekstase forderten im Weltbild Nietzsches nun die Träger überschwellender Kraft, denen reiches Erleben einen höchsten Wert darstellte. Sie ersehnten nicht mit Schopenhauer

ein Vergessen des Lebensleids. Auch wo sie Zerstörendes antrafen, fühlten sie sich bestätigt. So meinte es Nietzsches 'Fröhliche Wissenschaft'. Der 'Wille zur Macht' vertritt noch unbedingter die Sympathie für das Schreckliche und Fragwürdige. Dionysisch heißt nun für Nietzsche: zur Welt, wie sie ist, Ja zu sagen. Nietzsche war damit zu dem Weltgefühl zurückgekommen, das einst für den jungen Goethe bestanden hatte. Faust ersehnt im 'Fragment' dies unbegrenzt allseitige Erleben:

Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.

Ist das wohl schon von Goethe aus einer gewissen Entfernung gesehen, bringt es in Worte, was ihm in früherer Jugend lockender erschienen sein mochte als zur Zeit, in der er diese Verse niederschrieb, so spricht ein oft angerufener Vierzeiler von Goethes Jugendgenossen Lenz unmittelbarer aus, was für Nietzsche in seinem späteren Begriff des Dionysischen enthalten war:

Lieben, Hassen, Fürchten, Zittern,
Hoffen, Zagen bis ins Mark
Kann das Leben zwar verbittern,
Aber ohne sie wär's Quark.

Weit liegt das ab von Schillers Bangen, der Begierde Flucht könne des Genusses wandelbare Freuden rächen, von seiner Forderung, sich nur am Schönen zu weiden. Steht wirklich hinter dem Glaubensbekenntnis, das von dem Gedicht 'Das Ideal und das Leben' vertreten wird, ein aufklärerhaft schwachherziges Verhältnis zur Welt? Im Gegenteil. Weder Lenz noch Nietzsche können das Verfallmäßige verbergen, das Dekadente (wie man es zu Nietzsches Zeit nannte, wie er selbst es genannt hat), das ihnen anhaftet. Lenz wie Nietzsche wollen sich zu unbegrenzter Erlebniskraft und Erlebnisfreude steigern, gerade weil beide solche Kraft nicht in sich tragen. Vorsichtiger gab Goethe wie Schiller die grenzenlosen Erlebniswünsche des Sturms und Dranges auf. Indem sie verzichteten, errichteten sie

noch einmal einen festen Wall gegen drohenden Kulturabstieg. Um Kultur im strengen Sinne zu wahren, verzichteten sie, verzichtete vor allem Goethe auf alles Überlaute, auf alles Ekstatische. Kunst wurde ihnen zum sicheren Hort; von ihm herab sahen sie hin auf die Wirrnisse des Lebens. In ihrer Kunst konnte Erlösung finden, wer unter diesen Wirrnissen litt. Sie mieden das Häßliche des Erdendaseins in ihrem Schaffen, sie übersahen es indes nicht. Sie sorgten nur dafür, daß es, wo es sich in ihren Werken vernehmlich machte, zuletzt überwunden werde, daß der Weg sich immer wieder öffne, der aus den Tiefen des Lebens zu höherer Warte emporführt. Soll es Einseitigkeit heißen, wenn Goethe in Beethovens Tönen das wirre Leben noch zu ungebrochen anzutreffen meinte? Vielleicht hätte Schiller anders geurteilt. Bewegter bleibt Schillers Kunst noch auf ihren Höhen als die Kunst Goethes. Goethe hatte sich gewöhnt, dem Leben in seiner Kunst noch engere Schranken zu ziehen. Seitdem sind solche Schranken so grundsätzlich niedergelegt worden, daß der Nachwelt auch Beethoven für einen Träger der edeln Einfalt und stillen Größe gelten kann. Goethe sah das anders, und anders als Beethoven klingt die Musik, in der sein eigenes Lebens- und Kunstgefühl Goethe wiederfand.

Vor dem Vortrag spielte die Weimarische Staatskapelle das Andante con moto aus Beethovens Fünfter Symphonie, nach dem Vortrag die Ouvertüre zu Glucks 'Iphigenie in Aulis'. Mit diesen Tatsachen rechnet der Anfang wie der Schluß des Vortrags.

Friedrich Schlegel über Mozart: Lyceumfragment 5. — Über Farbenarmut des deutschen Klassizismus: 'Deutsche Dichtung von Gottsched bis zur Gegenwart' (im 'Handbuch der Literaturwissenschaft', Wildpark-Potsdam) 1, 7 ff. — Winckelmann über bemalte Statuen der Antike: 'Geschichte der Kunst des Altertums' Teil 1, Kapitel 1, Stück 2, VI und Kapitel 4, Stück 4, II. — Über Hölderlin, den alten Goethe und George: Albrecht Schaeffer, 'Elli oder sieben Treppen, Beschreibung eines weiblichen Lebens', Insel-Verlag 1919, S. 33 f. — Über Goethes Jugendlyrik und „Auf dem See": Walzel, 'Das Wortkunstwerk', Leipzig 1926, S. 286 ff. — Stil der 'Epigramme' aus Venedig und der 'Elegien': 'Deutsche Dichtung von Gottsched' usw. 1, 270 f. 297. — Thomas von Aquino erklärt in der 'Summa theologica' (Pars 2, 1

Quaestio 27 Articulus 1 ad 3): „. . . ad rationem pulchri pertinet quod in ejus aspectu seu cognitione quietetur appetitus". — „L'art pour l'art": Georg Büchmann, 'Geflügelte Worte', 25. Auflage, neu bearbeitet von Bogdan Krieger, Berlin 1912, S. 286 f. Albert Cassagne, 'La théorie de l'art pour l'art en France chez les derniers Romantiques et les premiers Réalistes', Paris 1906, S. 40 ff. hat den Zusammenhang zwischen Cousin und der deutschen klassisch-romantischen Ästhetik richtig herausgefunden und die Staël als Vermittlerin festgestellt. Doch bleibt er noch manches schuldig. Natürlich soll auch oben die Andeutung den Gegenstand nicht ausschöpfen. Genauere Untersuchung wird in Bonn vorbereitet.

Am Ende des Ablaufs der Antike wendet sich Plotin gegen die Ästhetik der Maßzahlen, also gegen den Hauptgrundsatz des antiken klassischen Ateliers. Von ihm geht eine Bewegung aus, deren hohe Bedeutung, zumal für deutsche Kunst, ich oft zu würdigen versucht habe. Hier muß ich mir versagen, auch diesen Weg zu verfolgen, wie überhaupt der enge Rahmen eines Vortrags von vornherein eine Menge von Ausblicken verbot. Nur angedeutet sei daher, daß Plotin noch von der andern Seite gegen die Überzeugung der klassischen Antike kämpft. Ihm gilt (VI, VII, 22) ein Lebender für schöner als ein Bildwerk. Das heißt: auch Plotin entscheidet für das Leben gegen die Kunst. Da eröffnen sich neue Zusammenhänge jedem, der weiß, wie sehr Plotin mit deutschem Formgefühl übereintrifft.

45. Jahresbericht
(Berichtsjahr 1929/30)

Vorstand

und

Ortsausschuß der Goethe-Gesellschaft

am Ende des Berichtsjahres 1929/30

Vorstand

Präsident:

Professor Dr. Julius Petersen, Berlin-Wannsee

Vizepräsidenten:

Professor Dr. Anton Kippenberg, Leipzig-Gohlis
Geh. Regierungsrat Professor Dr. Wolfgang v. Oettingen, Reichenberg bei St. Goarshausen a. Rh.

Vorstandsmitglieder:

Professor Dr. Ernst Bertram, Köln-Marienburg
Dr. h. c. Flodoard Freiherr v. Biedermann, Berlin-Steglitz
Dr. Hans Bodmer, Zürich
Oberbürgermeister a. D. Dr. Martin Donndorf, Weimar
Geh. Hofrat Professor Dr. Otto v. Güntter, Stuttgart
Rechtsanwalt Dr. Hermann Kleinschmidt, Hamburg
Walter v. Molo, Berlin-Zehlendorf
Geh. Regierungsrat Professor Dr. Max Planck, Berlin-Grunewald
Oberregierungsrat a. D. Professor Dr. Eduard Scheidemantel, Weimar
Professor Dr. Eduard Spranger, Berlin-Dahlem
Senator für Wissenschaft, Kunst uud Volksbildung Dr. Hermann Strunk, Danzig-Langfuhr
Professor Dr. Hans Wahl, Direktor des Goethe-Nationalmuseums und des Goethe- und Schiller-Archivs, Weimar
Professor Dr. Julius Wahle, Weimar
Sektionschef a. D. Baron Wilhelm v. Weckbecker, Wien

Ortsausschuß in Weimar

Vorsitzender: Oberbürgermeister a. D. Dr. Martin Donndorf
Schriftführer: Archivar Professor Dr. Max Hecker
Schatzmeister: Bankdirektor Hans Adlung

Prof. Dr. W. Deetjen
Oberbaudirektor a. D. E. Kriesche
Dr. H. Lilienfein, Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung
Kommerzienrat Dr. R. Moritz
Oberreg.-Rat a. D. Prof. Dr. E. Scheidemantel
Generalintendant Dr. F. Ulbrich
Sanitätsrat Dr. W. Vulpius
Prof. Dr. Hans Wahl
Prof. Dr. Julius Wahle

Liste

der

Ortsgruppen der Goethe-Gesellschaft und ihrer Vorsitzenden

nach dem Stande vom Juni 1930

---

1. Berlin: Dr. h. c. Flodoard Freiherr v. Biedermann, Berlin-Steglitz, Albrechtstraße 33
2. Chemnitz: Studienrat Professor Dr. Happach, Weststraße 56
3. Dessau: Oberstudiendirektor Dr. Kießmann, Wilh. Müller-Str. 18
4. Dresden: Ministerialrat Professor Dr. E. Menke-Glückert, Hochuferstraße 14
5. Essen/Ruhr: Studienrat Dr. Felix Schumm, Limbeckerstraße 100
6. Gelsenkirchen: Oberbürgermeister Karl v. Wedelstaedt, Bochumerstraße 221
7. Hamburg: Rechtsanwalt Dr. Kleinschmidt, Werderstraße 63
8. Hannover: Staatsanwaltschaftsrat Dr. Max Döring, Hannover-Waldhausen, Brandesstraße 10
9. Königsberg/Pr.: Geheimer Regierungsrat Willy Preuß, Neue Dammgasse 12.
10. Leipzig: Professor Dr. Herm. Aug. Korff, Leipzig-Go., Montbéstraße 21
11. Weimar: Sanitätsrat Dr. Walther Vulpius, Lottenstraße 2
12. Goethe-Society of America: Prof. Emanuel de Marnay Baruch, New York 57 East 77 Street; Prof. John Whyte, College of the City of New York.

Geschäftsbericht für 1929/30

erstattet in der Hauptversammlung am 13. Juni 1930

Das vergangene Berichtsjahr, das 45. des Bestehens unserer Gesellschaft, war insofern ein „Normaljahr", als besonders förderliche Ereignisse in seinem Verlauf ebensowenig hervorgetreten sind wie besonders hinderliche, abgesehen von der fortdauernden Verschlechterung der allgemeinen Wirtschaftslage, deren dunkle Schatten auch über unsere Finanzen fallen. Hiervon wird bei Besprechung des Mitgliederstandes noch zu reden sein.

Was die Einzelheiten der inneren Verwaltung anlangt, so hat sich die im Vorjahr beschlossene neue Gesellschaftssatzung glatt eingeführt. Der durch sie in den Mittelpunkt der Verwaltung gerückte siebenköpfige Arbeitsausschuß ist zu 3 umfänglichen Sitzungen zusammengetreten. Zur Beratung standen neben laufenden Verwaltungsfragen namentlich die Vorbereitung der kommenden Buchveröffentlichungen und die Ausgestaltung der Hauptversammlung. Daneben traten die mit dem Goethejahr 1932 zusammenhängenden Fragen mehr und mehr in den Vordergrund.

Der Weimarer Ortsausschuß hielt 5 Sitzungen ab, die neben der Erledigung laufender Geschäfte besonders der Vorbereitung der diesjährigen Hauptversammlung dienten.

Die Arbeit der Geschäftsstelle war umfänglich und verantwortlich, wie immer, und wurde mit hingebender Pflichttreue durchgeführt wie immer; ich danke den Damen Günther und Bennemann und dem Herrn Rechnungsführer Raumer auch diesmal im Namen des Vorstandes für ihre wertvolle Mitarbeit.

Daß unsere Gesellschaft beim Ableben des Braunschweiger Oberbürgermeisters Dr. Trautmann wie an den Särgen der lieben alten Freunde Otto Francke und Heinrich Emden vertreten war, hat unser Herr Präsident bereits erwähnt.

Der Vorstand verlieh an Konrad Burdach, „den tiefdringenden Erforscher von Goethes Sprache und Dichtung", zu seinem 70. Geburtstag die Goldene Medaille der Gesellschaft.

Wir beglückwünschten zum 80. Geburtstag unsern Mitarbeiter im Ortsausschuß, Herrn Oberbaudirektor a. D. Kriesche, den treuen Hüter der uns anvertrauten Gräber auf dem Weimarer Friedhof, zum 70. Geburtstag unsere verehrten Vorstandsmitglieder Frhr. v. Pechmann, München, und v. Weckbecker, Wien.

Am 28. August wurde wieder ein Kranz mit blausilberner Widmungsschleife am Goethe-Schiller-Denkmal niedergelegt, nicht minder an Schillers 125. Todestag, an welchem Tage Herr Präsident Petersen vor den vereinigten Ortsgruppen des 'Deutschen Schillerbundes' und der Goethe-Gesellschaft einen Vortrag über Schillers 'Demetrius' hielt.

Am 6. April feierten wir mit Professor Max Hecker seinen 60. Geburtstag bei einem Herrenessen, in dessen Verlauf auch unsere Gesellschaft mit Glückwunsch und Ehrengabe an ihren Schriftführer und Jahrbuchherausgeber hervortrat.

Wegen einiger Änderungen am Grabe der Friederike Brion in Meißenheim (Baden) wurde mit dem Landesgewerbeamt Karlsruhe verhandelt. Die Wielandgräber in Oßmannstedt sind, wie man uns berichtet, in guter Ordnung.

Im Mitgliederbestand der Gesellschaft setzt sich ein leiser Rückgang fort. Wir zählten am 3. Juni d. J. 4357 Mitglieder, darunter 182 auf Lebenszeit und 56 halbe Mitglieder; die Zahl der Normalmitglieder betrug 4119. 97 Neuanmeldungen standen 88 Abmeldungen für Ende 1930 gegenüber. Außerdem sind noch vorhanden 99 Restanten aus 1929 und 103 aus 1928 und 1929, welche letztere nun gestrichen werden müssen. Wenn ein Teil der Rückständler noch zahlt, womit zu rechnen ist, dann haben wir rund 4200 zahlende Mitglieder.

Hauptgrund dieses leisen Rückgangs ist zweifellos die steigende wirtschaftliche Not, die in den Kreisen, deren tätige Teilnahme uns besonders erwünscht sein muß, manchen fernhält, andere nach langer Mitgliedschaft zum Austritt zwingt, obwohl unser Jahresbeitrag von 12 *RM*, gemessen am Werte unserer literarischen Veröffentlichungen, wahrhaftig nicht hoch ist.

Ein immer steigender Teil unseres Ausgabeetats ist vertraglich und gewohnheitsrechtlich festgelegt, dabei geht die Haupteinnahmequelle der Mitgliederbeiträge langsam zurück. Für 1930 konnten wir nur 50500 *RM*, das sind die Beiträge von 4200 voll zahlenden Mitgliedern, einsetzen. Mit dem Sinken des Reichsbankdiskonts ist auch ein Teil unserer Zinseneinnahmen erheblich zurückgegangen; zur Erhaltung des jetzigen Niveaus unserer Bücher und Hauptversammlungen und zur Erfüllung unserer sonstigen Verpflichtungen ist aber eine Gesamtjahreseinnahme von rund 57000 *RM* erforderlich. An eine Beitragserhöhung soll nur im äußersten Notfall gedacht werden. So bleibt, abgesehen von der jetzt überall geforderten Sparsamkeit in den Ausgaben, im wesentlichen nur eine Mitgliederwerbung, die uns den jetzigen Bestand zum mindesten sichert. Wir werben ja auch bei der deutschen studierenden Jugend und begrüßen die 78 Jünger und Jüngerinnen der almae matres von Berlin, Bonn, Breslau, Gießen, Hamburg, München und Wien aufs herzlichste in unserm Kreise. Wir werben bei der Jugend des 'Deutschen Schillerbundes', die demnächst zu den Festspielen des Bundes aus allen Gegenden Deutschlands in Weimar zusammenströmt und der wir mit Zustimmung des Arbeitsausschusses einen größeren Posten unserer schönen Publikationen 'Goethes Gedichte an Frau von Stein' und 'Die Dornburger Schlösser' billig anbieten, damit auch sie die Kunde von unserer Goethe-Gesellschaft vernehmen und in ihre Welt hinaustragen.

Endlich hat der Vorstand Grundsätze für eine stärkere persönliche Werbetätigkeit und engere Fühlung mit der Presse aufgestellt, nach denen nun weiter gearbeitet werden soll.

Was unsere Buchveröffentlichungen anlangt, so wurde das 'Jahrbuch' für 1929 in rund 4600 Exemplaren und die 'Schrift' des letzten Jahres in 4669 Exemplaren an unsere Mitglieder ausgegeben. An älteren 'Jahrbüchern' gaben wir 309 Stück, an 'Schriften' früherer Jahre 435 Stück auf Nachbestellung ab. Daß die für Weihnachten 1929 geplante Krausmonographie, weil der Verfasser nicht fertig wurde, schließlich rasch durch die Facsimiliensammlung 'Faust, der Tragödie letzter Akt' von H. Wahl ersetzt werden mußte, haben wohl nicht viele Mitglieder bedauert. Das schöne Werk hat uns Worte der Anerkennung und Freude von den verschiedensten Seiten eingebracht. Die Krausmonographie wird nun mit 2 Bogen Text und 4 Bogen (64 Tafeln)

Abbildungen als 'Schrift' für 1930 zu Weihnachten herauskommen. Das 'Jahrbuch' für 1930 soll wie üblich zu Goethes Geburtstag erscheinen.

Die Drucklegung des Registerbandes zum Goethe-Meyer-Briefwechsel hat nun endlich begonnen; Aufforderung zur Subskription erlassen wir, wenn der Band ziemlich ausgedruckt sein wird. Der Preis wird sich vermutlich auf 7—8 *RM* stellen.

Das Generalregister zu Bd. 1—15 des 'Jahrbuchs' ist im Manuskript im wesentlichen fertig. Auch hier wird seinerzeit Subskriptionsaufforderung ergehen.

In der Verwaltung des Goethe- und Schiller-Archivs vertritt auch weiter Herr Prof. Kippenberg die Goethe-Gesellschaft. Zu den Verwaltungskosten des Archivs haben wir 4925 *M* beigetragen, dazu 1500 *M* festen Zuschuß für die der Gesellschaft und dem Archiv gemeinsame Bibliothek.

Durch besonders erhöhte Beitragsleistung förderten unsere Finanzen im Berichtsjahr:

Herr Kaufmann Viol, Amsterdam, Familie Bales, Köln, Stadtgemeinde Bochum, Altherren-Verband des Weimarer C. C., Loge Johann Wolfgang Goethe in Erfurt, Königsberger Allgemeine Zeitung, Deputation der Stadt Frankfurt (Main), Landgerichtsdirektor Fielitz, Berlin, Professor Noë, Danzig, Karl Adelsberger, Frankfurt (Main) u. a. Wir danken den gütigen Gebern von Herzen und denken: vivant sequentes!

Aus den Berichten der

Ortsgruppen,

soweit solche vorliegen, ist unter besonderer Hervorhebung der gehaltenen Vorträge und sonstigen Veranstaltungen folgendes mitzuteilen:

1. Berlin.

Im Juni 1929 sprach Herr Geh. Rat Prof. Dr. Paul Straßmann über das Thema: 'Aus der Medizin des Rinascimento an Hand des Lebens von Benvenuto Cellini nach Goethes Übersetzung'; im Oktober 1929 Herr Dr. Wilhelm Böhm über: 'Hölderlin und die Weimarische Klassik'; im Dezember 1929 Herr Dr. Hans Kern über: 'C. G. Carus, ein Verkünder von Goethes Lehre vom Leben'; im Januar 1930 Herr Theodor Däubler über: 'Goethe und die Antike'; im März 1930 Herr Dr. Valerian Tornius über: 'Aus der Wertherzeit'.

Die Hauptversammlung fand am 8. Mai 1930 statt; in dieser wurde der bisherige Vorstand wiedergewählt. Herr Dr. Erich Drach sprach verschiedenes aus Goethischer Prosa.

2. Chemnitz.

Regelmäßig am vierten Mittwoch des Monats versammelte sich eine durchschnittlich 50 Anwesende betragende Schar in dem außerordentlich günstigen Kleinen Museumssaal. Der 1. Vorsitzende bot in 7 Abenden die Vorträge, die sich befaßten: mit einer Einführung in 'Faust' II. Teil; mit der 'Klassischen Walpurgisnacht'; mit dem Helena-Erlebnis; mit Fausts Ende; mit Goethes Stellung zur Religion; mit Goethes Freundschaft zu Karl August; mit Shakespeares Einfluß auf Goethe.

Am 26. März fand die Jahresfeier statt, ebenfalls im Kleinen Museumssaal. Der Abend wurde eingeleitet durch Schuberts Lied:

„Der du von dem Himmel bist“ und „Füllest wieder Busch und Tal“, beschlossen durch Schuberts „Über allen Gipfeln ist Ruh’“ und „Rastlose Liebe“. Im Mittelpunkt stand ein vom 1. Vorsitzenden gehaltener Vortrag, der sich unter dem Titel: ‘Dem Geier gleich’ mit der Harzreise Goethes befaßte. Die Lieder wurden von Fräulein Maria Baranius gesungen; am Flügel begleitete Frau Klara Aschheim. Der Besuch war außerordentlich gut.

3. Dessau.

1929, 25. Mai: Feier im Schloß Luisium (Rezitationen, Lieder, musikalische Darbietungen, Tänze, Vortrag); 10. Oktober: Vortrag des Herrn Geh.-Rat Prof. Dr. Voßler-München: ‘Spanische Kunst und Denkart in ihrer Bedeutung für das heutige Europa’; 16. November: Gesellschaftsabend (Darbietungen des Harlan-Lucas-Duis-Trio und namhafter Dessauer Künstler).

1930, 5. März: Vortrag des Herrn Prof. Dr. Kretschmer, Marburg: ‘Entwicklungskrisen der Jugendlichen und ihre Auswirkung auf die spätere Persönlichkeit’; 17. Mai: Vortrag des Reichskunstwarts Dr. Redslob: ‘Goethe und die Deutsche Gartenkunst’, im Rahmen eines Gesellschaftsabends.

4. Hamburg.

I. Vorträge:

10. Januar 1929: Vortrag des Herrn Dr. Ibel, Hamburg: ‘Die geistige Welt Stefan Georges’ (eingeladen von der ‘Gesellschaft für Deutsche Bildung’); 29. Januar: Vortrag des Herrn Bibliotheksrat und Privatdozenten Dr. Adolf Meyer, Hamburg: ‘C. G. Carus als Vollender der Naturforschung Goethes’; 9. Februar: Vortrag des Herrn Walter v. Molo, Berlin: ‘Der Dichter und seine Zeit’ (eingeladen von der ‘Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung’); 28. Februar: Vortrag des Herrn Prof. Dr. Scheidemantel, Weimar: ‘Von der Esplanade zum Frauenplan’; 7. März: Vortrag des Herrn Geh.-Rat Prof. Dr. Walzel, Bonn: ‘Der deutsche Roman seit Goethe’; 31. Oktober: Vortrag des Herrn Dr. Kurt Plachte, Kiel: ‘Der Mythos in Goethes Faust, II. Teil’; 13. November: ‘Goethe’ in Dichtungen von Ernst Lissauer, Wien, vorgetragen vom Verfasser; 22. November: Emanuel Stockhausen, Hamburg: ‘Die Troerinnen des Euripides’ (übersetzt von Werfel) (gemeinsam mit der Ortsgruppe Hamburg des ‘Deutschen Schillerbundes’).

II. 22 Theatervorstellungen, die die Ortsgruppe Hamburg des ‘Deutschen Schillerbundes’ veranstaltete, waren den Mitgliedern der Ortsgruppe zu sehr ermäßigten Preisen zugänglich.

III. Film:

Die ‘Urania, Deutsche Kulturfilm-Gesellschaft e. V.’ in Hamburg veranstaltete im November (7.—10.) eine „Weimar-Woche“. Die Vorträge hielt Herr Professor Dr. Scheidemantel, Weimar, über das Thema: ‘Auf den Spuren deutscher Geisteshelden. Abende mit Schiller und Goethe’. Im vorbereitenden Veranstaltungsausschuß war die Ortsgruppe neben anderen Vereinigungen durch den Schriftführer Herrn Dr. Fürst vertreten. Gelegentlich dieser stark besuchten Vorführungen war eine Anzahl Erinnerungsstücke aus Weimars klassischer Zeit (Briefe und Drucksachen) ausgestellt.

5. Hannover.

Die Veranstaltungen der Ortsgruppe im Berichtsjahr waren: An Goethes Geburtstag 1929: Der 'Urfaust' als Schattenspiel (Vortragender: Heinz Ohlendorf; die von Fräulein Hanna Wolski geschnittenen Figuren wurden von der Künstlerin selbst vorgeführt); November 1929: Prof. Dr. E. Horneffer, Gießen: 'Goethes Faust und die Gegenwart'; Dezember 1929: Prof. Dr. Georg Minde-Pouet, Berlin: 'Goethe im Urteil der Nachwelt'; Januar 1930: Frau Else Marquardsen-Kamphövener, Bad Meinberg: 'Goethes Quellen bei Schaffung des West-Östlichen Divans'; Februar 1930: 'Goethe in Wort und Lied' (Rezitationen: Anna Heckert; Gesang: Josef Correck vom Städt. Opernhaus Hannover); März 1930: Duettgedichte Goethes, vorgetragen von Frau Carola Wagner vom Städtischen Schauspielhaus Hannover und Rudolf Bach-Wagner.

Sämtliche Veranstaltungen waren gut besucht, Prof. Dr. Horneffer sprach vor 500 Zuhörern. Den Schülern und Schülerinnen der oberen Klassen der höheren Lehranstalten war Eintritt zu ermäßigten Preisen gewährt.

Wir lassen hier einen kleinen Aufsatz folgen, den der Veranstalter der 'Urfaust'-Aufführung uns für das 'Jahrbuch' freundlich zur Verfügung gestellt hat.

'Urfaust' als Schattenspiel
Von Heinz Ohlendorf (Hannover)

Das Schattentheater, das nicht, wie das Handpuppen- und Marionettentheater, mit plastischen Figuren, sondern hinter einer Lichtwand mit Schatten spielt, ist nach Europa aus dem fernen Osten eingewandert. Zur Rokokozeit wohl, da China die große Mode aller Gebildeten war. In China, in Java und auch in Ägypten hat es seine Heimat, ist dort zu einer hohen Kunstform entwickelt worden, nimmt im Kulturbewußtsein dieser Völker vielfach die Stelle ein, die bei uns das große Theater inne hat. Wer einmal Gelegenheit hatte, solche Originalfiguren zu sehen, wird das verstehen, wird begeistert sein von diesen herrlichen kleinen Kunstwerken.

In Deutschland hat das Schattenspiel nie recht Fuß fassen können, obgleich immer wieder ernsthafte Bemühungen zu verzeichnen sind. Vor allem bei den Romantikern. Clemens Brentano, Achim v. Arnim, Justinus Kerner, Tieck, Uhland, Mörike, alle haben sich darum bemüht und zum Teil auch Stücke dafür geschrieben. Mörikes herrlicher 'König von Orplid' aus dem 'Maler Nolten' ist wohl am meisten bekannt.

Der junge Goethe hat sich ebenfalls mit dem Schattentheater mehrfach beschäftigt. Genaueres wissen wir allerdings kaum. Im Frühjahr 1773 hat er in Frankfurt wahrscheinlich einen italienischen Schattenspieler gesehen. Eine Notiz findet sich in einem Brief an Kestner vom 24. August 1773: „Wir haben einen Teufelsreuter hier mit Komödien und Puppen und Schattenspiel, das, könnt Ihr Lotte sagen, hätt' ich ihr all gewiesen, wenn sie kommen wär' — —." Dieser Schattenspieler ist ihm auch wohl Vorbild gewesen für den Schattenspielmann, den er im 'Jahrmarktsfest zu Plundersweilern' auftreten läßt, das kurz darauf entstand. Auch später noch, 1781 in Tiefurt, läßt Goethe selbst Schattentheater spielen, schreibt auch die Stücke dazu.

Einen großzügigen Versuch, das Schattentheater zu beleben, machte dann 1907 Alexander v. Bernus mit dem Schwabinger Künstlerkreis. Bernus selbst, v. Wolfskehl, Vesper u. a. schrieben die Stücke, auch Goethes Fastnachtsspiel 'Pater Brey' wurde aufgeführt. Einen weiteren Versuch mit Goethe machte 1913 Fritz Ernst in Breslau mit einem 'Doktor Faust', einer moralischen Schattenkomödie nach dem 'Urfaust'. Der Krieg bereitete allen diesen Unternehmungen ein Ende. Auf Einladung der Goethe-Gesellschaft Weimar, Ortsgruppe Hannover, versuchte der Schreiber dieser Zeilen zur Goethegeburtstagsfeier 1929 zusammen mit Johanna Wolski, die die Figuren entwarf und ausführte, den 'Urfaust' als Schattenspiel zu gestalten. Dieser Versuch, der nachher schon etwa fünfundzwanzig al in vielen Städten Norddeutschlands mit schönem Erfolg gezeigt wurde, ist der Anfang zu neuer Beschäftigung mit dem Schattenspiel geworden. Ein einfacher gotischer Rahmen bleibt für das ganze Spiel bestehen. Die nur knapp angedeuteten Dekorationen können schnellstens angeheftet werden und ermöglichen so einen fast pausenlosen Ablauf der Handlung. Die Figuren, in den Gliedern von unten an Fäden zu bewegen, laufen in Schienen hinter der weißen Wand. Alles im Bilde ist möglichst knapp und sparsam, um nicht in Spielerei zu verfallen, um die große Linie der Wortdichtung voll zur Geltung kommen zu lassen.

Das schwarze Silhouettenspiel ist das einzige, das in Europa bisher versucht worden ist; aber es ist nur eine Möglichkeit des Schattenspiels. Lebendiger und bewegter wird es erst, wenn man vom Orient auch die Farbe übernimmt. In einem zweiten Spiele, dem 'Märchen vom Machandelbaum', das wir in einer Umdichtung von Ingeborg Andresen spielen, haben wir das mit gutem Gelingen versucht. Durch das Schattenspiel mit farbig durchscheinenden Figuren und Dekorationen sind ungeahnte Möglichkeiten gegeben, besonders das deutsche Märchen wieder lebendig werden zu lassen. Aber auch für die Aufführung mancher kleinen Goethischen Spiele, die auf der Menschenbühne nie recht wirksam werden. Nehmen sich wirkliche Künstler dieser schönen Spielform mit Liebe an, so kann es wohl sein, daß das Schattenspiel noch eine große Zukunft hat.

6. Königsberg.

Es fanden 2 verhältnismäßig gutbesuchte Mitgliederversammlungen statt, zu denen auch Nichtmitglieder Zutritt hatten. In der ersten, am 26. November 1929, hielt Herr Verwaltungsgerichtsdirektor a. D. Hübener aus Königsberg einen interessanten Vortrag über das Thema: 'Goethe und Ostpreußen', zu dem Herr Dr. Ludwig Goldstein aus Königsberg als Korreferent weitere wertvolle Mitteilungen und Ergänzungen brachte. Am 18. März 1930 in der zweiten Mitgliederversammlung las die Königsberger Rezitatorin Frau Franzis Gernoth-Eder das 'Märchen' Goethes (mit Kürzungen) vor, nachdem Herr Dr. Ludwig Goldstein in einem eindrucksvollen Vortrage die literarhistorische und poetische Bedeutung sowie die zahlreichen Deutungsversuche dieser merkwürdigen Dichtung dargelegt hatte.

7. Leipzig.

Wie in jedem Jahre, so wurden auch im verflossenen Geschäftsjahr 4 Vortragsabende veranstaltet: November 1929: Dr. Karl Justus Obenauer, Leipzig: 'Der ästhetische Mensch in der deutschen Literatur'; Januar 1930: Detlef Sierck, Direktor vom Alten Theater

Leipzig: 'Die künstlerische Situation der heutigen Schaubühne'; März 1930: Dr. Arthur Eloesser, Berlin: 'Goethe und die Schauspieler'; Mai 1930: Prof. Dr. Litt, Leipzig: 'Die Wiederherstellung der natürlichen Weltansicht im Denken der Gegenwart'.

Verglichen mit früheren Programmen zeigt diese Aufstellung von Themen rein äußerlich eine gewisse aktuelle, zeitgebundenere Note. Der Vorstand glaubte in dieser Richtung Zugeständnisse machen zu müssen. Der Besuch aller Veranstaltungen war durchaus befriedigend. Anschließend an den Vortrag des Herrn Dr. Eloesser fand eine Führung durch die Ausstellung der Stadtbibliothek 'Vom Wiegendruck zur Bremer Presse' statt.

8. Weimar.

Die Gruppe hat sich am 13. Januar d. J. neu begründet. Für den 7. März konnte der Vorstand bereits zu einem wahrhaft festlichen Abend einladen: der in mildem Kerzenlicht strahlende Saal des Wittumspalais vernahm Wort und Klang aus Anna Amalias Zeit. Treffliche Künstler hatten sich mit freundlichstem Entgegenkommen zur Verfügung gestellt, um Goethische Lieder und Gedichte (teilweise aus dem 'Tiefurter Journal') und Kompositionen Bachs und Beethovens zu bieten. Der Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt.

Am 125. Todestage Schillers nahm die Gruppe an der vom 'Deutschen Schillerbund' veranstalteten Gedächtnisfeier teil (Vortrag Prof. Petersens, Berlin, über Schillers 'Demetrius', eingerahmt von Beethovenscher Musik).

Am 7. Juni wurde die Generalprobe zu Frau v. Steins Lustspiel 'Die Verschwörung gegen die Liebe' im Liebhabertheater von Groß-Kochberg besucht.

9. Goethe-Society of America.

Mit der Goethe-Society of America bestand dauernder freundschaftlicher Verkehr. Sie zählt jetzt 202 Mitglieder. Professor John Whyte, der Schriftführer, war im Juli 1929 in Weimar und hat mit der Geschäftsstelle organisatorische und sonstige Fragen verhandelt.

Zu erwähnen bleibt, daß die Ortsgruppe Jena, die seit dem Ableben ihres Führers Victor Michels geruht hatte, neu belebt werden soll, vielleicht in Zusammenarbeit mit der Weimarer Gruppe,

und endlich, daß sich laut Mitteilung des Herrn Kultussenators Dr. Strunk in Danzig die dortigen und die Zoppoter Mitglieder der Goethe-Gesellschaft ohne Bildung einer Ortsgruppe unter Strunks Vorsitz zusammengeschlossen haben.

*

Aus den Darlegungen dieses Jahresberichts ist zu ersehen, daß und wie unsere Gesellschaft und ihre Tochtergesellschaften auch im letzten Jahre bemüht gewesen sind, in Erfüllung ihrer satzungsmäßigen Aufgabe „das Wesen und Werk Goethes unserm Volke immer näher zu bringen und die mit Goethe und seinen Mitstrebenden verknüpfte Literatur und Forschung zu pflegen."

Dazu, „daß der Segen Weimars nun endlich einmal überfließe", wie Gerhart Hauptmann das auf der schönen Bochumer Goethetagung vom Oktober 1928 gefordert hat, bedarf es weiterer Arbeit im Dienste Goethes, zu der wir die Hilfe unserer Mitglieder mit Rat und Tat erbitten.

Dr. M. Donndorf.

Rechnungsabschluß für 1929

Einnahmen:

3981.26	*RM*	Gewährschaft vom Jahre 1928.
55528.90	„	Jahresbeiträge der Mitglieder.
2569.57	„	Erlös aus früheren Veröffentlichungen.
5069.53	„	Zinsen.
174.80	„	Insgemein.
67324.06	*RM*.	

Ausgaben:

17042.69	*RM*	für das 'Jahrbuch' Band 15.
13685.77	„	für die 'Schrift' Band 42.
1404.03	„	Vorauszahlung für spätere Veröffentlichungen usw.
1500.—	„	für die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft.
4925.—	„	Beitrag zur Verwaltungsgemeinschaft für das Goethe- und Schiller-Archiv.
2422.47	„	Sonstige Zuwendungen (Goethe-Nationalmuseum, Landesbibliothek usw.).
955.80	„	Grabpflege, Beiträge und Zuwendungen an Vereine.
10628.51	„	Gehälter und Aufwand der Geschäftsstelle.
1718.55	„	Sonstige Verwaltungskosten.
4355.56	„	für die Hauptversammlung.
3300.—	„	Zuweisung an das Kapitalkonto.
1500.—	„	Bildung eines Wirtschaftsfonds.
63438.38	*RM*.	

Vergleich.

Die Einnahmen betragen	67324.06 *RM*.
Die Ausgaben betragen	63438.38 „
Vorrat für 1930	3885.68 *RM*.

Das Kapitalvermögen beträgt nach dem Kursstand vom 31. Dezember 1929

60475.21 *RM*.

Bericht über die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft, die Goethe-Institute und die Dornburger Schlösser

Das vergangene Jahr brachte dem Goethe- und Schiller-Archiv einmal die Jahrhundert-Ausstellung 'Goethes Faust', die räumlich das übliche Maß und durch Einbeziehung von Bildern und Bühnenmodellen den Rahmen der Handschriftenauslage überschritt; dann die Vermehrung der Bibliothek um zahlenmäßig fast ein Fünftel der bisherigen Bestände. Sie machte die Ausnutzung eines großen Raumes im Erdgeschoß für Bibliothekszwecke notwendig. Das neu entstandene Magazin wird nunmehr für etwa 10000 weitere Bände Platz bieten. Neben diesem neuen Zugang, der hauptsächlich Lücken in der Goethe-Literatur des 19. Jahrhunderts ausfüllte, ist die Bibliothek um über 400 neue Werke und etwa 150 Zeitschriften vermehrt worden, die zum Teil von Verlegern in freundlicher Weise auf unsere Bitte gestiftet wurden. Die Namen der gütigen Spender, denen wir den Dank des Archivs hiermit aussprechen, sind:

1. Buchverleger und Autoren.

Akademie-Verlag (Berlin); Prof. Dr. W. G. Alexejeff (Dorpat); Wilhelm Andermann Verlag (Berlin); Privatdozent Dr. E. Barthel (Köln-Klettenberg); Dr. W. Becker (Koblenz); B. Behrs Verlag (Berlin); Redakteur Carl Behrens (Kopenhagen); Oberstudiendirektor Dr. H. Binder (Stuttgart); Deutsches Verlagshaus Bong & Co. (Berlin); Bonner Universitäts-Buchdruckerei (Bonn); Wilhelm Braumüller, Univ.-Buchh. (Wien); Sanitätsrat Dr. Franz Bruck (Berlin-Schöneberg); Julius Clausen (Kopenhagen); J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger (Stuttgart); Prof. Dr. W. Deetjen (Weimar); Ferdinand Delbanco (Lüneburg); Deutsche Buchgemeinschaft (Berlin); Deutsche Dichtergedächtnisstiftung (Hamburg); Eugen Diederichs Verlag (Jena); Landgerichtsrat Raimund Eberhard (Schwerin); Verlagsgesellschaft Otto Elsner (Berlin); Prof. Dr. Ernst Elster (Marburg); Ewald Engelhardt (Artern); Prof. Moriz Enzinger (Innsbruck); Benno Filser Verlag (Augsburg); Fritz Fink Verlag (Weimar); Prof. Dr. Ottokar Fischer (Prag-Dejvice); A. Francke A.-G. Verlag (Bern); Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G. (Frankfurt a. M.); Dr. W. Frels (Leipzig); Dr. med. R. Froehner (Groß-Strehlitz); Dr. med. Moritz Fürst (Hamburg); Studiendirektor Dr. B. Gaster (Berlin); Oberstudienrat und Konrektor Dr. Martin Gebhardt (Dresden); W. Genthe Verlag (Hamburg); Goethe-Nationalmuseum (Weimar); Greiner & Pfeiffer Verlag (Stuttgart); Walter de Gruyter & Co. (Berlin); Studiendirektor Dr. Karl Haase (Erfurt); Heckners Verlag (Wolfenbüttel); Georg Heß (Erlangen); Alfred Heuß (Gaschwitz b. Leipzig); Ferdinand Hirt Verlag (Breslau); Prof. Dr. Anton Kippenberg (Leipzig); Georg Kleibömer (Lübeck); Koehler & Amelang (Leipzig); Prof. Kraeger (Borgsdorf b. Berlin); Prof. Dr. Ernst Kraus (Prag); Alfred Kröner Verlag (Leipzig); Albert Langen (München); Prof. Dr. Albert Leitzmann (Jena); Lesezirkel Hottingen (Zürich); Dr. Walther Linden (Dölau b. Halle); Georg Lobe (Leipzig); Logos Verlag (Paul Lamberty) (Tigring, Post Moosburg, Kärnten); Frl. Anna Lorenz (Hamburg); Oberstudiendirektor Dr. Albert Ludwig (Berlin-Lichtenberg); Stadtarchivar Dr. Ludwig (Karlsbad); Dr. Eugen Mack (Wolfegg, Württemberg); Städtische Kurverwaltung Marienbad; Oberlandesgerichtsrat Dr Maurer (Darmstadt); J. C. B. Mohr Verlag (Tübingen); Georg Müller Verlag (München); Verlag der Neuen Gesellschaft (Berlin); Pantheon-Verlag (Budapest); Librairie Plon (Paris); Propyläen-Verlag (Berlin); Quelle & Meyer Verlag (Leipzig); Ph. Reclam jun. (Leipzig); Bibliotheksrat i. R. J. Reicke (Göttingen); Ernst Rowohlt Verlag (Berlin); Baron A. v. Rutzen (Post Darbenai, Litauen); Dr. Bruno Th. Satori-Neumann (Charlottenburg); Regierungsrat Schallehn (Berlin); Prof. Dr. E. Scheidemantel (Weimar); Leo Schidrowitz Verlag (Wien); Prof. Dr. Julius Schiff (Breslau); Schloßmuseum Rudolstadt; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Eduard Schröder (Göttingen); Carl Schünemann Verlag (Bremen); Senckenbergische naturforschende Gesellschaft (Frankfurt a. M.); Dr. Sroka (Wandsbeck); Dr. Julius Steinberger (Göttingen); Kurt Stenger Verlag (Erfurt); Stettiner Volkshochschule; Th. Stettner (Ansbach); Nico van Suchtelen (Amsterdam); B. G. Teubner (Leipzig); Thür. Volksbildungsministerium (Weimar); Archivdirektor Dr. A. Tille (Weimar); Geh. Reg.-Rat Dr. A. Trendelenburg (Berlin); Vilhelm Trydes Boghandel (København); Direktor Walter Unruh (Berlin-Halensee); Velhagen & Clasing Verlag (Bielefeld); Vorarl-

berger Landesarchiv (Bregenz); Sanitätsrat Dr. W. Vulpius (Weimar); Prof. Dr. Hans Wahl (Weimar); J. J. Weber Verlag (Leipzig); W. v. Weckbecker (Wien); Wegweiser-Verlag (Berlin); Weller & Co. Verlag (Leipzig); Carl Winters Verlag (Heidelberg); L. C. Wittich'sche Hofbuchdruckerei (Darmstadt); Lic. Dr. Gustav Würtemberg (Düsseldorf-Kaiserswerth).

2. Zeitungen und Zeitschriften.

Allgemeine Musikzeitung (Berlin-Schöneberg); Allgemeine Zeitung (Königsberg); Altertumsverein (Mühlhausen); Anthroposophische Gesellschaft (Stuttgart); Arbeiter-Zeitung (Wien); Arionenhaus, Bundesarchiv (Leipzig); Badischer Beobachter (Karlsruhe); Bayrische Staatszeitung (München); C. H. Beck (München); Benzinger & Co. (Einsiedeln); Berliner Börsenzeitung (Berlin); Berliner Tageblatt (Berlin); Beyer & Söhne (Langensalza); Börsenverein der deutschen Buchhändler (Leipzig); Gustav Bosse (Regensburg); H. L. Brönner Druckerei (Frankfurt a. M.); Brunsviga-Maschinenwerke Grimme, Natalis & Co. (Braunschweig); Buchdruckerei des Waisenhauses (Halle a. S.); Buchhändlergilde-Blatt (Berlin); Bühnenvolksbund (Berlin); Der Bund (Bern); Bund deutscher Dekorationsmaler (Köln); Georg D. W. Callwey (München); Friedrich Cohen (Bonn); Deutsche Allgemeine Zeitung (Berlin); Deutsche Blätter für Polen (Posen); Deutschenspiegel (Berlin); Deutscher Sprachverein (Berlin); Deutscher wissenschaftlicher Verein (Buenos Aires); Deutsches Adelsblatt (Berlin); Deutsche Zeitung (Berlin); Deutsch-ungarische Heimatblätter (Budapest); Eugen Diederichs (Jena); Moritz Diesterweg (Frankfurt); L. Düringhofer (Mühlhausen); Einhorn-Verlag (Leipzig); Ferdinand Enke (Stuttgart); Essener Druckerei Gemeinwohl (Essen-Süd); Frankfurter Nachrichten (Frankfurt a. M.); Frankfurter Zeitung (Frankfurt a. M.); Freiburger Zeitung (Freiburg i. Br.); Freie Welt (Gablonz a. N.); Friedberger Geschichts- und Altertumsverein (Friedberg i. H.); Gegenwart (Berlin); Generalanzeiger (Stettin); Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger (Berlin); Germania (Berlin); Carl Gießel (Bayreuth); Verlag der Schönheit R. A. Giesecke (Dresden-A.); Dr. H. Girsberger & Co. (Zürich); Goetheanum (Stuttgart); Greiner & Pfeiffer (Stuttgart); Hamburger Fremdenblatt (Hamburg); Hanseatische Verlagsanstalt (Hamburg); B. Heller (München); Herder & Co. (Freiburg i. B.); Historischer Verein der Pfalz (Speier); Historischer Verein für Hessen (Darmstadt); Niels Kampmann (Heidelberg); Karlsruher Zeitung (Karlsruhe); G. Koester (Heidelberg); Julius Klinkhardt (Leipzig); Kölnische Volkszeitung (Köln); Kölnische Zeitung (Köln); Königsberger Allgemeine Zeitung (Königsberg); Königsberger Hartungsche Zeitung (Königsberg); Konkordia-Verlag (Leipzig); Kreuzzeitung (Berlin); Kulturvereine (Hannover); Landesanstalt für Erziehung und Unterricht (Stuttgart); Magdeburgische Zeitung (Magdeburg); Alfred Metzner (Berlin); G. Fr. Meyer (Kiel); Mitteldeutsche Ausstellungsgesellschaft (Magdeburg); Montanus-Verlag (Siegen); Münchener Zeitung (München); München-Augsburger Abendzeitung (München); Münchener Neueste Nachrichten (München); Münsterverlag (Münster); Musikalische Jugend (Leipzig); Neue Badische Landeszeitung (Karlsruhe); Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung (Berlin); Neue Zürcher Zeitung (Zürich); Notariatszeitung (Pilsen); Odenwaldklub (Mannheim); Oesterheld & Co. (Berlin); Orient-Occident-Verlag (Stuttgart); Ostpreußische Zeitung (Königsberg); Peine-Ilseder Werkzeitung (Peine-Ilseder Hütte); Preßverein

Egerland (Eger); Preußischer Lehrerverein (Magdeburg); Dr. Fritz Rackhorst (Lennep); Ph. Reclam jun. (Leipzig); Rheinisch-Westfälische Zeitung (Essen); Sächsische Malerzeitung (Dresden); Schlesische Zeitung (Breslau); Schlieffen-Verlag (Berlin); Schwäbischer Merkur (Stuttgart); Lorenz Spindler (Nürnberg); Staatsanzeiger für Württemberg (Stuttgart); Georg Stilke (Berlin); Ed. Strache (Warnsdorf); Gustav Thomas (Bielefeld); Universität (Riga); University of Illinois (Urbana U. S. A.); Verein der Ministerialsekretäre und Amtmänner (Berlin-Friedenau); V. D. J. Verlag (Berlin); Verein für das Deutschtum im Auslande (Dresden); Vereinigte Stahlwerke A.-G. (A. Bagel) (Düsseldorf); F. C. W. Vogel (Leipzig); Vorwärts (Berlin); Weimarische Zeitung (Weimar); Georg Westermann (Braunschweig).

Die bibliothekarischen Arbeiten führten zum Abschluß des Doubletten-Verzeichnisses, das nunmehr über 600 Nummern umfaßt.

Die archivalischen Arbeiten haben zum Abschluß der Inventarisation der 800 naturwissenschaftlichen Faszikel geführt. Ihnen folgten die alphabetisch geordneten Briefe an Goethe, von denen 464 Faszikel katalogisiert sind. Das letzte Viertel dieser Abteilung dürfte im Laufe dieses Sommers abgeschlossen werden.

Außerdem bezogen sich die Ordnungsarbeiten auf den Pasquéschen Nachlaß, auf Goethes Privatakten und Akten des Haushalts und der Vermögensverwaltung; ferner auf die aus Goethes Amtsbereich in Goethes Besitz verbliebenen Akten.

Neben diesen eigenen Arbeiten des Archivs erstreckte sich die wissenschaftliche Tätigkeit auf Unterstützung der Arbeiten von Gelehrten verschiedenster Art. Es wurden von auswärts benutzt: der Briefwechsel Goethes mit Schadow, Fernow, Klingemann, Sartorius, Nees v. Esenbeck, den Geschwistern Schlosser, Mickiewicz und der Madame Szymanowska, Schweigger, Johannes Falk, Rochlitz, Beethoven, Meinhold, Fikentscher, Knebel; ferner die Handschriften des 'West-Östlichen Divan', die Paralipomena zur 'Italienischen Reise' und zu 'Dichtung und Wahrheit', die Korrespondenz um Peter im Baumgarten, die Handschrift zur 'Nausikaa'. Außerdem der Nachlaß Wielands, Tiecks, Arnims, Schillers, Ottiliens v. Goethe, Lenzens, Falks, Bertuchs, Otto Ludwigs, Büchners, Freiligraths, Mörikes, Knebels, Fouqués und Rodenbergs.

Die im Archiv vorhandenen Teile des Zelterschen Nachlasses wurden für die von einem Berliner Verlag geplante umfangreiche Zelter-Ausgabe zur Verfügung gestellt. Die Entleihung von Teilen des Wielandschen Nachlasses zu Zwecken der Akademie-Ausgabe dauert an.

Das Archiv hat während des Jahres Handschriften ausgeliehen an die Staats- und Landes- und Universitätsbibliotheken in Berlin, Breslau, Dresden, Hamburg, Münster, an das Kupferstichkabinett Berlin, an die Musikabteilung der Preuß. Staatsbibliothek, das Staatsarchiv Wolfenbüttel, das Stadtarchiv Frankfurt a. M., das Archiv des Ministeriums des Innern Prag, das Gerichtsarchiv in Eisfeld.

Dank der wiederholten Zuwendung des Reichsministeriums des Innern war das Goethe- und Schiller-Archiv auch im vergangenen Jahre in der erfreulichen Lage, seine Bestände vermehren zu können.

Sechs eigenhändige Gedichte Goethes konnten dem Archiv zugeführt werden, unter ihnen ein ungedrucktes Fragment; an unbe-

kanntem Briefmaterial: ein Schreiben Schillers an Goethe, ein Brief Goethes an den Leipziger Kaufmann Steinauer vom Anfang April 1776, 2 Briefe Goethes an die Schauspielerin Auguste Crelinger aus dem Jahre 1815, zugleich mit zwei anderen schon bekannten, ein Schreiben Goethes an Karl August vom 23. Juli 1811 aus Karlsbad, ein weiteres an v. Herda (1779); ferner ein umfangreicher Brief des Bildhauers Dannecker an Schiller aus dem Jahre 1794, Briefe Wielands, Augusts v. Goethe, endlich die beiden bedeutsamen Schreiben Hebbels an Uhland aus den Jahren 1836/37.

Zum Thema Goethe gehören weiterhin: der Kaufvertrag für Goethes Gartenhaus 1776, ferner ein wichtiges Theaterdokument: Goethes Akten, betreffend die unbefugte Ausleihung und Abschrift des Manuskripts von 'Wallensteins Lager', endlich, neun Lagen stark, das Tagebuch von Goethes Diener Geist über Goethes Reise nach Pyrmont (1805) und vom gleichen Verfasser das Tagebuch der Goethischen Schweizerreise aus dem Jahre 1797, wiederum ein starker Pappband.

Drei Konvolute umfassen die Handschriften 'Correspondance litéraire par le baron de Grimm' (1775—77), die seinerzeit in Weimar reihum gelesen wurde, und einen Band der gleichfalls handschriftlichen 'Rélations' des gleichen Autors für den Herzog Karl August.

Als freundliches Geschenk erhielt das Archiv einen Brief Jung-Stillings (von Geheimrat Spieß, Wiesbaden) und die Urkunde über den Verkauf des Gutes Ober-Roßla durch Goethe (von Professor Stalmann, Braunschweig). Der 'Deutsche Schillerbund' stiftete zwei Vitrinen zur weiteren Auslegung Schillerscher Handschriften.

Eine glückliche und willkommene Ergänzung neuerer Bestände wurde uns durch den treuen Weimar- und Archivfreund Dr. Max Osborn in Berlin zuteil. Er übergab dem Archiv den Briefnachlaß Karl Frenzels, eine umfangreiche Sammlung aller der „an diesen gerichteten, Jahrzehnte hindurch sorgsam aufbewahrten und geordneten Briefe", die Frenzel durch testamentarische Verfügung ihm vermacht hatte mit der Bestimmung, das Material nach Gutdünken zu verwenden und es schließlich dem Goethe- und Schiller-Archiv zu überweisen. Das Ganze ist, wie Max Osborn mitteilt, „ein Dokument für Wesensart und freundschaftlichen Verkehr von Persönlichkeiten, die in der Geschichte des geistigen Deutschlands während des abgelaufenen Jahrhunderts eine ehrenvolle Rolle gespielt haben und die zum großen Teil auch durch vielfache Beziehungen mit dem Heiligtum, das wir Weimar nennen, verknüpft waren". Frenzel ist es, der auf der Tagung der Goethe-Gesellschaft im Jahre 1901 die Gedenkworte auf Herman Grimm gesprochen hat. Sein Briefnachlaß schließt sich ergänzend an den Nachlaß Rodenbergs an. Wir hoffen, daß seinem Stifter Max Osborn doch noch so viele Muße gegönnt werde, daß er, jenen Zeiten und Männern persönlich näher als andere, aus den Beständen ein allen willkommenes Dokument jener Jahrzehnte geben kann. Heute spricht das Goethe- und Schiller-Archiv ihm seinen herzlichen Dank aus für die Übergabe des ihm anvertrauten literarischen Gutes.

Die interessanteste Erwerbung geschah zu guter Letzt, indem zu jenem 'Werther'-Blatte, das zu der Fassung von 1774 gehört und das sich seit kurzem im Archiv befindet, ein zweites eigenhändiges Blatt herbeigeschafft wurde, das bei der Umarbeitung des Romans (1782 bis 1786) entstanden sein muß. Es war von Adolf Schöll vor rund 80 Jahren aufgefunden und in dem Buche: 'Briefe und Aufsätze von

Goethe aus den Jahren 1766—1786' faksimiliert worden und galt seit Jahrzehnten für verschollen. Nach Erwerbung dieser Handschrift bewahrt das Goethe- und Schiller-Archiv alles, was von der Hand des Dichters zu dem seinen Weltruhm begründenden Werk überhaupt erhalten ist.

Ich darf auch an dieser Stelle dem Reichsministerium des Innern den aufrichtigsten Dank des Goethe- und Schiller-Archivs für die Stärkung seines Erwerbsfonds aussprechen, ohne die das Archiv den Aufgaben, die es sich als das Literaturarchiv der klassischen Epoche der deutschen Dichtung stellen muß, nicht hätte gerecht werden können. Insbesondere muß dem Reichsministerium des Innern dafür gedankt werden, daß es seine Zuwendung nicht an die Erwerbung von Handschriften gebunden hat. Wir haben dadurch zu einer beträchtlichen Erweiterung der Bibliotheksbestände schreiten können und dürfen hoffen, der Goethe-Zentralbibliothek im Dienste der Wissenschaft einen Schritt näher gekommen zu sein. Es bleibt noch viel zu tun; denn die Kräfte des Archivs waren jahrzehntelang ausschließlich auf die Schaffung der großen Goethe-Ausgabe gerichtet, neben der Vieles zurücktreten mußte.

Am 6. April 1930 feierte der um Goethearchiv nnd Goetheforschung hochverdiente Archivar des Archivs Prof. Max Hecker seinen 60. Geburtstag.

Das Goethe-Nationalmuseum hat bei gleich stark gebliebenem Besuch seine laufenden Arbeiten fortgeführt, vor allem aber jene Ziele zu fördern gesucht, die es mit dem Centenarjahr 1932 verbinden.

Die Erwerbsmittel, auch diesmal in dankenswerter Weise durch eine Zuwendung des Reichsministeriums des Innern gestärkt, wurden hauptsächlich verwendet, um die Goethische Umwelt im Abbild zu sammeln. Hier bot die Versteigerung der riesenhaften Sammlung Stiebel eine willkommene Gelegenheit, das alte Frankfurt in umfassender Weise den Sammlungen einzuverleiben. Weimar, Leipzig, Straßburg, Wetzlar, der Rhein, die Schweiz und Italien konnten in schönen Blättern aus der Zeit herangebracht werden, so daß das Goethe-Nationalmuseum für diese Abteilung nur noch weniger Stücke bedarf.

Die Bildnisse der Zeitgenossen erfuhren folgende Ergänzung: Ferdinand und Karoline Jagemann in reizenden Wiener Miniaturen, die Herzogin Dorothea von Kurland in gleicher Technik, der Erbgroßherzog Karl Friedrich in einem Wachsrelief von Posch, Goethes Karlsbader Arzt Dr. Kapp in einem Pastell von Dora Stock, ferner die Ölskizzen Friedrich A. Tischbeins zu seinen großen Ölgemälden von Karl August und Luise.

An Goethischen Zeichnungen wurde diesmal nur eine bedeutungsvolle erworben, die große Zeichnung von der Crayenburg in der Rhön aus dem Jahre 1782. Für die Schenkung des ausgezeichneten Knebel-Porträts von Jakob Roux haben wir seiner Enkelin Frau Therese Gylden, Djursholm bei Stockholm, die auch einige weitere Gaben aus Knebels Nachlaß beigefügt hat, zu danken. Herr Professor Dr. Rietschel, Würzburg, stiftete drei Originalskizzen zu seines Großvaters Goethe- und Schiller-Denkmal, Herr Wilhelm Steinach in Rorschach die Soret-Medaille von Bovy, Herr Professor Dr. Schüle, Freiburg, eine Nachbildung der Trauringe Goethes und Christianens, Herr Geheimrat Professor Dr. Johannes Walther, Halle, eine Alraune aus Knebels Nachlaß, einstmals ein Geschenk Goethes an den Freund, Herr Dr. Streitberger, Pößneck, einen seltenen Wartburg-Stich und

einige Medaillen. Durch freundliche Vermittelung Professor K. Koetschaus, Düsseldorf, erlangten wir als Geschenk des Herrn Dr. Dr. Krupp v. Bohlen und Halbach, Essen-Hügel, einen alten Eisenguß der Igeler Säule. Ferner hatten wir uns freundlicher Gaben zu erfreuen von Frl. Helene Andreae, Weimar, der Urenkelin Wielands, von Herrn Dr. Beythan, Berlin, Herrn Oberbaudirektor E. Kriesche, Weimar, Herrn Dr. Th. Stettner, Ansbach, und aus dem Vermächtnis Prof. Dr. A. Böhtlingks, Obersasbach, und Fräulein Hedwig Röckls, Heidelberg.

Über die Dornburger Schlösser kurz folgendes. Die nunmehr drei Jahre alten Anlagen gedeihen gut und freuen sich auf den Besuch der Goethe-Gesellschaft im Jahre 1932. Durch eine freundliche Stiftung des Herrn Karl Viol, Amsterdam, waren wir in der Lage, das ganze Goethische Quartier im Stohmannschen Schlößchen wiederherstellen zu lassen. Durch eine hochherzige Spende eines zweiten unserer Gönner, des Herrn Rechtsanwalt Dr. Kähler, Kiel, hat die höchstgelegene Terrasse der Gärten eine eigene Wasserzuleitung erhalten, was eine außerordentliche Erleichterung für die Blumenpflege bedeutet. Das Vogelparadies in Dornburg, dessen Anlegung und Pflege sich Frau Katharina Kippenberg angelegen sein läßt, entwickelt sich nach Wunsch. Den drei Dornburgfreunden, wie auch allen vorher genannten gütigen Spendern für das Goethe-Nationalmuseum, sei hier aufs herzlichste gedankt.

Und nun sei es mir gestattet, zum erstenmal, obwohl die Vorarbeiten zurückliegen, auf die Feier von Goethes 100. Todestag hinzuweisen, soweit sich die Vorbereitungen auf das Goethe-Nationalmuseum beziehen.

Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar hat sinngemäß drei Aufgaben zu erfüllen:

1. Erhaltung und Darbietung der Stätte von Goethes siebenundfünfzigjährigem Leben und Wirken.
2. Darstellung von Goethes Leben und Lebensbeziehungen in Dokumenten von seiner Geburt bis zum Tode.
3. Ausbreitung und Nutzbarmachung von Goethes künstlerischem und naturwissenschaftlichem Sammler- und Forschernachlaß.

Die erste Verpflichtung wird erfüllt durch das eigentliche alte Goethehaus,

die zweite aus Mangel an Raum in dürftigster Weise im Mansardenstockwerk des alten Hauses,

die dritte nur andeutungsweise und unter Weglassung großer Bestände in den vier Sammlungszimmern des kleinen Anbaus von 1913, mit dessen Errichtung Wolfgang v. Oettingen die museumstechnisch gesicherte Aufbewahrung des kostbaren Nachlasses endgültig durchgesetzt und sich den dauernden Dank aller Goetheverehrer erworben hat.

Von Goethes Arbeitsnachlaß wird jetzt Naturwissenschaftliches zum Teil geboten, von seinem künstlerischen Nachlasse nur weniges; überhaupt nicht die große Sammlung von Handzeichnungen alter Meister aller Schulen, die umfangreiche Sammlung von Kupferstichen und Holzschnitten usw. Kein Raum ist vorhanden, um eine kennzeichnende Auswahl aus den über 2000 eigenen Handzeichnungen Goethes vorzulegen. Plaketten, Medaillen und Münzen, wie auch antike Kleinkunst können nur in allerbescheidensten Kostproben gezeigt werden.

Es fehlt jede Möglichkeit, die Sammlungsgegenstände anständig zur Benutzung durch Gelehrte vorzulegen; denn das Goethe-Nationalmuseum, das gleichzeitig die Gesamtverwaltung der Klassischen Stätten hat, besitzt nur ein einziges Arbeitszimmer, in dem der Direktor seine Verwaltungsgeschäfte erledigt, Auskünfte erteilt, Angebote prüft und darüber verhandelt, der Assistent arbeitet, die Schreibmaschine in Tätigkeit ist und die Vorlegung der Sammlungsgegenstände an wissenschaftliche Benutzer vor sich gehen muß.

Eine möglichst umfassende Darbietung des Goethischen Erbes als Dokument höchster Arbeitsleistung eines der größten deutschen Geister im Goethe-Nationalmuseum ist eine Verpflichtung, die seit dem Antritt des Erbes vor mehr als vierzig Jahren erkannt und etappenweise der Verwirklichung näher geführt wurde. Sie ist notwendig, weil sie dem deutschen Volke und der Welt die Lebensleistung Goethes vorbildhaft vermittelt und der Wissenschaft die Möglichkeit zur Bearbeitung der Bestände verschafft. Sie ist nur möglich, wenn durch die Schaffung eines Erweiterungsbaues die realen Bedingungen dazu geboten werden. Ohne den abschließenden Erweiterungsbau wird die mit dem Erbe übernommene Verpflichtung gegenüber der Mit- und Nachwelt in völlig unzulänglicher Weise erfüllt, das heißt: nicht erfüllt.

In Weimar am hundertsten Todestage Goethes Ihm selbst ein Denkmal zu errichten, das ist gleichzeitig ein Gedanke, der nur dem tiefsten Gefühl lebenslanger Dankbarkeit und ehrfürchtiger Gesinnung entspringen kann und auch in Zeiten bitterer Not des einzelnen und des Staatsganzen freudige Zustimmung erwarten darf.

Nur in Weimar kann dieser Gedanke in Angriff genommen und durchgeführt werden: denn in Weimar allein ist — im Gegensatz zu jeder anderen Goethe-Erinnerungsstätte — die Umwelt des Dichters räumlich und gegenständlich erhalten geblieben, und zugleich bietet Weimar den ungeheuren Nachlaß des Dichters, des Naturforschers, des Kunstsammlers und Weisen als Erbe dar. Von Weimar aus ging nach dem Tode des letzten Goethe die Fundamentierung der gesamten Goethe-Wissenschaft aus, vor allem von dem Goethe- und Schiller-Archiv, wo in entsagungsvoller Arbeit die Grundmauern in der Weimarer Goethe-Ausgabe errichtet wurden. Von hier aus gingen die zahlreichen 'Schriften' und 'Jahrbücher' der Goethes Namen tragenden Gesellschaft aus, deren Veröffentlichungen ihre Nahrung zogen aus den weimarischen Beständen. In Weimar hat Goethe vom 26. bis in das 83. Lebensjahr geschaffen, in Weimar hat er die ungeheure Pyramide seines Daseins errichtet, in Weimar ist er von der Erde geschieden, und in der Fürstengruft ruht, was an ihm sterblich blieb.

Zu dem im Jahre 1913 im Anschluß an das Goethehaus errichteten kleinen Erweiterungsbau zum Zwecke der museumstechnisch gesicherten Unterbringung des reichen Goethischen Nachlasses hat schon Wolfgang v. Oettingen, die notwendige Entwicklung voraussehend, im Jahre nach der Fertigstellung mit Mitteln der 'Vereinigung der Freunde des Goethehauses' das Nachbarhaus erworben, und nach dem Kriege ist immer wieder versucht worden, die Grundstücke, die Goethes Garten östlich begrenzen, zu kaufen, um so den Boden zu sichern, auf dem der schon vor dem Kriege angestrebte Erweiterungsbau des Goethe-Nationalmuseums Platz finden sollte.

Die genannten Grundstücke sind mit Häusern bebaut, die zur Zeit Goethes noch nicht standen. Sie sind in baulich schlechtem Zustand

und bilden eine dauernde Gefahr für das Goethehaus bei etwa einbrechendem Feuer; die dem Goethischen Garten zugekehrte Seite verschandelt den Eindruck des Gartens, und bei einem Verkauf an Private und Errichtung eines modernen Neubaus ist eine Ausnutzung der Lage zum Nachteile des stimmungsvollen Friedens des Goethischen Gartens nicht zu verhindern. Um solche Auswirkungen auszuschalten, wäre es an sich wichtig genug, die Grundstücke durch Kauf unter eigene Kontrolle zu bekommen. Aber das wäre eine Sache des Goethe-Nationalmuseums allein.

Die Errichtung eines Erweiterungsbaus aber, der dem deutschen Volke und den Verehrern Goethes in der ganzen Welt die Möglichkeit geben soll, den überreichen Nachlaß Goethes kennenzulernen und sich in einem Grade in ihn zu vertiefen, der bis jetzt nicht denkbar war, ist eine Aufgabe, die weder sachlich noch ideell allein von dem Lande getragen werden kann und darf, dessen Boden zufällig das Haus Goethes trägt.

Die Errichtung des Museumsanbaus würde für das Goethe-Nationalmuseum bedeuten:

die Möglichkeit, aus der Mansarde des Goethehauses das biographische Museum zu entfernen zugunsten einer erweiterten Aufstellung seines naturwissenschaftlichen Nachlasses. Auf diese Weise würde im alten Hause nichts organisch Fremdes mehr Aufstellung finden, sondern nur Bestände der Goethischen Erbmasse. Diese würden übergreifen in ein Stockwerk des Neubaus, so daß die reichen Sammlungen zur Kunst in größerem Umfang in Erscheinung treten könnten.

Das Thema 'Goethes Leben und Umwelt im Bilde' würde ein weiteres Stockwerk des Neubaues umfassen mit der Möglichkeit, später sich um ein Stockwerk zu erweitern, so daß hier das größte Persönlichkeitsmuseum der Welt, entsprechend dem Ausmaß der Persönlichkeit Goethes, geschaffen werden könnte. Ein Saal am Stirnende des Gebäudes würde Gelegenheit geben, in Wechselausstellungen weitere Bestände zu zeigen, insbesondere Goethes eigene Handzeichnungen; zugleich würde er als Vortragssaal dienen und in seinem innenarchitektonischen Schmuck Goethes Weltstellung symbolisieren.

Mit der Durchführung des Erweiterungsbaues erfüllen wir in der hundert Jahre nach Goethes Tode gegebenen Form und gebotenen Eindringlichkeit den testamentarischen Willen Goethes: „Meine Sammlungen jeder Art sind der genauesten Fürsorge wert. . . . Ich habe nicht nach Laune und Willkür, sondern jedesmal mit Plan und Absicht zu meiner eigenen folgerechten Bildung gesammlet und an jedem Stück meines Besitzes etwas gelernt. In diesem Sinne möchte ich diese meine Sammlungen gern konserviert sehen."

Die Lösung dieser Frage wird von der Thüringischen Regierung, vom Reichsministerium des Innern und vom Preußischen Kultusministerium mit tätiger Teilnahme verfolgt. Die erbetenen Mittel werden jedoch, wie jetzt deutlich zu übersehen ist, nicht ausreichen, um die Durchführung zu sichern. Die außerordentlich gespannte Finanzlage des Reichs und der Länder wird das begreiflich machen. Wir werden entgegen unserer ursprünglichen Absicht nicht ohne den Anruf der Allgemeinheit unser Ziel erreichen. Eine Goethe-National-Lotterie wird sich im Jahre 1931 an das ganze deutsche Volk wenden. Es bedarf also vor allem der Mitwirkung aller derer, die sich Goethe

in Lebensdankbarkeit verpflichtet fühlen. Wir bitten die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft schon jetzt, wenn der Aufruf ausgeht, auch über unsere Kreise hinaus mit aller Tatkraft für diese Lotterie zu werben. Was gemeinsam geschaffen werden soll, ist ein Denkmal der Dankbarkeit Deutschlands, errichtet am hundertsten Todestag seines größten Sohnes, ein Denkmal des Selbstvertrauens und der Selbstbesinnung für künftige Generationen, ein Denkmal Deutschlands selbst vor der Welt, ein Denkmal der Arbeit schließlich, jener deutschen Arbeit, die unbehindert durch die Enge und die Not der Zeit fortschreitet, höchste und letzte Ziele vor Augen und im Herzen.

Hans Wahl.

Haupt-Versammlung der Goethe-Gesellschaft am 13. und 14. Juni 1930.

Die Hauptversammlung des Jahres 1930 hat sich eines besonders regen Besuches erfreuen dürfen: an der Festsitzung haben etwa 700 Mitglieder, an der Fahrt nach Erfurt etwa 600, an dem Festmahle etwa 450 Personen teilgenommen. Als Gäste der Goethe-Gesellschaft waren 79 Studenten, Damen und Herren, erschienen; es waren vertreten die Hochschulen Berlin, Bonn, Breslau, Gießen, Hamburg, München, Wien.

Der Tagung voran ging am Abend des 12. Juni eine zwanglose Zusammenkunft in den altvertrauten Räumen des 'Künstlervereins', bei der Herr Ebbs vom Deutschen Nationaltheater in Weimar mit vielem Beifall Goethische Lieder zur Laute vortrug.

I. Freitag, 13. Juni 1930.

1. Geschäftliche Sitzung.

Die Geschäftliche Sitzung beginnt nachmittags 4 Uhr; Versammlungsort ist wie üblich der Saal der 'Armbrustschützengesellschaft'.

Der Präsident der Gesellschaft Prof. Julius Petersen begrüßt die Erschienenen, heißt die Vertreter der Thüringischen Regierung und der Stadt Weimar willkommen und gibt besonderer Freude über die Anwesenheit so vieler ausländischer Mitglieder Ausdruck: aus Böhmen, Dänemark, Österreich, aus der Schweiz haben sich zahlreiche Goethefreunde eingestellt. Er widmet herzliche Worte der studentischen Jugend, deren Anwesenheit die Gewähr ist lebendigen Wachstums der Gesellschaft, und übermittelt die Grüße der fest gegründeten und kräftig gedeihenden Ortsgruppe in New York. Die Beteiligung des Auslandes ist ihm ein Beweis für die ständige Ausbreitung der Weltgeltung Goethes; sie legt uns die Verpflichtung auf, auch im Inlande, in der Heimat, die Wirkenssphäre des Dichters immer sicherer zu stellen. Dazu gehört in erster Linie, zu verhindern, daß Goethe ein Opfer der politischen Entzweiung unserer Zeit werde; die Goethe-Gesellschaft, die man wohl auch in den verderblichen Kampf der Parteien hineinzuziehen gesucht habe, bleibe sich ihrer Aufgabe bewußt, eine unpolitische Vereinigung zu sein. Goethe solle ein Symbol der Einheit sein und bleiben; davon werde die Gedächtnisfeier des Jahres 1932 vollgültiges Zeugnis ablegen.

Der Präsident gedenkt der Toten des vergangenen Jahres; er nennt den Weimarer Gymnasialprofessor Otto Francke, einen der Gründer der Gesellschaft, der durch ausgebreitete publizistische Tätigkeit ihre Arbeiten unablässig gefördert hat, Gustav Stresemann, den sein hohes Amt nicht davon abhalten konnte, einen Sitz im Kuratorium der Dornburger Schlösser einzunehmen, Paul Trautmann, den Oberbürgermeister von Braunschweig, den Freund aus den un-

vergeßlichen Tagen der Goethe-Lessing-Feier des vergangenen Jahres, endlich Heinrich Emden, den spendefreudigen Gönner in Frankfurt am Main. Zu Ehren der Toten erheben sich die Anwesenden von ihren Sitzen.

Von den Toten und der Vergangenheit wendet sich der Redner dem Leben und der Zukunft zu und macht die Veröffentlichungen bekannt, die die Gesellschaft in den nächsten Jahren zu verteilen gedenkt: im Jahre 1930 eine Sammlung von Bildern des Weimarer Malers Georg Melchior Kraus mit Text von Freiherrn Schenk zu Schweinsberg, im Jahre 1931 ein von Karl Nießen (Köln) besorgtes Werk: 'Faust auf der Bühne', im Erinnerungsjahre 1932 eine von Franz Koch (Wien) verfaßte Darstellung der Stellung Goethes zu Tod und Unsterblichkeit, im Jahre 1933 eine von Schottländer (Berlin) zusammengestellte Ausgabe der literarischen Arbeiten Karl Friedrich Zelters.

Neben diesen wissenschaftlich-schriftstellerischen Arbeiten hat sich die Gesellschaft Aufgaben gestellt, die der unmittelbaren Gegenwart angehören und nicht an Weimar gebunden sind. In diesem Sinne wird sie sich an der Danziger Goethewoche im Oktober dieses Jahres beteiligen; so wird sie, einer Einladung der Stadt Frankfurt folgend, im Jahre 1931 in Frankfurt den 200. Geburtstag der Frau Rat mitbegehen. Vor allem aber ruft im Jahre 1932 die Feier des 100. Todestages ihres Dichters die Gesellschaft zu lebendiger Wirksamkeit auf. Der Redner läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß Weimar, die Stadt, in der Goethe den größten Teil seines Lebens verbracht hat, in der er gestorben ist, die Stadt, in der sein Haus und sein Sarg stehen, den Mittelpunkt des großen Tages bilden müsse. Es wird eine Feier werden, in der die ganze Welt dem Geiste Goethes den Zoll dankbarer Verehrung darbringen wird. Einzelheiten der geplanten Veranstaltungen werden bekanntgegeben: in der Karwoche werden die besten Theater Deutschlands auf der Weimarer Bühne je ein Goethisches Stück aufführen, als dauerndes Erinnerungsmal soll ein Erweiterungsbau des Goethe-Nationalmuseums eröffnet werden.

Auch das laufende Jahr ist ein Erinnerungsjahr: es hat den 125. Todestag Friedrich Schillers gebracht. Petersen dankt dem Nationaltheater, daß es zu Ehren des großen Toten die Gesellschaft mit einer Darstellung seines 'Demetrius' erfreuen will, und nimmt, seine Ansprache schließend, von dem zweiten Theaterstück, das geboten werden wird, von Goethes anmutig-tiefsinnigem Festspiel 'Palaeophron und Neoterpe' Gelegenheit festzustellen, daß der Grundgedanke dieser Dichtung auch das Ziel der Goethe-Gesellschaft sein müsse: die Versöhnung der alten und der neuen Zeit.

Herr v. Weckbecker überbringt Grüße und Wünsche des österreichischen Bundespräsidenten und feiert die geistig-kulturelle Einheit Deutschlands und Österreichs.

Herr Senator Strunk ladet zur Teilnahme an der Danziger Goethewoche ein.

Oberbürgermeister a. D. Donndorf erstattet den Bericht über das abgelaufene Geschäftsjahr (siehe S. 297—303) und macht anschließend eingehende Mitteilungen über die Wirksamkeit der Ortsgruppen. Präsident Petersen bringt ihm in herzlich-beredten Worten den Dank der Gesellschaft dar für seine unermüdliche und umsichtige Tätigkeit.

Prof. Wahl gibt Rechenschaft von der Entwicklung der ihm unterstellten Anstalten: des Goethe- und Schiller-Archivs und des Goethe-Nationalmuseums. Von der fortschreitenden Wiederherstellung der

Dornburger Schlösser und Gärten ist Erfreuliches zu melden. Zum erstenmal erhält die Öffentlichkeit Nachricht von dem Plane eines Neubaues, der, an das Goethe-Nationalmuseum angeschlossen, die Möglichkeit bietet, das alte Goethehaus von allen fremden Bestandteilen zu befreien (siehe S. 304—313).

Bankdirektor Adlung trägt die Jahresrechnung vor und erhält die erbetene Entlastung.

Dr. Donndorf bringt den Antrag des Vorstandes ein, den Jahresbeitrag für 1931 auf Mk. 12.— festzusetzen; die Versammlung stimmt dem Antrag zu. Weitere Anträge liegen nicht vor.

Es folgen Mitteilungen geschäftlicher Art. Das Begrüßungstelegramm der Ortsgruppe New York soll erwidert werden. Es wird aufmerksam gemacht auf einige Werke: Weichberger, 'Goethe und das Komödienhaus in Weimar', Schrickel, 'Goethes Familie in Bad Frankenhausen', die Festschrift zum 6. April 1930: 'Vimariensia für Max Hecker'. Es ergehen Anweisungen für die Fahrt nach Erfurt und den Ausflug nach Groß-Kochberg (Sonntag, 15. Juni).

Mit Dankesworten schließt Präsident Petersen die Sitzung.

2. Theatervorstellung (abends 8 Uhr).

Das Deutsche Nationaltheater führt in wirkungsvoller Weise das gewaltige Bruchstück 'Demetrius' von Schiller vor, dem zu reizvoller Gegenwirkung das heiter-geistreiche Festspiel Goethes 'Palaeophron und Neoterpe' folgt. Beiden Darbietungen wird reicher Beifall zuteil.

II. Sonnabend, 14. Juni.

1. Festliche Sitzung.

Die festliche Sitzung findet im Deutschen Nationaltheater statt; sie beginnt um 10 Uhr vormittags. Die Weimarische Staatskapelle unter Leitung des Herrn Dr. Robbe gibt ihr den künstlerischen Rahmen: sie eröffnet die Veranstaltung mit Beethovens Andante con moto aus der V. Symphonie und schließt sie mit Glucks Ouvertüre zu 'Iphigenie in Aulis'.

Den Festvortrag hält Geh. Hofrat Prof. Dr. Oskar Walzel, Bonn, über das Thema: 'Das ästhetische Glaubensbekenntnis von Goethes und Schillers Hochklassizismus' (siehe S. 261—292).

2. Ausflug nach Erfurt.

Die Preußische Regierung und der Magistrat der Stadt Erfurt haben die Mitglieder zu einem Besuch ihrer Blumen-, Luther- und Dom-Stadt eingeladen. Ein Sonderzug, der um 2 Uhr von Weimar abgeht, bringt die Teilnehmer nach Erfurt, wo sie an der Bahn von Herrn Oberbürgermeister Dr. Mann mit herzlicher Begrüßung willkommen geheißen werden. Die Bahnhoftreppe hinabsteigend, finden die Gäste ein Spalier hellgekleideter blumengeschmückter junger Mädchen, die jeder Dame eine Gabe prachtvoller Nelken überreichen. Man begibt sich nach dem Regierungsgebäude, in dessen Hof Herr Regierungsvizepräsident Fischenich der Gesellschaft seinen Dank für ihren Besuch ausspricht und Herr Archivdirektor Prof. Dr. Overmann einen gediegenen Vortrag über Goethes Beziehungen zu

Erfurt hält. Ein Rundgang durch das Regierungsgebäude schließt sich an; mit Interesse besichtigen die Gäste die Prachträume dieses ehemaligen kurmainzischen Statthalterpalastes und verweilen mit besonderer Teilnahme in jenem Zimmer, das am 2. Oktober 1808 die denkwürdige Begegnung Goethes mit Napoleon gesehen hat. Damit sich das Bild des stolzen Hauses lange im Gedächtnis der Besucher erhalte, hat die Regierung eine von Prof. Overmann verfaßte, mit Ansichten geschmückte kleine Festschrift gestiftet: 'Das Erfurter Regierungsgebäude. Der ehemalige kurmainzische Statthalterpalast'. Dann geht der lange Zug nach dem Dom. Ein ergreifendes Orgelkonzert verleiht mit machtvollen und zarten Tönen dem Aufenthalt unter den hohen gotischen Gewölben unvergeßliche Weihe; kundige Führer leiten die sich anschließende Besichtigung; die große Glocke des Domes, die 'Maria Gloriosa', die größte alte Glocke Deutschlands, sendet von Zeit zu Zeit klangvollen Gruß herab. Im Ressource-Garten wird der Tee eingenommen, den junge Damen darbieten; das Städtische Orchester spielt leichte Melodien. Es folgt in Autobussen eine Rundfahrt durch die Stadt; sie führt zur Höhe der Cyriaksburg hinauf, die im vollen Frühlingsschmuck ihrer ausgedehnten Buschgänge und Blumenbeete die Gesellschaft empfängt und sie mit herrlichem Ausblick auf das turmreiche Erfurt fesselt. Zur Stadt zurückgekehrt, wohnen die Gäste einer Aufführung des Strawinsky'schen 'Oedipus Rex' durch das Erfurter Stadttheater bei.

Nach diesen reichen Darbietungen der Preußischen Regierung und der Stadt Erfurt begibt man sich in das 'Haus Kossenhaschen' zum Festmahle, wo die Gesellschaft ihrerseits die Vertreter der Regierung und des Magistrats als Gäste empfangen darf. In den prächtigen hellerleuchteten Räumen wird an strahlenden Tafeln, die von der Stadt mit verschwenderischem Nelkenflor geschmückt sind, das Mahl eingenommen. Präsident Petersen bringt das Hoch auf das Vaterland aus, Herr Oberbürgermeister Mann spricht im Namen der Stadt Erfurt, Petersen dankt allen, die sich der Ausgestaltung der Hauptversammlung gewidmet haben, Geheimrat Walzel feiert die Goethe-Gesellschaft und Weimar, Geheimrat v. Oettingen gedenkt der Damen, Herr Behrens aus Kopenhagen überbringt dänische Grüße. Um Mitternacht wird die Rückfahrt angetreten: ein eindruckreicher Tag liegt hinter der Gesellschaft, den sie immer unter die schönsten Festereignisse in ihrer Geschichte zählen wird.

3. Ausflug nach Groß-Kochberg.

Eine stattliche Anzahl Mitglieder folgte am Sonntag, dem 15. Juni, einer Aufforderung des Deutschen Nationaltheaters, in dem wieder erstandenen zierlichen Liebhabertheater von Groß-Kochberg einer Aufführung des von Charlotte v. Stein verfaßten Lustspiels: 'Die Verschwörung gegen die Liebe (oder Das neue Freiheitssystem)' beizuwohnen. Der Gang durch das Schloß und seine herrlichen Parkanlagen, den Familie v. Stein den Besuchern gestattete, das reizende Spiel des in diesem Rahmen besonders wirksamen Stückes brachte allen Teilnehmern einen seltenen und unvergeßlichen Genuß.

Weimar, 15. Juli 1930.

Petersen. Max Hecker.

Register

I. Personen- und Ortsnamen

II. Goethe

Inhalt



Tafeln

Goethes Dornburg

Gedruckt in der Hofbuch-
druckerei zu Weimar.

PT
2045
G645
Bd.16

Goethe-Gesellschaft, Weimar
Jahrbuch

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY